Pb. sp. 587-5

FiKV.

Digitized by Google

<36620693060015

<36620693060015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin

zur

Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit

Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde

herausgegeben

von

C. P. Moritz und C. F. Pockels.

Fünfter Band.

Berlin,

bei August Mylius. 1787.

Digitized by Google

Phsp. 587-5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.

Fünften Bandes erstes Stück.

Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Der — wahrlich sehr unphilosophische — Glaube an Ahndungen ist so alt und allgemein als der Glaube an Gespenster. Die Neigung der Menschen zum Ausserordentlichen und Wunderbaren; die so natürliche Begierde, Andern von sich etwas Sonderbares erzählen zu können, oder von Andern erzählen zu hören; das fürchterlich angenehme Gefühl erschüttert zu werden, und vornehmlich auch die Meinungen von höhern auf uns würkenden Geistern, haben gewiß das Meiste dazu beigetragen, jenen Glauben auszubreiten, wohin man noch die Neigung, seinen Voreltern in Ab-

ſicht der unter ſich zugetragenen Ahndungen nicht zu widerſprechen, rechnen kann.

Nicht bloß unwiſſende und gemeine Leute, welche nie über die Natur der menſchlichen Seele nachgedacht haben, und jedes ſonderbare Phänomen derſelben höhern Weſen auſſer uns zu zu ſchreiben ſich geneigt fühlen; ſondern ſelbſt Leute von Kopf und Geſchmack, Philoſophen von Profeſſion, — die doch billig an einem Ahndungsvermögen der Seele zweifeln müßten, da es ſo erſtaunlich wider ſich, und nur wenig für ſich hat, — laſſen ſich den Glauben daran nicht nehmen, und ich habe manche daſſelbe mit einem Enthuſiasmus vertheidigen hören, als wenn es auf die Unterſuchung der allerwichtigſten Wahrheiten angekommen wäre. Ich kenne einige noch lebende Schriftſteller, welche alle ihre zufälligen Amtsveränderungen vorhergeſehen zu haben vorgeben, — wozu ihnen eine ſolche Notiz geholfen hat, wiſſen ſie ſelbſt nicht —, und bei uns lebt noch dieſen Augenblick ein Gelehrter, der ſich darauf todtſchlagen ließe, daß er aus gewiſſen unerklärbaren Veränderungen, blizſchnellen Erſcheinungen, und lichtvibrationen in einem Winkel ſeiner Stube; aber NB allemahl des Abends, gewiſſe zufällige Begebenheiten ſeines Lebens, z. B. den Tod eines Anverwandten vorherſehen könne, wobei ihm denn immer zugleich ein kalter Schauer über die Haut laufen ſoll. — —

In

In den drei ersten Bänden der Erfahrungsseelenkunde sind viele Beiträge über die Ahndungen abgedruckt worden, davon einige in der That sonderbar genug sind; andere enthalten ganz gewöhnliche, und leicht zu erklärende Vorhersagungen unglücklicher Begebenheiten, woran nicht so wohl jenes erträumte Vorhersehungsvermögen der Seele, als eine melancholische Stimmung des Gemüths, und der bloße Zufall Theil hatte. Ich will alle einzelne berichtete Fälle, welche vom Hrn. Prof. Moritz in seiner Revision noch nicht untersucht worden sind, nach und nach durch zu gehen, und nach psychologischen Gesetzen zu prüfen suchen. —

Doch vorher noch Einiges über Ahndungen und ihre Erklärungsart überhaupt. *)

Es ist nicht zu läugnen, daß viele Uebel, von denen man eine Ahndung gehabt zu haben vorgab, würklich, und oft mit einer Pünktlichkeit eingetroffen sind, die uns in Erstaunen setzen muß, und dieses Eintreffen ist als ein Allgemeinbeweis eines in uns liegenden, obgleich bei verschiedenen Menschen bald stärkern bald schwächern Vorhersehungsvermögens der menschlichen Seele angenommen worden; — allein ich habe gegen das Daseyn eines solchen Vermögens vornehmlich Folgendes einzu-

*) Vergl. Hennings von Ahndungen und Visionen, Seite 330—351.

wenden, wobei ich zugleich auf die vortrefliche Abhandlung von F. G. im ersten Stück des dritten Bandes dieses Magazins, die Richtigkeit des Ahndungsvermögens ꝛc. betitelt, verweise.

1) Streitet ein solches Vermögen mit der natürlichen, einmahl von dem Schöpfer bestimmten Art und Weise, wie unsere Begriffe und Empfindungen entstehen; mit der Identität unserer Denkkraft, die durch eingeschobene Ideen, welche in der natürlichen Folge und Verbindung unserer übrigen Begriffe keinen Grund hätten, auf eine übernatürliche Art aufgehoben werden müßte; folglich auch mit der Natur derjenigen Schlußfolge, vermöge welcher wir nur das Zukünftige durch Vergleichung der Ursach und Würkung, nie aber etwas blos Zufälliges vorhersehen können.

2) Wird dieses Vermögen bei unzähligen Menschen gar nicht bemerkt, am allerwenigsten aber NB bei aufgeklärten, hellen von Vorurtheilen freien Köpfen, so lange sie sich im Zustande des gesunden Denkens befinden.

3) Würde uns ein solches Vermögen von der Gottheit mehr zu unsrer Anal, als zu unsrer Glückseligkeit gegeben worden seyn, wie wir von den Leuten wissen, welche sich ein solches Vermögen zu heben einbilden.

4) lassen

4) lassen sich die meisten Ahndungen sehr natürlich und psychologisch erklären, ohne daß man jenes Vermögen, oder wohl gar Einwürkungen höherer Wesen anzunehmen nöthig hat. Dieser lezte Punkt sollte vornehmlich von allen Psychologen ernstlich erwogen werden, und ich will daher meinen Lesern einige Winke mittheilen, wie man billig bei Erklärung einer jeden Ahndung verfahren muß, wenn man sie richtig erklären will.

a) Hat diese und jene Person, deren Ahndungen eingetroffen sind, auf keine Art und Weise ihr Unglück durch vorhergegangene und gegenwärtige Umstände oder auch Gemüthslagen vermuthen können; hat insbesondere in Absicht der leztern die Seele nicht die dunkle Vorstellung eines Unglücks repetirt, das sich schon einmahl mit der Person zutrug, und sich in einer gewissen Zeitfolge wieder zutragen konnte oder mußte?

b) In welchem Seelenzustande befand sich der Ahndende, wenn er ein gewisses Vorgefühl von einem bevorstehenden Unglück zu haben glaubte. Was trug Melancholie, Einbildung, Hypochondrie dazu bei, sich erst ein Uebel überhaupt möglich zu denken, und hinterher sich ein bevorstehendes Uebel insbesondere vorzustellen; — wobei man zugleich genau untersuchen müßte: ob diese Vorstellung ohne ein vorhergegangenes dunk-

les Gefühl der Schwermuth blitzschnell; oder die Vorstellung aus diesem Gefühl erst nach und nach entstanden sey?

c) Wurde nicht manchmahl eine hypochondrische Grille, die eintreffen, aber auch nicht eintreffen konnte, hinterher durch eine zu lebhafte Einbildung wahr? wie es mehrere Beispiele giebt, daß Leute, die sich den und den Tag, Monat, das und das Jahr zu sterben einbildeten, um die nehmliche Zeit würklich starben, und ein Opfer ihrer angestrengten Phantasie wurden.

d) Trägt mancher nicht oft, wenn die Ahndung schon erfüllt ist, in ihr dunkles Vorgefühl durch die Imagination einer Deutlichkeit hinüber, die vorher nicht mit jenem Vorgefühl verbunden war, oder um mich deutlicher auszudrücken, bildet man sich nicht oft nach einem Unglück eine bestimmte Ahndung davon gehabt zu haben ein, die vorher sehr unbestimmt war? Wir finden überall Leute, die nach einem erlittenen Unglück gleich mit der Sprache fertig sind, das hat mir wohl geahndet, es war mir so bange ums Herz, ich hatte an keinem Orte Ruhe. —

e) Welchen nahen oder fernen Einfluß hat der Zufall auf die Erfüllung einer Ahndung gehabt? Ein Umstand, den man aufs genaueste bei der Erklärung der Ahndungen erwägen müßte, selbst da, wo sie auf die pünktlichste Art in Absicht der Zeit und äußerer Situationen in Erfüllung

gegan-

gegangen sind. Es tragen sich Dinge in der Welt oft auf die sonderbarste Art zu; stimmen so genau in Absicht des Orts und der Zeit überein; scheinen so natürlich in einander gegründet zu seyn, — daß man darauf schwören sollte, daß sie in einander gegründet wären, ob sies gleich nicht sind. So kann die menschliche Seele sich ein gewisses Unglück vorher deutlich vorgestellt und vermöge dieser Vorstellung geahndet sieben hundert und mehrere mahle ein anderes Unglück vorhergesehen haben, — und doch ist der strenge Denker noch lange nicht berechtigt zu glauben, daß die Ahndung sich auf ein würkliches Vorhersehungsvermögen der Seele gründe. — —

Wenn man nun alles dieß zusammennimmt, (alle diese Umstände bei einer jeden Ahndung untersuchen könnte oder wollte,) wenn man ferner bedenkt, daß nicht nur zu sehr vielen Ahndungen unwahre Ideen und äußere Lagen hinzugedichtet werden; sondern daß auch die menschliche Seele oft unwillkürlich zu solchen Erdichtungen verführet wird; bedenkt, daß sie oft aus vorhergegangenen Vermuthungsideen, die sie wieder vergessen hat, Schlusfolgen zieht, oder zog, wovon sie selbst nicht mehr recht weis, wie sie entstanden sind, und wenn man überhaupt bedenkt, daß ein Ahndungsvermögen der Seele, das sich nicht auf eine physische Art erklären läßt, etwas Unnatürliches,

liches, wider die einmahl vorhandene Einrichtung unsrer Denkkraft Streitendes, und für unsere moralische Ausbildung Unbrauchbares, — ja vielmehr wegen der Neigung der Menschen zum Aberglauben höchst Schädliches seyn muß; so kann und darf Alles, was Ahndung, Traum, Vision, Weissagung heißt, vor dem Richterstuhle der reinen Vernunft keinen Werth behalten, und die Menschen würden sich tauenderlei Unruhen, Sorgen und lächerliche Grillen erspart haben, wenn sie nie daran geglaubt hätten; doch hievon ein andermahl. —

Ich komme iezt zu den einzelnen Ahndungsgeschichten selbst, welche in die drei ersten Bände der Seelenkunde eingeschickt sind.

Im zweiten Stück des ersten Bandes S. 78 steht ein Aufsatz über das Vorhersehungsvermögen der Seele, welchen der Kirchenrath Hr. Hennig aus Königsberg eingeschickt hat. „Einer Kaufmannsfrau, Nahmens Krausin in Löbnicht zu Königsberg wohnhaft, war 1782 im Monat Januar eines ihrer geliebtesten Kinder gestorben. Schon damahls hatte sie gesagt: daß sie dieß Kind nicht lange überleben würde. Aufs folgende Jahr würde sie im Monat Januar wieder entbunden werden, und in diesen sechs Wochen würde sie sterben„. Dieß war nun freilich ziemlich bestimmt vorhergesagt; allein in der ganzen Prophezeihung, dergleichen viele im gemeinen Leben vorkommen, scheint mir

mir gar nichts Sonderbares zu liegen, so richtig sie auch nachher eingetroffen ist. Wer die lebhaften und schwärmerischen Empfindungen des mütterlichen Herzens kennt, wenn es um den Tod eines geliebten Kindes trauert, wer das andere Geschlecht oft in melancholischen Stimmungen seines Gemüths beobachtet hat, wird bemerkt haben, daß es sich alsdann mit nichts lieber als mit Gedanken an Grab und Tod beschäftigt, und nichts mehr als seinen gestorbenen Lieblingen nachzufolgen wünscht. Ich kenne mehrere vortrefliche Mütter, die in den Empfindungen ihres Schmerzes über den Verlust ihrer geliebten Kinder sich nicht nur selbst sehnlichst den Tod gewünscht; sondern auch geradezu behauptet haben, daß sie jenen gewiß bald nachfolgen würde; — ob diese guten Seelen gleich diesen Augenblick noch leben. Wer würde es einem Psychologen verzeihen, wenn er aus solchen Aeußerungen der zu lebhaft gewordenen Phantasie gleich ein Vorhersehungsvermögen der Seele folgern wollte!

Der Gedanke der guten Mutter, der der Gegenstand des gegenwärtigen Beitrags ist, lag nun einmahl tief in ihrer Seele, daß sie ihrem geliebten Kinde bald nachfolgen werde, und sie vermuthete, daß dieß am wahrscheinlichsten in den nächsten sechs Wochen geschehen könnte; es scheint, als ob ihre Phantasie sich recht mit Fleis diesen Umstand ausgesucht habe, weil eine Niederkunft so leicht eine Veranlassung zum Tode werden kann. Sie fühlte

sich einige Monate darauf würklich in andern Umständen — „Sehr oft, heißt es weiter, fand ihr Mann, wenn er von seinen Geschäften nach Hause kam, sie in Sterbensbetrachtungen vertieft, sehr oft auch in vielen Thränen, die sie jedoch nicht eigentlich wegen ihres, wie sie glaubte, bevorstehenden Todes willen vergoß, sondern NB vielmehr um einiger Gewissensangelegenheiten willen, die ihr beständigen Kummer verursachten“. Ein Umstand, der hier sehr mit in Betrachtung kommt, weil er ihren Wunsch zu sterben, worauf sich höchst wahrscheinlich ihre ganze Ahndung gründete, nicht nur erzeugen, sondern auch verbunden mit dem Glauben an eine Ahndung auf die Kränklichkeit ihres Körpers wenigstens entfernt würken half.

Daß sie während ihrer neuen Schwangerschaft auch desto lebhafter an ihr Ende denkt, ist wieder etwas ganz gewöhnliches. Schwangere Frauenzimmer denken sehr häufig an den Tod. Ich kenne verschiedene, die sich würklich jedesmahl dazu vorbereiten, und sogar ihre Sterbekleider dazu zurechte zu legen pflegen.

Noch natürlicher und zuverläßiger mußte ihr Gedanke an einen bevorstehenden Tod vollends dadurch werden, daß sie nach der Geburt ein Geschwür im Unterleibe bekam, und daran die erstaunlichsten Schmerzen empfand. Nun sahe sie ja den Tod gleichsam vor Augen, und es war daher sehr natürlich, daß sie bei dem anhaltenden immer stär-

ker

ker werdenden Gefühl ihrer Schmerzen, ihren Kindern versicherte: daß sie gewiß sterben werde. Sie starb auch würklich nicht lange darauf am Brande im Eingeweide.

Am Ende setzt der Herr Kirchenrath hinzu: „Sie war übrigens eine Person von sehr lebhaften Temperament und feuriger Einbildungskraft, schien einen sehr feinen Nervenbau zu haben, mithin sehr empfindsam, ungemein biegsam und weich, und von sehr zärtlichem Gewissen. Ich habe das fast bei allen denen gefunden, die mit ihr ähnliche Vorfälle gehabt, und dieß oder jenes vorausgesehen, oder wenigstens voraussehen zu können geglaubt haben". Eine sehr richtige Bemerkung, die der Psychologe bei Untersuchung der Ahndungen nie ausser Acht lassen sollte, weil der körperliche Theil des Menschen oft gerade den meisten Antheil an gewissen vorgegebenen Vorgefühlen künftiger Uebel hat. —

Es ist daher auch gar kein Wunder, daß solche Vorgefühle sich am meisten bei dergleichen Leuten äußern; nicht weil sie würkliche Vorgefühle hätten; sondern weil sie sich dieselben leicht einbilden, da denn hie und da einmahl eins in Erfüllung gehen kann. Der Tod ist vornehmlich für lebhafte Leute ein fruchtbarer Gegenstand vieler und oft sonderbarer Gefühle und Einbildungen; sie glauben oft sichere Phönomene an sich bemerkt zu haben, daß sie bald sterben würden, bisweilen bestärken sie die zufäl-

zufälligsten und unbedeutendsten Umstände in ihrer Meinung, sie träumen von allerlei Anzeichen und Ahndungen desselben, und man weiß von Gellert, daß er oft von seinen Freunden Abschied nahm, mit den Gedanken, in der nächsten Nacht zu sterben, sich ins Bette legte, und den andern Morgen — frisch und gesund wieder aufstand.

Eine andere Todesahndung steht im ersten Stücke des zweiten Bandes der Seelenkunde, S. 72.

Den 13ten Junius 1773 starb zu Bleicherode in der Grafschaft Hohenstein ein junger Mensch von vier und zwanzig Jahren. Den lezten Sonntag vor seinem Ende geht er spazieren, er kommt auf den Kirchhof, geht bei seines Bruders Grab, welcher vor sieben Jahren an einem hizigen Fieber gestorben war, und sagt zu seinen Freunden: „auf künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hierher tragen. Nach seinem Tode, welcher um die vorhergesagte Zeit eintraf, hat man in einem Kleiderschrank von ihm eingeschrieben gefunden, daß ihm geträumt: er werde nach drei Jahren an eben dem Tage und um die Zeit sterben, da sein Bruder gestorben wäre".

Ein solcher Traum, dünkt mich, konnte sehr natürlich entstehen. Seine Seele beschäftigte sich damahls gewiß mit dem Tode seines Bruders; der Tag, die Stunde seines Abscheidens und die Art seiner Krankheit schwebte ihm vor den Augen; er

liebte

liebte auch wahrscheinlich seinen Bruder herzlich, und wünschte, daß er ihn bald wieder sehen möchte. Aus diesen Vorstellungen und Empfindungen entstand sein angezeigter Traum auf die natürlichste Weise; allein, wird man sagen, der Traum war nichts Sonderbares; aber das genaue Eintreffen desselben. Auch dieß nicht. Der junge Mensch hielt nun einmahl vermöge seines Traums seinen Tod für ein gewisses Ding, der Gedanke, daß er gewiß an dem und dem Tage sterben müsse, lag beständig in seiner Seele, er ängstigte und beunruhigte sich darüber, sein Blut wurde erhizt und nach und nach durch seine ängstliche Phantasie seine Gesundheit untergraben. Seit einem halben Jahre hatte er schon von Kopfschmerzen gelitten. Er kommt an das Grab seines Bruders, nach seiner geträumten Rechnung hatte er nur noch acht Tage zu leben, dieß sezt seine Einbildungskraft vollends in die größte Bewegung, die vielleicht noch entfernt liegende Krankheit seines Körpers wird nun auf einmahl durch den Gang nach dem Kirchhofe beschleunigt, und er stirbt endlich würklich um die bestimmte Zeit, und an der nehmlichen Krankheit wie sein Bruder, — und wer weis denn endlich, wie viel andere Nebenumstände den Tod des Jünglings zufällig befördern holfen?

Ein sehr sonderbares Beispiel von einem und zwar fürchterlichen Ahndungsvermögen, das sich gewiß

gewiß kein einziger meiner Leser wünscht, steht im zweiten Stück des zweiten Bandes der Erfahrungsseelenkunde S. 16.

„Ein angesehener glaubwürdiger Mann in St.. kann es einem Menschen aus dem Gesichte lesen, ob er bald und plötzlich sterben werde. Für ihn selbst, versichert er, habe eine solche Entdeckung viel Schauderndes, und er vermeide gern große Gesellschaften; wo er's aber nicht könne, so scheue er sich doch jedem dreist ins Gesicht zu sehen, weil er bei solchen Gelegenheiten am ersten befürchten müßte, eine solche unangenehme Entdeckung zu machen.

Die Leute, versichert er ferner, an denen er bisher seine Erfahrungen gemacht, kommen seinen Augen völlig so vor, als ob sie schon ein paar Tage im Grabe gelegen, gelb und todtenblaß, und wenn sie auch für jeden andern wie Rosen blühen.

Es wird darauf ein Beispiel erzählt, daß er seinem Freunde, der ihn auf einem Spaziergange begleitete, den Tod eines vorübergehenden blühenden Fräuleins vermöge seines Ahndungsgefühls richtig vorausgesagt habe.

Ich muß gestehen, daß ich nie etwas Sonderbareres in dieser Art gelesen habe. In den Augen dieses Mannes kann der Grund seines Vorhersehungsvermögens nicht liegen, denn wie ist es möglich, daß die blühenden Wangen eines bald sterbenden Mädchens, die aber noch völlig gesund ist, einen ganz andern Eindruck in denselben, als diejenigen

gen hervorbringen könnten, welche noch nicht sobald ein Opfer der Verwesung werden sollen; alle Anatomie würde freilich hier nichts ausrichten; eher würde ich glauben, daß der Mann vermöge seiner feinen Geruchsnerven vielleicht ein Vorgefühl von dem Tode eines noch gesunden, aber leichenartig ausdunstenden Menschen haben könnte, welches ihm dann die blühenden Wangen durch einen Betrug der Phantasie als todtenbleich darstelle.

Doch ich wage es nicht hierüber etwas mit Gewißheit zu bestimmen, ehe wir nicht folgende Aufschlüsse über die ganze Sache bekommen, warum ich den Herrn Einsender dieses Beitrags ergebenst bitte.

1) Hat der angesehene glaubwürdige Mann würklich schon mehrern Menschen, die völlig gesund aussahen, ihren baldigen Tod vorhergesagt und — ist es eingetroffen?
2) Hat ihn sein Gefühl nie getäuscht?
3) In welcher Entfernung von der bald sterbenden Person fängt ihr Gesicht in seinen Augen bleich zu werden an, und geschieht dieß in einem Augenblick, oder nach und nach?
4) Hat er sich viel mit Physiognomie beschäftigt, und wenn hat ungefähr sein Ahndungsvermögen sich in ihm zu äußern angefangen?
5) Sind seine Aussagen vornehmlich im strengsten Verstande glaubwürdig und ehrlich, und sind mehrere unpartheiische Zeugen, denen

nen er sein Vorgefühl entdeckt hat, vorhanden?

Die Seite 99 — 101 angeführten Beispiele eines Ahndungsvermögens enthalten nichts Sonderbares in sich, und ich würde nimmermehr ein Vorhersehungsvermögen der Seele daraus hergeleitet haben, weil sie sich auf gewisse blos dunkle Empfindungen gründen, die wahrscheinlich blos von körperlichen Ursachen veranlaßt wurden.

Daß Herr Kirchner von der Landkutsche springt und aus einem innern Drange zu Fuße geht, daß bald darauf die Landkutsche umfällt, und er nicht zerquetscht wird, welches vielleicht auch nicht geschehen wäre, wenn er sitzen blieb; daß die ins Kloster gesteckte Ehefrau eine heftige Begierde zu entfliehen empfindet, würklich entflieht, und endlich auf dieser Flucht ihren Mann als Reisenden in einem Wirthshause findet, — ist eben nichts Sonderbares, und der Zufall hatte gewiß das meiste Spiel in der Sache. Am wenigsten aber kann die im dritten Stück des dritten Bandes angeführte Geschichte S. 20 zu den Ahndungen gerechnet werden.

Im dritten Stük des zweiten Bandes S. 118 erzählt Herr Goekingk Folgendes von sich.

„Schon in meiner frühen Jugend begegnete mir es zuweilen, daß sich meiner Seele ohne die allergeringste äußere Veranlassung, plözlich

der

der Gedanke aufdrang: dieser oder jener Bekannter ist dir nahe, wird jezt gleich zu dir kommen! (— wenn die Ahndung mir im Hause anwandelte —) oder wird dir begegnen! (— wenn ich denn grade auf der Straße war)"

„Zu meiner eignen großen Verwunderung traf dieses nicht selten ein, ob ich gleich von dem, der eine Minute darauf vor mir stand, weder gewußt hatte, daß er in die Gegend kommen würde, noch von ihm gesprochen, noch an ihn gedacht. u. s. w".

Darauf erzählt er einen neuern Fall seines Ahndungsvermögens. Es fällt ihm zu Leipzig nahe an der Ecke der Heustraße die Idee ein: daß der Rath Bertuch aus Weimar ihm nahe wäre, — und siehe da! Her Bertuch steht, wie Goekingk um die Ecke gegangen ist, vor ihm.

Herr Goekingk erzählt da eine Erscheinung von sich, welche er mit sehr vielen Menschen gemein hat, und die man in den allermeisten Fällen, ohne sich auf eine andere Erklärungsart einzulassen, dem Zufalle zuschreiben kann. Daß Hr. Goekingk den Rath Bertuch vermöge seines feinen selbst nach einem zwanzigjährigen häufigen Gebrauch des Schnupftobacks nicht verdorbenen Geruchs von ferne gewittert habe, kommt mir um so weniger wahrscheinlich vor, da er ein andermal mit Bertuch an einem Tische sitzt, und seiner im mindesten

nicht gewahr wird, auch im Folgenden gesteht, daß er die Personen, deren Nähe sich ihm verrieth, im geringsten nicht durch den Geruch habe unterscheiden können.

Daß es aber Menschen von äußerst feinen Geruchsnerven giebt, vermöge welcher gewisse Ahndungsideen in ihnen entstehen können, ist nicht zu läugnen, und Herr Goekingk hat sehr Recht, daß sich dergleichen Ahndungen physisch und ganz natürlich erklären lassen. Er führt deren Seite 121 ein merkwürdiges Beispiel von einem Manne an, welcher das Vermögen habe zu ahnden, wo ein Körper begraben liegt, und ich wünschte sehr, daß dem Publikum die hierüber versprochene nähere Nachricht bald mitgetheilt würde, — und wenn es möglich ist, mit den Bemerkungen eines Goekingks.

Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus des Herrn Professor Hennings Abhandlung von Ahndungen und Visionen anzuführen, die obiges Beispiel noch mehr erläutern könnte.

„Herr le Cat hat in seiner Abhandlung von den Sinnen verschiedene Beispiele angeführt, die es beweisen, daß der Geruch der Menschen oft die Vollkommenheit des Geruchs der Thiere erlangen kan. Man hat auf den Antillischen Inseln Schwarze gesehen, welche andern Menschen auf der Spur wie Jagdhunde nachfolgen und die Spur eines Weißen und eines Africaners

gut

Digitized by Google

gut unterscheiden *). Der Ritter Digby gedenkt eines Kindes, welches in den Wäldern erzogen wurde, und einen so feinen Geruch hatte, daß es durch selbigen die Annäherung eines Feindes entdeckte. Als er nachher seine Lebensart geändert hatte, so erlitte auch diese große Fühlbarkeit starke Veränderungen. Doch unterschied er noch lange Zeit nachher, als er sich verheurathet hatte, seine Frau durch das Beriechen noch gar wohl von einer andern. In der Nacht vertrat seine Nase die Stelle des Gesichts. Ein Prager Geistlicher, von welchem in dem Journal des Savans 1684. geredet wird, setzt die Philosophen in noch größere Verwunderung. Er kannte nicht nur die Personen, welche ihn besucht, so bald er sie berochen, sondern auch, was noch ausserordentlicher ist, er unterschied eine Jungfrau von einer Frau, und eine keusche Person von einer unzüchtigen. u. s. w. Warum wollte man dennoch zweifeln, daß ein Mensch durch unsichtbare Annäherung seines Freundes, vermittelst des Geruchs eine Idee

*) Bongainville erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß die Otaheiter sogleich ein Mädchen unter seinem Schiffsvolke durch den Geruch entdeckt hätten, welches den Weltumsegeler in Mannskleidern begleitete und bisher von allen Schiffsleuten für eine Mannsperson gehalten worden war. P.

von selbigen ohne sonderliches Bewußtseyn erhalten könne, wodurch er Veranlassung bekommt von diesem Freunde zu reden, auch wohl dessen Gegenwart zu wünschen. Zeigt sich nun dieser Freund, so hat man sich nicht zu verwundern, wenn man dessen Erscheinung als einen Erfolg von einer Ahndung ansieht. Hieraus läßt sich auch das Sprüchwort: lupus in fabula erklären. In solchen und andern ähnlichen Fällen ist zwar würklich ein ganz natürlicher Grund der Vorausseh̃ung und Vorauserkennung vorhanden, weil aber derjenige, der eine solche Prävision besitzt, auf diesen Grund nicht verfällt; so bleibt der Zusammenhang und die Folge der Vorstellungen diesem Vorausseher der Zukunft unbegreiflich, und er kann seine Vorausempfindung blos der Ahndung zuschreiben.

(Die Fortsezung folgt.)

C. F. Pockels.

Zur

Digitized by Google

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Unwillkürlicher Hang zum Stehlen und Geldleihen *).

Folgender Aufsatz enthält die Charakterzüge eines der sonderbarsten Menschen, welcher bei uns in B — lebt, und dessen Handlungen zum Theil stadtkundig sind. Dieser Mensch ist einige dreißig Jahr alt, klein und hager von Person, und auf seinem Gesichte drücken sich die Folgen einer heimlichen Leidenschaft ab, deren Ausschweifungen schon so viel tausend junge Leute entweder früh ins Grab

*) Man hat mehrere Beispiele eines solchen unwillkührlichen Hanges zum Stehlen. D. Semler erzählte einst in seinen Vorlesungen von einem berühmten reformirten Geistlichen, und zwar, wenn ich nicht irre, von Saurin, daß er gemeiniglich an den Oertern, wo er zu Tische eingeladen war, silberne Messer, Löffel und anderes Geschirr heimlich in seine Tasche gesteckt, und es nachher allemal mit tausend Entschuldigungen an den Eigenthümer zurückgesandt habe. P.

stürzten, oder zu kraftlosen, trägen und unnützen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machten. Sein höchstmageres aus Haut und Knochen zusammengesetztes Gesicht, seine tiefliegenden, matten Augen, seine bleichen Wangen, und seine ganze knöcherne Figur flößen Mitleiden gegen ihn! ein, und das um so viel mehr, da ihm sein übertriebener hundischer Geitz nicht von einem ansehnlichen Vermögen Gebrauch zu machen erlaubt, wovon er sehr anständig und bequem leben könnte. Jener hohe Grad des Geldgeitzes, womit sein unwiderstehlicher Hang zum Stehlen und Geld zu borgen verbunden ist, macht den Hauptzug in dem Charakter dieses sonderbaren Menschen aus, welcher mit Recht einen Platz in der Erfahrungsseelenkunde verdient.

Ohnerachtet dieser Mensch von seinen Pflegeltern, die man ihm zur Aufsicht gegeben hat, und wegen der Unfähigkeit seine Begierden zu beherrschen, und sich selbst zu leiten, geben mußte, täglich so viel Speise und Trank bekommt, daß er gewiß nie hungern oder durften darf; so sind doch seine Taschen ein beständig angefülltes Magazin von Speisen, die er heimlich bei Tische einsteckt, und entweder vergräbt, oder des Nachts, weil er selten ruhig schlafen kann, verzehrt. Man hat alle Mittel hervorgesucht, dieses Wegtragen seiner Speisen zu verhindern; man hatte noch neulich seine Taschen geflissentlich zunähen lassen; aber nun steckte er das

ent-

entwandte Fleisch in seine Beinkleider, oder in die Ermel seines Rocks, oder verbarg es gar unter seinen Haaren. Die lächerlichste Scene fiel vor Kurzen zwischen ihm und seinem Haushunde vor. Er sahe diesen an den ihm vorgeworfenen Knochen nagen, begann mit ihm einen blutigen Krieg, und ruhete nicht eher, bis er dem Hunde seine Knochen geraubt und sie in seinen Vorrathswinkel getragen hatte.

Dieser Vorrathswinkel, welchen er immer wieder anfüllt, wenn er auch noch so oft ausgeleert und gereinigt wird, gleicht einem wahren Saustalle. Verschimmelte Brodrinden, Zucker, faule Knochen, stinkendes Fleisch, Speck, Wurst, Butter, Wein und Kaffe unter einander gegossen, Neigen von Bier und Suppe, Kuchen, Arzeneien liegen da in gröster Unordnung unter einander, und er ist nie glücklicher, als wenn er in diesem stinkenden Winkel stundenlang einsam seine Zeit verträumen kann.

Seine Begierde Geld zu leihen ist eine Folge seines unersättlichen Geitzes. Wenn ihm einer seiner Bekannten begegnet, pflegt er ihn gemeiniglich um eine Kleinigkeit an Gelde anzusprechen, und weiß nicht selten auf eine listige Art die dringendsten Gründe seiner Bitte anzugeben. Oft bittet er auch ganz fremde Leute um Geld, und verspricht es ihnen bei erster Gelegenheit wieder zu zu stellen, was er aber nie gethan hat. Er kann diese Begierde Geld

zu fodern schlechterdings nicht unterdrücken, wenn er auch positiv weiß, daß er nichts bekommt. Tausendmahl hat er die Magd des Hauses schon um Geld gebeten, er weiß, daß sie ihm durchaus nichts geben darf, und doch ist gewöhnlich sein erstes Wort beim Aufstehen des Morgens eine an die Magd gerichtete Bitte, ihm Geld zu leihen.

Neulich war ich selbst ein Zeuge von dieser seiner unwillkürlichen Begierde zur Bettelei. Er kam, einem jungen Ehepaar, das mit ihm verwandt ist, zu gratuliren. Ich saß bei Tische ihm gegenüber, und hatte also die beste Gelegenheit, ihn selbst zu beobachten und mit ihm zu sprechen, und meine Leser werden aus diesem Gespräch bemerken, daß es diesem Menschen, den man nach dem, was ich bisher von ihm gesagt habe, für völlig unklug halten könnte, nicht an gesundem Verstande fehlt.

Ich fragte ihn gleich anfangs, da ich bemerkte, daß er sich mit mir in ein Gespräch einlassen wollte: womit er sich bei seiner geschäftslosen Lebensart die Zeit vertriebe? und er antwortete mir: mit Lectüre. Ich hörte bald zu meinem größten Erstaunen, daß er mit einer Menge der besten deutschen Schriften bekannt war, noch mehr befremdete es mich aber, daß er sie ziemlich richtig beurtheilte und dabei ein reines Deutsch sprach, ob er gleich nie studirt hat. Er nannte mir sogar französische und englische Schriftsteller, die er gelesen hätte und noch läse, worauf er mit mir, wahrscheinlich um zu zeigen,

daß

daß ich ihm hierin Glauben beimessen könne, französisch zu sprechen anfing.

Weil mir vornehmlich darum zu thun war, von ihm vielleicht selbst zu erfahren, wie in ihm nach und nach seine unmäßige Geldbegierde entstanden sei, so lenkte ich unvermerkt mein Gespräch dahin, zumahl da ich sahe, daß er einiges Zutrauen gegen mich gefaßt hatte, indem er mich zu seinem Hofmeister zu haben wünschte, und erhielt darauf aus seinem eigenen Munde folgendes sonderbare und freie Geständniß vor der ganzen Tischgesellschaft:

„Geiz und Geldbegierde, hub er an, sind mir gleichsam angeboren, und es ist mir durchaus nicht möglich, sie abzulegen. Ein innerer, unwillkürlicher Instinkt, wovon ich sehr gut weiß, daß er unrecht ist, treibt mich zum Stehlen an, und macht mich höchst unruhig, solange ich den Gegenstand, zu dessen Besitz ich einige Hofnung habe, noch nicht erlangen kann.„

Ich dachte still über dieses sonderbare Phänomen bei mir nach, als er sich auf einmahl mit leiser Stimme zu mir wandte, und mit sichtbarer Aengstlichkeit im Gesicht fragte: ob ich ihm wohl einige Groschen leihen wolle? Ich war schon vorher von der Gesellschaft gewarnt worden, ihm, im Fall er mich um etwas bitten sollte, durchaus nichts zu geben, daher ich ihm auch seine Bitte mit den Worten: daß er ein reicher Mann sey und von mir nichts bedürfe, geradezu abschlug. Dieß setzte ihn aber

nicht in die mindeste Verlegenheit, er schien mir sogar heitrer und ruhiger als vorher zu seyn, und er betheurte mir darauf, daß er nicht leicht mit jemanden ernstlich sprechen könne, ehe er nicht etwas Geld von ihm bekommen hätte, oder ihm sein Gesuch rund abgeschlagen worden wäre.

Was mir ausserdem noch an diesem sonderbaren Menschen auffiel, war dieß, daß er mit einer unbeschreiblichen Ruhe und Gleichgültigkeit hunderterlei Anecdoten von sich in der Gesellschaft erzählen hörte, und wenn sich der Erzähler in irgend einem Umstande zu irren schien, ihn hinterher gleich zu corrigiren pflegte. — Wie er aber nach und nach einen so gewaltigen Hang zum Geiz angenommen habe, konnte oder wollte er mir nicht sagen; sondern wieß mein weiteres Nachforschen mit einem ernsthaften Gesicht und mit den Worten ab: Mein Vater bestimmte mich zum Kaufmann, und ein Kaufmann muß durchaus geizig seyn, wenn er durch die Welt kommen will!

Endlich war die Zeit gekommen, daß er von seinem Führer, den man ihm immer mitgeben muß, damit er nicht öffentlich vor den Thüren bettelt oder davon läuft, nach Hause gebracht werden sollte. Er schien die Gesellschaft sehr ungern zu verlassen, zumahl da ein schönes Mädchen nicht weit von ihm saß; hörte einigemahl auf das Dringen seines Onkels nicht, der ihn gern nach Hause schicken wollte, und ließ sich immer wieder mit mir in

neue

neue Gespräche über die litteratur ein. Endlich entschloß er sich zu gehen; aber in dem Augenblicke überraschte ihn wieder seine Geldbegierde. Er fragte die Gesellschaft recht angelegentlich: ob einer darunter ihm vielleicht einige Groschen geben wollte? Alle schrien: nein! Darauf wandte er sich noch einmahl an mich, sah mir ängstlich in die Augen, und fragte: aucune espérance? Ich versicherte ihn aber gleichfalls, daß er nichts von mir bekommen würde. „Wohl! erwiederte er, nun bin ich ruhig. Verzeihen Sie mir aber meine Zudringlichkeit; wenn einmahl mein Körper gesunder und fester werden sollte; so werde ich auch gewiß mehr Herr meiner Begierden seyn können. Er nahm darauf von der ganzen Gesellschaft anständig Abschied, empfahl sich meiner Freundschaft, und entfernte sich, nachdem er vorher noch ein Stück Kuchen von einem Nebentische heimlich zu sich gesteckt hatte.

Eine große Menge Anecdoten von dem Geitze dieses Unglücklichen und seiner Neigung zum Stehlen sind bei uns stadtkundig, und zeigen zum Theil unwidersprechlich, daß er sie nicht ablegen kann, weil seine Seele durchaus keine Gewalt mehr über eine angenommene Gewohnheit zu haben scheint. Neulich wurde ein Prediger bestellt, der ihm das heilige Abendmahl reichen sollte, weil er einiges Verlangen darnach bezeigt hatte. Der Prediger kam, und gab sich alle ersinnliche Mühe, ihm seine Lieblingsneigun-

neigungen in ihrer ganzen abscheulichen Gestalt vorzustellen. Der unglückliche Mensch fühlt sich auf einmahl gerührt, gestand es seinem Beichtvater selbst ein, daß er sich durch seine Fehler bei allen Menschen verächtlich mache, und versprach mit reuigen Thränen in den Augen, sich gewiß zu bessern; — aber, kaum sollte man es glauben, wenn es mir nicht auf die glaubwürdigste Art erzählt worden wäre, — in dem nehmlichen Augenblick entdeckte der Prediger die Hand des beichtenden Sünders in der Zuckerdose seines Wirths, die er während daß der Prediger mit ihm sprach, heimlich plündern wollte.

Oft treibt der Geiz den armen Menschen so weit, daß er keine Lebensgefahr, keine Beschimpfung achtet, wenn er dadurch nur einige Pfennige gewinnen oder ersparen kann. Er hat einigemahl bei ungestümen Wetter vor den Thoren der Stadt auf platter Erde Nächte hindurch zugebracht, weil er das geringe Thorgeld nicht bezahlen wollte, welches die zu spät Ankommenden, um eingelassen zu werden, erlegen müssen. Oft hat er für seine Diebereien Prügel bekommen, und er ist sonst überhaupt sehr strenge wegen derselben behandelt worden; allein alles dieß hat seinen Hang zum Stehlen nur gleichsam vermehrt. Fast täglich stiehlt er seinen Pflegeltern noch Kleinigkeiten, als Messern, Gabeln, Bouteillen u. s. w. weg, und trägt sie, wenn er entwischen kann, oft des Abends unter seinem

Schlaf-

Schlafrock zum Verkauf aus; ja er sucht sogar die Kinder der Nachbarschaft zu bereden, daß sie ihre Eltern heimlich bestehlen und die Beute mit ihm theilen sollen. Verschiedenemahl ist er heimlich entlaufen, und man hat ihn in den Dörfern um die Stadt herum mit niedergeschlagenem Huthe und umgewandten Kleidern bettelnd gefunden. Ueberhaupt ist seine Begierde zu entlaufen oft sehr stark, er hat schon verschiedentlich die Fenster deswegen eingeschlagen, und Briefe auf die Gasse geworfen, welche an einen Bürgermeister der Stadt addressirt waren, der ihn aus seiner vermeintlichen Gefangenschaft befreien sollte.

Man müßte mit der Erziehungsgeschichte dieses unglücklichen Menschen, und mit allen moralischen und physicalischen Umständen, welche auf seine Bildung einen nähern oder entferntern Einfluß hatten, genau und vom Anfang an bekannt seyn, wenn die psychologischen Gründe seines sonderbaren Characters vollkommen richtig angeben wollte. Ich habe nur einzelne Data darüber von seinen Anverwandten erfahren können, und ich will sie so umständlich, als es mir nöthig dünkt, meinen Lesern mittheilen.

Die Eltern dieses Unglücklichen waren Kaufleute in einer kleinen B — schen Stadt, und sehr gute Oekonomen, ob man ihnen gleich keinen übertriebnen Geitz Schuld geben konnte. Ihr Sohn wurde

von

von ihnen von Kindheit an zur größten Ordnung in allen seinen Geschäften, und auch vornehmlich in seinen Kleidern angehalten, jedes mußte seine angewiesene Stelle haben, und er wurde ernstlich bestraft, wenn er darin eine Nachlässigkeit blicken ließ. Nicht weniger aufmerksam waren sie, ihn an eine strenge Sparsamkeit im Geldausgeben zu gewöhnen, und täglich wurde ihm die Lehre vorgepredigt: daß ein Kaufmann ohne eine genaue Oekonomie nicht in der Welt fortkommen könne. Der Knabe war hierin seinen Eltern so gehorsam, daß er schon in seinem zwölften Jahre der ordentlichste Junge von der Welt war.

Seine Garderobe war klein, aber täglich wurde sie mit größter Sorgfalt gesäubert, und es durfte kein Federchen auf seinem Kleide sitzen. Wer ihm daran was verdorb, war sein Todfeind. Diese genaue ängstliche Ordnungsliebe, die ihn seine Eltern lehrten, und ihr eigenes Beispiel in Absicht des sparsamen Geldausgebens scheint mit eine von den gelegentlichen Ursachen seines nachher so stark gewordenen Geitzes gewesen zu seyn, seine Neigung zur Bettelei aber soll, wie mir sein Onkel erzählte, vornehmlich durch folgenden Umstand in ihm rege geworden seyn.

Als er nach B — in die Lehre gethan worden war, pflegte er, so oft es seine Geschäfte erlaubeten, in den fürstlichen Schloßgarten zu gehen, um den Hof an öffentlicher Tafel speisen zu sehen. Er

wurde

wurde von dem Anblicke einer solchen Tafel, noch mehr aber von den aufsteigenden Wohlgerüchen wie bezaubert, und er wünschte nichts mehr, als einmahl von dem Uebriggebliebenen etwas kosten zu dürfen. Sein Appetit war auch eines Tages so ausserordentlich stark danach geworden, daß er es wagte einen Bedienten der fürstlichen Tafel um etwas Fleisch anzusprechen, welches er auch erhielt. Diese Bettelei setzte er nun von Tag zu Tage fort, und war zufrieden, wenn ihm die Bedienten auch nur bloße Knochen hinwarfen. Was er nicht verzehren konnte, trug er nach Hause, und damahls soll er zuerst sein Speisemagazin zu errichten angefangen haben.

Offenbar bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit an dem armen Menschen eine Lähmung und Schwäche der Seele, welche ohngefähr in seinem vierzehnten Jahre angefangen haben soll, um welche Zeit er oft Schwindel bekam, und bei Tische oft halbe Stundenlang, ohne auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, still saß. Man sieht es ihm an, daß ihm ein zusammenhängendes Denken nicht selten schwer wird, so gern er sich auch mit andern zu unterhalten pflegt, daß sich seine Begriffe confundiren, und sich unwillkürlich von einander trennen, welches wahrscheinlich alles Folgen seiner äusserst geschwächten und nervenlamen Natur sind.

In dieser seiner geschwächten Natur liegt auch ohnstreitig der Grund, daß er seine Begierden zum

Stehlen

Stehlen nicht beherrschen kann, und daß sein Herz so leicht jedem Vorsatze sich zu bessern ausweicht; — ob ich gleich nicht bestimmen kann, in wie fern seine durch heimliche Ausschweifungen erregte Seelenschwäche grade ihre Richtung zu seinem Geldgeitze genommen hat. Ein Tagebuch, welches man über den ganzen Gang seiner Empfindungen und Leidenschaften mit Aufmerksamkeit gehalten hätte, würde vieles aufgeklärt haben, welches mir an ihm noch ganz unbegreiflich vorkommt. Die Aerzte setzen seine Krankheit zugleich mit in ein Austrocknen des Rückgradmarks, eine Krankheit, worin so oft ihre Kunst Schiffbruch gelitten haben soll. Künftig von diesem sonderbaren Menschen ein mehreres.

2.

Ein Brief an Gaßnern.

Mein lieber Herr Pfarrer Gaßner!

Sie haben also, mein Freund, einen Seher Gottes und der Wahrheit gesehn! Es freut mich mit jedem Augenblick mehr, und ich weiß nicht wie mir zu Muthe wird, wenn ich denke: so lebt doch zu gleicher Zeit mit dir ein Mann, der mit Kraft zeuget von dem Leben Jesu, und einer von denen

Men-

Menschen, denen ich am meisten glauben darf, hat mir bezeuget, daß er ist kein Gaukler, kein Betrogener, kein Betrüger. Er glaubt, und lebt seines Glaubens. O Gaßner! Ich weiß, daß ich nicht werth bin an einen Mann Gottes zu schreiben; aber wenn Gottes Barmherzigkeit in Ihnen wohnet — (und ohne diese was wäre denn der mächtigste Wunderglaube —?) so erbarmen Sie sich meiner, und schreiben mir bald. Aber laßt uns stille — stille unsere Seelen einander mittheilen. Ich bin des Geräusches herzlich müde, die Welt ists auch nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen.

O wie seelig preis' ich Sie, daß Gott Sie in der Stille zurückführt! O daß Ihre Ruhe nun auch mir zum Seegen würde. Lassen Sie mich, bester miskannter Mann, Ihnen oft mein Bruderherz entgegenbringen. Stärken Sie mich oft mit Glauben an den, an welchen ich meiner Unwürdigkeit wegen kaum glauben darf. Sie können kein besser Werk thun, als mir oft schreiben, was Sie wollen.

Unser lieber Kaufmann hat mich Ihrer Liebe gegen mich versichert. Nehmen sie die Versicherung meiner Liebe zu Ihnen vor Gott mit Einfalt und Liebe an. Bitten Sie Gott, daß wir einander bald sehen können, und daß sich kein Satan zwischen uns hineindränge. Meine Seele dürstet

nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Mit Wort und Schall kann ich mich nicht mehr begnügen. Mein Thun und Lassen, Predigen und Schreiben ist mir unerträglich. O wenn Sie der Christ sind, den unser Freund in Ihnen liebte; wenn Sie Gottes Kraft würklich in Ihnen erfahren, und Demuth und Liebe Christi würklich in Ihnen wohnt, — was habe ich mir nicht von Ihnen zu versprechen!

Ach! Gaßner, mir ist recht um Erfahrung, um Gewißheit zu thun. Ich hofte Sie von Ihrer Seite zu finden. Ists Ihnen möglich; so nähern Sie sich; aber so unbekannt und verborgen als möglich nicht nur meinem Herzen, sondern auch meiner Person. Eine persönliche Zusammenkunft würde gewiß zur Erweckung unseres Glaubens und unserer Liebe gereichen; gewiß nachher vielen 1000 Seelen zum Seegen werden.

Sagen sie nicht zu geschwinde: nein! Machen Sie möglich, was möglich ist; aber nur in der Stille. Jesus Christus, dessen Nahmen ich auszusprechen unwerth bin, leite Ihr Herz und Ihre Person zu mir. Sagen Sie mir bald, was ich thun kann, um unsere Zusammenkunft zu beschleunigen, und dann habe ich noch viel mit Ihnen zu reden. Sagen Sie mir alles, was Sie wollen! Wer aus der Wahrheit ist, der hört der

Wahr-

Wahrheit Stimme. Rede Knecht des Herrn *)! ich will hören. Mehr jezt nicht. Ich zähle Tage und Stunden, bis ich weiß, Gaßner ist entschlossen mich zu sehen, und das bald. Die Gnade Jesu Christi sey mit uns!

Zürich den 3ten May 1777.

J. C. Lavater.
Pfarrer am Waisenhause.

*) Gaßner, der elende Schwärmer, der Betrüger — ein Knecht des Herrn? ein Mann Gottes? O was glaubt der Mensch nicht Alles, wenn erst seine Einbildungskraft seine Vernunft geworden ist.

Digitized by Google

Zur Seelennaturkunde.

1.

Ueber die unwillkürliche Abneigung gegen gewisse Menschen. — Moralische Antipathie.

Es giebt Leute, die durch ihren bloßen Anblick unser Herz an sich ziehen, und uns, ehe wir sie noch genauer kennen lernen, durch eine unbegreiflich schnelle und unwiderstehliche Sympathie unserer Empfindungen für ihr Interesse einnehmen.

Es giebt aber auch Andere, welche für uns, ohne daß wir allemahl eine bestimmte Ursach von unserm Gefühl anzugeben wissen, etwas Unausstehliches an sich haben, und uns schon durch ihren Anblick höchst gehässig werden können. Es wird unserm Herzen nicht nur leicht mit jenen Erstern vertraut zu werden; sondern wir fühlen auch sogar ein inneres Bedürfniß, einen Seelendrang, uns ihnen zu nähern, und es ist uns nichtsweniger als gleichgültig, welchen Eindruck unsere Person auf ihr Herz gemacht hat, oder machen könnte. Ihnen zu gefallen, scheinen wir oft unsere ganze Denkungsart

zu ändern; suchen uns wenigstens zu der ihrigen gefällig herabzustimmen, und opfern ihnen nicht selten sogar unsere Lieblingsgrillen und Schoosneigungen auf, wenns darauf ankommt, ihr Herz zu gewinnen.

Ganz anders sind wir gegen diejenigen, gegen welche wir eine unwillkürliche Abneigung haben, gesinnt. Wir fühlen es nur zu deutlich in uns, daß wir mit diesen nie eine vertraute Freundschaft errichten würden; unsere Seele schaudert gleichsam vor ihnen zurück; wir sind mistrauisch gegen sie, und können leicht dahin gebracht werden, ungerecht und lieblos gegen sie zu handeln. Je mehr sie sich uns zu nähern suchen, destomehr entfernen wir uns von ihnen; unsere Höflichkeit gegen sie ist Verstellung, und das Lob, welches wir ihren Talenten und Verdiensten ertheilen, nicht selten erzwungen.

Ich habe schon oft über dieses sonderbare Phänomen der menschlichen Seele nachgedacht, und ich will nachher versuchen, ob ich davon einige psychologische Gründe angeben kann. Die alten Physiker, welche so viel von verborgenen Kräften der Natur zu schwatzen wußten, nannten jenes widerliche Gefühl, welches durch den Anblick gewisser Menschen in uns hervorgebracht wird, Antipathie, ohne es zu erklären. Neuere Philosophen haben jenes Gefühl aus einer Ungleichheit und Disharmonie des Naturells verschiedener Menschen herleiten wol-

len; allein, wie mich dünkt, haben sie nicht ganz Recht, wenigstens kann ihre Erklärung nicht als eine allgemein richtige angenommen werden. Es giebt Menschen von einem durchaus verschiedenen Naturell, welche sich demohnerachtet aufs zärtlichste lieben, und wie sie selbst gestehen, eben durch eine Verschiedenheit des Naturells die wärmsten Freunde geworden sind. Es ist ferner bekannt, daß ganz verschiedene Charactere oft einer viel längern und dauerhaftern Sympathie gegen einander fähig sind, als die, welche die Natur gleichsam nach einem Modell geschaffen zu haben scheint, und wer kennt nicht Ehen, worin die liebenswürdigste Eintracht herrscht, so sehr auch Mann und Frau in Absicht ihres Naturells von einander abgehen?

Ueberdem verstehe ich hier unter der Antipathie gewisser Menschen gegen einander eigentlich nicht die, welche durch eine genauere gegenseitige Bekanntschaft ihrer verschiedenen Temperamente und Denkungsarten, oder gar durch persönliche Beleidigungen; sondern durch den unwillkürlichen Eindruck gewisser Gesichtszüge und der körperlichen Form Anderer auf unsere Phantasie hervorgebracht wird, wobei die Verschiedenheit des Naturells nur in so fern in Betrachtung kommt, als es gewisse Gesichtszüge veranlassen kann, die etwas Widerliches für uns an sich haben.

So unsicher überhaupt die Regeln eines physiognomischen Gefühls seyn mögen, sobald man dadurch

durch den moralischen Werth eines Menschen, oder wohl gar den Umfang seiner Geistesfähigkeiten und Kenntnisse bestimmen will *) und so unwahr der Satz eines alten Weltweisen ist: daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse; so unläugbar ists doch auf der andern Seite, daß wir vermöge eines auf physiognomisches Gefühl gegründeten Triebes, der freilich bei Einigen stärker, bei Andern schwächer, und noch bey Andern gar nicht vorhanden seyn kann, zu gewissen Menschen gleichsam unwillkürlich hingezogen, und von Andern zurückgestoßen werden, je nachdem wir bald mehr bald weniger Uebereinstimmung ihrer

*) Lavater, welcher noch jezt behauptet: daß ihm von Natur ein besonderes feines Gefühl, auf dem Gesichte eines Menschen seine Seele und Seelengröße zu lesen, mitgetheilt sey, legte bei seiner Anwesenheit in B.. ein neues Zeugniß seiner physiognomischen Prahlerei durch folgende laut gesagte Versicherung ab: „Wenn mir, sagte er, Jerusalems Kopf, wie das Haupt Johannis auf einer Schüssel, abgesondert vom Körper, presentirt würde, und ich wüßte nicht, daß es der Kopf des großen Jerusalems sey; nicht, daß aus ihm das Werk von den Wahrheiten der Religion hervorging; so würde ich ihm doch gleich beim ersten Anblick zurufen: Du bist und mußt Jerusalems Kopf seyn"! — Solche zum Theil noch sinnlosere Sentenzen stehen auf mehr als einer Seite seiner Physiognomik, als eben so viel Beweise, daß man mit dergleichen declamatorischen und übertriebenen Sätzen oft — nichts sagt.

Herzen mit dem unsrigen in ihrem Gesichte zu lesen glauben.

Aber es ist uns oft eben so unmöglich, den psychologischen Grund dieser bald einladenden, bald zurückscheuchenden Gesichtssprache deutlich anzugeben; so leicht es auf der andern Seite unserm Herzen wird, ihren Ton und Unterschied nach seinen feinsten Nüancen zu bemerken. Am allerwenigsten aber hat es bisher der speculativen Seelenlehre glücken wollen, die Gesetze genau zu bestimmen, nach welchen die Gesichtssprache sympathetischer Gefühle Anderer, ähnliche Wirkungen in dem Innern unserer Natur hervorbringt, und noch ehe wir wollen, uns entweder mit Liebe oder Haß gegen gewisse Menschen erfüllt.

Ich glaube nicht, daß die menschliche Seele in dieser Art der Sympathie, oder Antipathie, welche sich nach der Gesichtssprache Anderer richtet, überhaupt nach unverletzlichen psychologischen Gesetzen handelt. Jedes Individuum geht hiebei unwillkürlich seinen eigenen Weg, weil jedes seine individuellen Gefühle, und eine darauf gegründete individuelle Empfänglichkeit hat, dießmahl so ein andermahl anders im Gesichte vernünftiger Wesen zu lesen.

Die Empfindungen, welche der Gesichtsausdruck Anderer in uns hervorbringt, können aber auch deswegen nicht nach einerlei Gesetzen erfolgen, weil die Natur den Einen mit einem gröbern, den

Andern

Andern mit einem feinern physiognomischen Gefühl begabt hat; weil der Eine mehr, der Andere weniger Einbildungskraft zu seinen Beobachtungen bringt, und weil sich überhaupt unsere Vorstellungen so genau nach der jedesmahligen Beschaffenheit unserer Organe zu richten pflegen. Ausserdem hat die gute oder böse Laune, die Gesundheit oder Krankheit des Bluts und die Verschiedenheit des Alters einen erstaunlichen Einfluß auf die Sympathie oder Antipathie unserer Empfindungen.

Es giebt offenbar Augenblicke worin unser Herz durch eine innere Verstimmung der Seele veranlaßt, mehr zur Gefühllosigkeit als zur Theilnehmung geneigt ist, und worin sich unsere Vorstellungen gleichsam verschworen haben, uns jede Sache von ihrer schwarzen Seite darzustellen. So erschlafft wir uns in diesem Zustande zur Thätigkeit und Geistesanstrengung fühlen, so geschäftig ist doch alsdann unsere Einbildungskraft, uns gegen die unschuldigsten Gegenstände zu erbittern, und uns an jedem Menschen seine schlimsten Seiten sehen zu lassen. Unsere besten Freunde haben alsdann etwas Widerliches an sich, und unser durch die Galle gleichsam geschärftes Auge entdeckt Fehler an ihnen, die wir sonst nicht bemerkten. Besonders stark würkt auf uns in solchen Augenblicken der übeln Laune der Gesichtsausdruck Anderer. Wir können uns alsdann über eine bloße Miene, die uns nicht gefällt, so entrüsten, als ob man uns die größte Beleidigung an-

gethan hätte; ja man fühlt sich nicht selten geneigt, den zu beleidigen dessen Gesicht auf uns in einer übeln Laune einen widerlichen Eindruck hervorbringt. — Wie viele Ungerechtigkeiten werden in dieser Absicht von Eltern und Erziehern gegen diejenigen ihrer Zöglinge begangen, welche sich ihnen nicht durch eine gefällige Physiognomie empfehlen! Sie werden gemeiniglich zurückgesetzt und oft bei den kleinsten Fehlern bestraft, indessen ihre wohlgebildeten Geschwister die zuvorkommensten Liebkosungen genießen.

Wenn es wahr ist, daß viele häßliche Leute würklich in Absicht ihres Characters nicht viel taugen sollen; so liegt der Grund davon gewiß mit in der Behandlungsart, wie sie erzogen wurden, in der Verachtung die ihre Eltern gegen sie blicken ließen, in den stummen und lauten Vorwürfen, die man ihnen in Absicht ihrer Gestalt oft auf die unvernünftigste Art zu machen pflegt, und überhaupt in der Vernachlässigung ihrer Ausbildung, deren so viele Eltern, wie ich aus mehrern Erfahrungen weiß, ihre häßlichen Kinder für unfähig, und was noch abscheulicher ist, — für unwürdig halten.

Die Verschiedenheit des Alters hat ferner einen großen Einfluß auf die Antipathie gegen gewisse Menschen. Ich habe bemerkt, daß Kinder, sonderlich wenn sie kränklich sind, gemeiniglich mehr von den Empfindungen der Antipathie als ältere Leute beherrscht werden, und ich kenne einige Knaben,

den, die unter zwanzig Leuten gewiß immer einen antreffen, der für ihre Phantasie etwas Widerliches an sich hat. Der Grund worin Kinder mehr von den Empfindungen einer unwillkürlichen Abneigung gegen gewisse Menschen als ältere Leute beherrscht werden, scheint mir vornehmlich darin zu liegen, weil ihr Herz mit jenen nicht immer auf die Art sympathisiren kann, als es seinen jugendlichern und lebhaftern Gefühlen angemessen ist. Das ernsthaftere Gesicht älterer Leute, ihre gröbere Sprache, ihr größerer Körper kann in hundert Fällen für die Einbildungskraft des Kindes etwas Unangenehmes an sich haben, was ältere Leute gegen einander nicht fühlen, — und bisweilen scheint sogar das Auge junger Kinder auf dem Gesichte Anderer mehr als der Blick jener zu lesen, welcher durch die Gewohnheit vielleicht schon viel von seiner physiognomischen Schärfe verlohren haben kann. —

Doch es ist Zeit, daß ich auf die psychologische Erklärung meines Gegenstandes komme, und die Gründe anzugeben versuche, von welchen jene unwillkürliche Abneigung gegen gewisse Menschen, ob wir sie gleich nicht genauer kennen, sie uns auch nie beleidigt haben, abhängt.

Ich habe schon im Vorhergehenden zu verstehen gegeben, daß unsere Antipathie gegen manche Menschen vornehmlich durch ihre Gesichtszüge veranlaßt wird, die, ohne daß wir es uns erklären können, für unsere Phantasie etwas Unleidliches an

sich

sich haben; — ob ich gleich nicht läugnen will, daß manchmahl auch ihre übrige körperliche Form, ihr Gang, ihre Sprache, ihr Gliederbau und selbst ihr Anzug dazu etwas beitragen kann. Eigentlich ist aber doch das Gesicht der Ort, wo wir die Seele des Andern zu lesen glauben, und wonach wir gleichsam durch einen in uns liegenden Trieb den Character des Menschen zu beurtheilen aufgefodert werden.

Unter den Gesichtszügen Anderer, die uns eine unwillkührliche Abneigung gegen sie einflößen, bemerke ich nur als die vornehmsten den satyrischen, den brüsken, oder hochmüthigen, und endlich den Gesichtsausdruck der Einfalt und Dummheit. Von den Würkungen der Häßlichkeit auf unsere Einbildungskraft will ich noch etwas zum Beschlusse dieses Versuchs sagen.

Der satyrische Gesichtsausdruck, welcher entweder erzwungen, angenommen, oder natürlich seyn kann, zeichnet sich durch einen schelmisch verzogenen Mund, und durch eine Miene aus, welche die Tochter des Lächelns und der Verachtung zu seyn scheint. Sie ist nicht ganz der Ausdruck des bittern Hohngelächters, auch nicht der, eines bloßen Lächelns, welches sich allemahl durch eine stille Freundlichkeit des Auges auszeichnet; sondern ein Mittelding von beiden, so wie der satyrische Gedanke selbst oft ein Gemisch einer zweifachen Empfindung wird, nehmlich 1) der natürlichen und an

sich

sich unschuldigen Freude über das Auffallende, Lächerliche und Kontrastirende eines Satzes und 2) jenes versteckten boshaften *) Vergnügens, etwas Bitteres und Beissendes gesagt zu haben. Sonst rechnet man noch zur Physiognomie des Satyrikers ein hervorgebogenes spitzes Kinn, eine in die Höhe geworfene, oder auch zugespizte Nase, und ein hinter den Augenliedern lauschendes Auge.

Diese Gesichtszüge zusammengenommen, welche einzeln keinen Eindruck auf uns machen würden, bringen nun in uns jene unwillkürliche Abneigung gegen den Satyriker hervor, die selbst bei dem größten Wohlgefallen an seinen Einfällen fortzudauern pflegt. Es ist gar kein Beweis, daß wir uns dem Herzen des Satyrikers nähern, wenn wir über seinen Witz lachen und ihm lauten Beifall zuklatschen. Heimlich empören sich unsere Gefühle gegen ihn, und wir fühlen uns in Absicht seines Characters gemeiniglich um so viel mistrauischer, je treffender und beissender seine Gedanken sind. Wir glauben nicht, daß ein solcher Mann unser vertrauter Freund seyn könne, und wir fühlen es gleichsam im Voraus, daß wir in einer nähern Verbindung mit ihm oft seine giftige Zunge erfahren, und daß

*) Wir haben kein Wort im Deutschen, welches das französische malicieux, das ich hier eigentlich meine, genau ausdrückt.

daß uns die Stunden seines Umgangs lästig seyn würden. Vornehmlich aber fürchten wir uns, daß sein spähendes Auge an uns Fehler und Schwachheiten entdecken dürfte, die wir gern verbergen möchten, und wir zweifeln nicht, daß er uns in den Augen Anderer ohne Zurückhaltung lächerlich machen wird, sobald ihn seine spöttische Laune überfällt.

Je geneigter daher unser Herz zur Liebe, Freundschaft und Geselligkeit ist; je mehr wir unsere sittlichen Gefühle durch den Umgang mit edeln Menschen verfeinert haben, je lieber es uns ist bei allen Menschen so viel möglich in gutem Kredit zu stehen, und je empfindlicher wir vornehmlich in Absicht unserer Selbstliebe sind, je abgeneigter müssen wir uns auch gegen Menschen fühlen, welche die Kennzeichen eines spöttischen Characters so deutlich im Gesichte tragen, und vor welchen wir, wie es uns scheint, von der Natur gleichsam selbst gewarnt werden.

Mehr als alle andere Gesichtsausdrücke reizt unsere Antipathie die Miene des aufgeblasenen und stolzen Mannes. Der Satyriker kann uns doch noch, auch bei seinem zurückscheuchenden Gesichtsausdruck durch seinen Witz eine angenehme Unterhaltung verschaffen; kann uns, wenn wir ihn gleich fürchten, aufheitern; allein dem Stolzen bleibt bei seiner brüsquen und hochmüthigen Miene kein Weg übrig, auf welchem er sich unsern Herzen nähern könnte, gesetzt, daß er auch die vortreflich-

sten

sten Talente besitzen sollte. Der kalte Blick der Verachtung, den er auf uns wirft, oder welches für unser Gefühl einerlei ist, auf uns zu werfen scheint, sein hochtrabender Gang, seine süffisante Miene, sein adliches steifes Kopfnicken beleidigt unsere Eigenliebe, wenn wir auch in keiner Verbindung mit ihm stehen, und scheucht uns von sich zurück. Unter allen Arten der Behandlung, die uns von unsern Nebenmenschen widerfahren können, tragen wir Verachtung am ungernsten, daher wir auch mit denjenigen am schwersten ausgesöhnt werden können, die einmahl eine Art von Verachtung, oder nur Geringschätzung gegen uns haben blicken lassen. Jeder Mensch träumt sich nun einmahl seine eigenen Verdienste, und jeder fühlt einen angelegentlichen Wunsch in seinem Herzen, daß man sie wenigstens nicht ganz verkennen möchte; aber der Stolze spricht uns schon durch seine Miene alle Verdienste ab, indem er sich immer allein als den Mann der Bewunderung aufstellt, und aller Augen allein auf sich richten will.

Sein befehlhaberischer dictatorischer Blick bringt uns aber auch noch deswegen gegen ihn auf, weil er unser Freiheitsgefühl empört. Unsere Seele stellt sich nehmlich beim Anblick des Stolzen auf eine dunkele Art vor, wie sklavisch er uns behandeln würde, wenn wir von ihm abhängen sollten, und weil wir glauben, daß er uns beleidigen würde; so empfinden wir auch sogleich bei

seiner

seiner Gegenwart das, was wir beim Anblik derjenigen empfinden, die uns würklich beleidigt haben.

Die Miene der Einfalt und Dummheit hat gleichfalls etwas Widerliches für unsere Phantasie an sich, ob sie uns gleich gemeiniglich mehr zum Mitleiden und Bedauren, als zu Erbitterungen reizt, — und doch giebt es Fälle, wo uns unsere Empfindungen täuschen und in eine Art von Verdruß über den Einfältigen übergehen können, indem wir ihn für den Urheber der Eingeschränktheit seines Verstandes halten; aber dieß allein würde uns nicht so leicht gegen ihn aufbringen, uns nicht so sehr von ihm zurückstoßen, wenn wir es nicht zugleich deutlich in uns fühlten, daß seine Seele für uns so gut als tod ist, und daß wir unmöglich mit seinem Herzen sympathisiren können. Sein kaltes kraftloses Auge, sein dummer und starrer Blick, seine alberne Sprache, seine kindischen Handlungen und sein ganzes äusseres Wesen sagen uns dieß gar zu deutlich, und unser Mitleid selbst, welches uns so leicht in andern Fällen an Menschen anzieht, uns für sie erstaunlich interessirt, trägt das Seinige dazu bei, unser Herz von ihm zu entfernen; — denn wir können die nicht lieben, gegen welche unsere Seele bloßes Mitleiden, und zwar immer empfindet; wir können endlich auch mit denen nicht sympathisiren, deren Umgang uns Schande machen würde. So wohlwollend auch jedes Gefühl der Sympathie auf der einen Seite zu seyn scheint, und so uneigennüzig

nützig dieses Gefühl von Hulcheson vorgestellt worden ist, so wenig Nahrung findet es doch gemeiniglich da, wo es nicht durch irgend einen versteckten oder nicht versteckten Sporn der Eitelkeit gleichsam beseelt wird.

Es ist überhaupt durch unzählige Erfahrungen bewiesen, daß ohne eine innere Harmonie unserer Gedanken und Empfindungen, die sich entweder auf ihre eigentliche Natur, oder auf das Homogene ihres Ausdrucks, oder auf die Gleichartigkeit der Absichten gründen können, unsere Herzen keiner Sympathie fähig sind. Diese Harmonie, welche sich viel besser empfinden als beschreiben läßt, muß gleichsam von und durch sich selbst entstehen und unterhalten werden; sie kann oft das Wort eines glücklichen Zufalls seyn, in welchem zwei sanfte Seelen an einander stoßen, und gleichsam ohne allen Zwang als zwei vorher getrennte Wesen nun mit dem innigsten Gefühl des Wohlwollen in einander übergehen. Sobald wir sie zu erkünsteln suchen, sobald wir zu ihrem Daseyn nicht alles aus unserm Herzen schöpfen; sobald wir sie überhaupt allein zur Tochter der Vernunft machen, um ihre Rechte auf unser Herz zu bestimmen, sobald wird sie auch nicht mehr auf eine so leichte und bezaubernde Art die himmlischen Empfindungen einer gegenseitigen Theilnehmung in uns hervorbringen können, die so oft die süßesten Freuden des Lebens ausmachen. Das menschliche Herz ist hierinn so deli-

cat, und handelt bei seiner Sympathie oft ohne alle augenblickliche Anleitung der Vernunft nach so richtigen und abgemessenen Gesetzen, daß jene Harmonie nicht einmahl statt finden kann, wenn nicht die homogenen Empfindungen zweier Menschen zu gleicher Zeit zusammentreffen, um sich gleichsam in einem gemeinschaftlichen Brennpuncte zu vereinigen. Ich nehme an, daß in dem Gesichtsausdrucke zweier sympathisirender Seelen Etwas liegt, wodurch dieses Zusammentreffen ihnen auf eine bezaubernde Art sichtbar wird, und was unser Herz vielleicht nur allein lesen kann. Auf dem Gesichte des Einfältigen lieset unser Herz — nichts, indem es uns entweder gleich einer Bildsäule anstarrt, oder uns auf eine eckelhafte Art entgegen lächelt, wodurch in uns ohnmöglich ein Funke von Sympathie entstehen kann.

So verschieden auch die Meinungen und Empfindungen der Menschen in Absicht der Schönheit und Grazie eines Gegenstandes seyn mögen; so unläugbar ist es doch, daß der menschlichen Seele ein inneres (vielleicht blos auf körperliche Organisation gegründetes) Gefühl für Schönheit und Harmonie mitgetheilt sey. Unsere Imagination wird auf eine angenehme Art beschäftigt, wenn wir an einem körperlichen Gegenstande ein richtiges leicht zu unterscheidendes Verhältniß seiner Theile zum Ganzen sowohl, als unter sich bemerken. Ein nach den Regeln der Schönheit gebautes Gesicht gefällt nicht

nur

nur unſerm Auge, indem die Natur mit eigener Selbſtzufriedenheit daran gearbeitet zu haben ſcheint; ſondern erregt auch oft in unſerm Herzen die ſüßeſten Empfindungen der Liebe, die nicht ſelten alsdenn noch in uns fortdauren, wenn wir über den moraliſchen Character eines Frauenzimmers wichtige Zweifel bekommen haben. — Häßlichkeit hingegen ſtößt unſer Herz von ſich zurück, oder wir bleiben wenigſtens beim erſten Anblick kalt dabei; allein ſo wie nicht immer Schönheit auf unſer Herz auch bei der richtigſten Proportion ihrer Theile würkt; ſo glaub ich auch, daß nicht blos das unrichtige von der Natur verfehlte Verhältniß eines Geſichts uns eine Antipathie gegen den Gegenſtand ſelbſt einflößt, ſondern daß unſere Seele gemeiniglich durch eine dunkle Schlußfolge gegen einen häßlichen Menſchen eingenommen wird.

Wir haben nehmlich oft bemerkt —; oder welches hier einerlei iſt, uns zu bemerken eingebildet, daß ein häßliches Geſicht mit einem häßlichen Character verbunden war; bemerkt, daß oft die regelmäßigſten Geſichter durch Laſter und Leidenſchaften bis zur Scheuslichkeit entſtellt wurden, — nun ſehen wir ein anderes häßliches Geſicht, das eine vielleicht auch nur entfernte Aehnlichkeit mit der Phyſiognomie jener ſchlechten Menſchen hat, und gleich machen wir den übereilten Schluß, dergleichen unſere Phantaſie unzählige macht, daß auch dieſes Geſicht mit einem verachtungswürdigen Charakter

verbunden seyn werde. Wir schließen hiebei freilich oft sehr unrichtig und lieblos; allein wir schließen nun einmahl so, weil es die Analogie unserer Ideen mit sich bringt, und weil wir uns geneigt fühlen, das zu verachten, was uns nicht gefällt.

Ein häßlicher Mann fällt uns nie so auf, als ein häßliches Frauenzimmer, und ich glaube aus folgenden Gründen. Wenn es gleich eben so gut eine männliche Schönheit, als eine weibliche giebt; so setzen wir doch immer die letztere als ein besonderes Eigenthum des andern Geschlechts voraus, wozu uns schon der feinere Gliederbau und das sanftere Colorit des weiblichen Gesichts berechtigt. Die Natur hat in der That den weiblichen Körper mit mehrern Reitzen als den männlichen begabt; allein der Mangel desselben würde uns nicht so sehr auffallen, wann wir nicht sogleich für jene Reitze ein geheimes Interesse fühlten, was uns unaufhörlich zu dem andern Geschlechte hinzieht. Dieses Interesse, welches wir gegen keine Person unseres Geschlechts, selbst bei der wärmsten Freundschaft nicht empfinden, wird durch ein häßliches weibliches Gesicht aufgehoben, unsere sympathetischen Gefühle werden dadurch unterbrochen, unser Herz in seinen süßen Neigungen eingeschränkt, und es ist uns unmöglich, ein solches Frauenzimmer auf den ersten Anblick lieben zu können.

Diese Einschränkung unserer zärtlichen Gefühle, die immer auf eine dunkle Art in uns verborgen lie-

gen,

gen, diese Gegenwürkung unserer Phantasie auf einen in uns liegenden allgemeinen Trieb der Geschlechtsliebe scheint mir eine der vornehmsten psychologischen Ursachen zu seyn, warum der Anblick eines häßlichen Frauenzimmers uns so sehr auffällt.

Durch einen nähern Umgang, durch Bekanntschaft mit einem sanften weiblichen Herzen, welches so oft hinter einer häßlichen Gestalt verborgen ist, kann jener in uns liegende von einem geheimen Interesse genährte Geschlechtstrieb wieder so lebhaft werden, als er vorher durch den Anblick eines häßlichen Gesichts unterdrückt wurde; ja er kann alsdann oft das Auge so sehr täuschen, daß wir das Frauenzimmer für schön zu halten anfangen, was uns vorher für häßlich schien, indem wir die Schönheit ihres moralischen Charakters gleichsam in die Züge ihres Gesichts hinübertragen.

2.

Beispiel einer schnellen Liebe.

Es ist nichts Besonders, und eine Alltagserfahrung im menschlichen Leben, daß die Liebe oft das Werk eines einzigen Augenblickes ist. Lebhafte Leute können sich in einem Tage zehnmahl verlieben; ihr Herz steht jeder Schönheit offen, und ihre Phantasie flattert gern von einem Gegenstande der Zärt-

lichkeit zum andern. Aber merkwürdiger und sonderbarer scheint mir die Art Liebe zu seyn, welche nach einem langen völlig gleichgültigen Umgange zweier Personen sich, gleich eines schnellen elektrischen Schlages, ihrer Herzen bemächtigt. Hievon kann ich folgendes zuverläßige Beispiel mittheilen.

Die liebenswürdige Gattin eines unserer vortreflichsten tragischen Dichter, kannte ihren Mann lange vorher, ehe sie wußte, daß er um ihre Hand anhalten würde. Sie hatte ihn oft in Gesellschaften gesehen; aber sie hatte auch nie auf die entfernteste Art eine zärtliche Neigung gegen ihn empfunden; im Gegentheil war er ihr, da er selbst etwas kalt gegen das schöne Geschlecht zu seyn schien, auch immer ganz gleichgültig gewesen; sie hatte sich sogar oft über seinen Anstand, der selten bei großen Köpfen der beste ist, mit ihren Freundinnen lustig gemacht, und das war noch an dem Tage geschehen, als sie auf einmahl für ihn, ohne seine Veranlassung, eingenommen wurde. Er war mit ihr in Gesellschaft, die Gesellschaft hatte sich in dem Garten zerstreut, und das liebenswürdige Mädchen wollte eben die Allee hinaufgehen, als er ganz nachläßig in derselben heruntergeschlichen kam. In dem Augenblick machte er einen tiefen Eindruck auf ihr Herz, sie fühlte, daß sich ihr Gesicht mit einer plötzlichen Röthe überzog, — und wünschte ihm ihre Hand geben zu können.

Es

Es sind mir mehr dergleichen Beispiele bekannt. Ich kenne Frauenzimmer, die Männer gar nicht ausstehen konnten, welchen sie hernach auf einmahl aus wahrer Liebe ihr Herz schenkten. Vornehmlich hab ich das bemerkt, daß weibliche Herzen aus einer kalten Gleichgültigkeit auf einmahl in heiße Liebe übergehen können, wenn ihnen ein Heurathsantrag geschieht. Dieser schnelle unerklärbare Uebergang ihrer Empfindungen macht sie oft alsdann gegen die sichtbarsten Mängel ihrer Liebhaber — blind, für die sie vorher Argus-Augen hatten.

3.

Ein sonderbarer Traum.

Folgenden Traum hat der den 26ten April 1785. verstorbene Siegmund, Freiherr von Seckendorff, *) welchen er ein halb Jahr vor seiner Krankheit und seinem Tode hatte, von sich selbst mehrmahls erzählt, und schriftlich aufgezeichnet.

*) Starb als Königl. Preuss. Gesandter an den fürstlichen Höfen des Fränkischen Kreises zu Anspach, und war 1744. zu Erlangen geboren. Viele Liedercompositionen und Gedichte von ihm stehen im deutschen Merkur. S. seine übrigen Schriften in Meusels gel. Deutschland.

Digitized by Google

Es erschien ihm nehmlich im Traume ein Mann von gewöhnlicher Gestalt und Kleidung, welcher ihm sagte: daß er sich etwas von ihm ausbitten möchte, und daß er nach seinem Gefallen Eins von Beiden wählen könnte, — entweder seine vergangenen oder künftigen Schicksale sich der Reihe nach vorgestellt zu sehen. Die Zukunft, erwiederte Seckendorff, wolle er Gott überlassen; aber angenehm würde es ihm seyn, wenn er noch einmahl sein ganzes vergangenes Leben wie in einem Gemählde vor sich sehen könnte. Sein Wunsch wurde ihm sogleich gewährt. Der erschienene Mann gab ihm einen Spiegel, und hierinn erblickte er nun die Scenen seines vergangenen Lebens, deren er sich im Wachen kaum mehr bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit vor sich, als wenn sie den Augenblick erst geschehen wären. Er sah sich als ein Kind von drei Jahren aufs genaueste mit allen Umständen seiner Erziehung. Jede Schulscene mit seinen Erziehern, jede verdrüßliche Begebenheit, die er in seiner Jugend erlebt hatte, ging in dem Spiegel lebhaft vor seinen Augen vorüber.

Bald darauf stellte ihn der Zauberspiegel in der Folge seines Lebens auch seinen Aufenthalt in Italien vor. Dort hatte er eine Geliebte zurückgelassen, die er gewiß geheurathet haben würde, wenn ihn nicht sein Schicksal aus Italien gerufen hätte. Dieses Frauenzimmer erblickte er auch während seines Traums auf einem Bette liegend. Sie winkte

ihm

ihm freundlich zu, und er näherte sich ihr. „Wir müssen uns trennen, sagte sie; aber nicht lange, lieber Seckendorff, — denn ohne Sie kann ich nicht lange seyn! jetzt aber müssen Sie mich auf einige Augenblicke verlassen!“

Ein Liebhaber ist auch im Traume gegen seine Göttin erstaunlich artig und gehorsam. Seckendorff ging sogleich aus dem Zimmer, als er aber einige Minuten nachher wieder hereintrat, lag sie weit schöner und einer Verklärten gleich, auf dem Bette. An ihren Füßen that sich jetzt ein Vorhang auf, hinter welchem Seckendorff einen unbeschreiblichen Glanz hervorstrahlen und sich eine Menge schöner und verklärter Geschöpfe bewegen sah, welche ihm alle sehr vergnügt zu seyn schienen. Sein Auge wurde von dem Zauber ihrer Schönheit ganz verblendet. Eine von diesen verklärten Schönen faßte endlich seine Geliebte bey der Hand, zog sie mit sich fort, der Vorhang fiel nieder, — und er erwachte.

Bald nachher schlief Herr von Seckendorff wieder ein. Der nehmliche Mensch, welcher ihm den Zauberspiegel gegeben hatte, erschien ihm noch einmahl, und fragte ihn: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden sei, und ob er auch noch einmahl die Menschen, welche er in seinem Leben gekannt, zu sehen wünschte? Seckendorff erwiederte, daß ihm dieß Vergnügen verursachen würde, und erhielt nun aufs neue einen Spiegel, indem er würk-

lich alle seine Bekannte, todte und lebende der Reihe nach, aber mit dem Unterschiede vorübergehen sah, daß die noch lebenden Glücklichen seiner Bekannten ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben; diejenigen aber, von denen er schon wußte, daß sie unglücklich und mißvergnügt lebten, alle mit der Hand vor den Augen schnell, ohne sich umzusehen, in dem Spiegel vorübergingen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vors Gesicht hielten, von deren unglücklichen Schicksalen er aber keine Kunde hatte. (Er schrieb hernach an mehrere von diesen letztern seinen Traum, und erkundigte sich nach ihren jetzigen Lagen, welche auch alle richtig mit seinem Traumgesicht übereintrafen.)

Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm stehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber schwanden, die Hand vor ihre Augen haltend, blitzschnell vorüber, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Schrecklichste bei seinem Traume gewesen, und er brach immer, wenn er auf diesen Punkt kam, schnell in seiner Erzählung ab, so wie er überhaupt den ganzen Traum nicht leicht ohne einige Herzensrührung und ohne Thränen erzählen konnte.

Jetzt wachte er zum zweitenmahl auf. Seine innere Bangigkeit, die er fühlte, trieb ihn aus dem Bette, er ging ans Fenster und suchte sich zu zerstreuen.

Digitized by Google

ſtreuen. Es ſchlug eben drei Uhr, und er legte ſich etwas beruhigt wieder nieder. Dießmahl nahm ſeine Phantaſie eine andere Richtung, er dachte jetzt im Traume über ſeinen Traum nach, und verfertigte im Schlafe folgendes Gedicht, *) welches er auch

*) Holde, ſüße Phantaſei!
Immer würkſam, immer neu.
Dank ſei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schickſal mildern!
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zum Leben ſchaft!

O! wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach!
Im Vergangenen verlohren,
In der Zukunft neu gebohren,
Wachend, träumend, dort und hier!
Folg ich immer freudig dir.

Ein Geſicht verſchwindet kaum,
Winkt mir ſchon ein neuer Traum,
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichſt du mir den goldnen Faden,
Der mein traurendes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Holde, ſüße Phantaſie!
Täuſcherinn! verlaß mich nie!
Nur im Kreiſe deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geſchwinder,
Weiche nimmermehr von mir!
Auch im Tode folg ich dir.

Digitized by Google

auch zugleich componirte. Er erwachte aufs neue, ſtand auf, ließ ſich Licht bringen, und ſchrieb den ganzen Traum, nebſt dem Gedicht und der Compoſition noch in der nehmlichen Nacht auf, wie es im October des Merkurs 1784. ſteht.

Ich kann in dem uns mitgetheilten ſonderbaren Traum des Herrn von Seckendorff eben nicht viel Sonderbares finden, außer, daß er im Schlafe ein natürliches Gedicht, und noch dazu eine Compoſition deſſelben machte, wovon aber doch auch in der pſychologiſchen Geſchichte der Träumereien mehrere Beiſpiele vorkommen. Was war natürlicher, als daß einem Manne, der gewiß oft über die Reihe ſeiner Schickſale nachgedacht hatte, auch ſie wohl einmahl noch ganz wie in einem Spiegel zu überſchauen wünſchte, im Traume ein anderer mit einem Spiegel erſchien, und ihm darin die Folge ſeines Lebens vermöge ſeiner lebhaften Einbildungskraft deutlich ſehen ließ? Es iſt bekannt, daß dieſe Seelenkraft im Schlafe, wenn unſere Sinnen ruhen, und ſie ungeſtöhrt und ganz allein würken kann, oft mit der größten Lebhaftigkeit uns an Begebenheiten erinnert, die wir lange ſchon vergeſſen hatten. Es war alſo eine gewöhnliche und natürliche Folge dieſer ihrer Lebhaftigkeit, daß er ſich als ein Kind in dem Spiegel mit einer Menge von Umſtänden wiedererblickte, die er ſchon längſt vergeſſen haben konnte, — und was war vollends natürlicher, als daß man ſeine ehemalige Geliebte auf einem

nem Bette liegen sieht? — Wie oft mochte der Herr von Seckendorff, da er sich von ihr trennen mußte, daran gedacht haben, daß er sie gewiß einmahl als einen verklärten Engel wiederfinden würde, dergleichen Ideen sind ohnedem schon einer Dichterseele sehr geläufig und natürlich, — so sah er sie in seinem Traum, und dieß ging nach den Gesetzen der Einbildungskraft eben so natürlich zu, als daß er in seinem zweiten Traum, welcher eine Fortsetzung des erstern war, alle seine Bekannten wiedererblickte. Die Unglücklichen unter ihnen sah er die Hand vor die Augen halten, weil er sie wohl oft in dieser Stellung, welche gemeiniglich ein Ausdruck unseres Schmerzes ist, beobachtet hatte, oder weil auch noch lebhafte Eindrücke von dergleichen Bildern und Kupferstichen in seiner Seele vorhanden seyn mochten, die sich mit der Vorstellung ihres Unglücks durch die Ideenassociation verbanden. Sonderbarer als alles Vorhergehende scheint die Bemerkung zu seyn, daß einige, von deren Schicksalen er nichts wußte, gleichfalls mit der Hand vorm Auge vorübergingen, und daß er nach genauer Erkundigung würklich erfuhr, daß sie unglücklich lebten, allein wie zufällig konnte auch dieß zugehen, und wie viele seiner Bekannten konnten sich unglücklich zu seyn einbilden, ob sies gleich nicht waren.

Durch eine natürliche Folge seiner Ideen, wobei seine Phantasie immer ein gemeinschaftliches Entziel hatte, sahe er nun auch seine verstorbenen

Be-

Bekannten und Freunde. Ein Theil derselben winkte ihm freundlich zu, ein anderer Theil lief blitzschnell, die Hand vor die Augen haltend, vorüber,— eine offenbare Wiederhohlung des ersten Traums! Seine Seele dachte gewiß auch im Traume daran, ob jene alle jenseit des Grabes glücklich seyn würden, und sein erster Traum mußte ihn auf die Idee bringen, daß sie es nicht alle seyn könnten. Er sah sie in der nehmlichen Stellung, wie die erstern, die Hand vor dem Auge, und dieser Theil seines Traums mußte ihm denn freilich schrecklich vorkommen, weil er ihn für eine Revelation über den unseeligen Zustand seiner verstorbenen Freunde zu halten schien. Ganz mag er auch das Lied nebst seiner Composition wohl nicht so geträumt haben, wie es gedruckt ist, wenigstens hat es im Wachen erst seine Feile erhalten.

P.

4.

Stärke der Einbildungskraft.

Vor einigen Jahren waren zu . . . in Westphalen mehrere Prediger auf einem Convent zusammengekommen. Einer von ihnen verließ einige Minuten die Gesellschaft, um vor sich im Stillen über etwas nachzudenken, und wählte dazu eine naheliegende

gende Allee, in welcher ihn seine Confraters bedächtig auf- und niedergehen sahen. Einer unter ihnen ein lustiger Kopf, beschloß einen Spaß mit ihm zu machen, welchen er auch sogleich ausführte, und der darin bestand, daß er sich hinter ein Gesträuch an der Allee versteckte, und wie jener vorbei kam, ihm mit einer dumpfen Stimme zurief: **Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben!** Der Wanderer ging vorüber, ohnmerklich erschrocken zu scheinen. Er kehrte um, und die hohle Stimme des Spaßmachers ließ sich noch einmahl hören, und endlich zum drittenmahle. **Es ist gut**, antwortete der auf- und niedergehende Prediger, als ihm jener Ton noch einmahl entgegenkam, den er bei einer dreimahligen Wiederhohlung endlich für eine würkliche göttliche Stimme, und für ein deutliches Omen seines nahe bevorstehenden Todes betrachtete.

Er kam in die Predigergesellschaft merklich verändert zurück. Sein Gesicht war leichenblaß, er sprach nicht mehr, und schien äußerst bedächtig zu seyn. Die Gesellschaft erkundigte sich nach der Ursache seines jetzigen finstern in sich gekehrten Betragens, und erfuhr von ihm zum größten Erstaunen, daß sein Ende nahe sei, weil er eine außerordentliche Stimme darüber vernommen habe. Seine Collegen fingen laut zu lachen an, verwiesen ihm seine Leichtgläubigkeit, und entdeckten ihm den ganzen Handel. Allein — vergebens. Der Prediger glaubte nun einmahl, daß jene Stimme vom Himmel

mel gekommen sey. — Man machte die ihm vorgesprochenen Worte genau nach, nannte ihm die Zeit, den Mann, der mit ihm seinen Scherz getrieben habe; alles half nichts. Der Prediger hielt alles dieß für erfundene Kunstgriffe, ihn von seiner Meinung zu befreien, blieb dabei, daß er gewiß bald sterben werde, —— und wurde in kurzer Zeit auch würklich ein Opfer seiner Einbildung *).

St——

*) Ich glaube, daß man in der That mit solchen Späßen, dergleichen man dem Prediger spielte, äußerst behutsam verfahren müsse. Unsere einmahl verschrobene Phantasie nimmt selten Vernunftgründe an, womit man sie heilen will; und man weiß, zu welchen Ausschweifungen sie vornehmlich Hypochondristen verführen kann.

Man hat sehr viele Beispiele, daß Leute blos dadurch sich ihren Tod zugezogen haben, weil sie ihn einbildeten. Sie glaubten irgend eine Ahndung, einen Traum davon gehabt zu haben. Noch vor wenigen Jahren starb hier in Braunschweig ein Prediger, wahrscheinlich an eben einer solchen Phantasie. Er kündigte mehrere Jahre vorher seinen Freunden seinen Tod an, ob er gleich ganz gesund war, hielt einige Zeit vorher öffentlich eine Abschiedsrede an seine Gemeine, und starb endlich würklich um die vorhergesagte Zeit. Von diesem Vorfall werde ich in einem der nächstfolgenden Stücke mehrere Nachricht geben.

D. H

5. Fort-

5.

Fortsetzung der Fragmente aus dem Tagebuche des verstorbenen R...

(S. Moritz Magaz. 4ter B. 3tes S. 33, fgg.)

Daß ich von einem Laster zurückkam, welches meinen Körper sowohl als meinen Geist zerrüttete, dies hatte ich großentheils meiner verlangten bessern Einsicht von der Natur und Folgen des Lasters und aufgeklärtern Begriffen von Tugend und Religion zu verdanken. Doch kann ich nicht läugnen, daß hiezu auch Liebe zu einem Mädchen das Ihre beitrug. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mädchen, das ich öfters zu sehen Gelegenheit hatte, und das mich Neuling in der Liebe durch ihre Reize ganz einnahm. Ich hatte sie nie gesprochen, aber ihre sanften Züge schienen mir Unschuld der Sitten, zartes Gefühl für Tugend, Sanftmuth der Seele zu verrathen. Ich schuf mir nach meinem Gutbefinden, und so wie es mein Interesse foderte, ein Ideal meiner Einbildungskraft, und diesem gab ich des Mädchens Namen. So oft ich bei Ihrem Hause vorüberging, machte ich, wenn sie am Fenster stand, eine Verbeugung, und wenn sie diese etwas höflich erwiederte, glaubte ich schon darin ihre Liebe, ihre Sympathie mit mir, ihr Schmachten nach mir zu lesen. Kurz, ich bildete mir ein, ihr Herz müßte gerade so stark für mich, als das meinige für sie, schlagen.

Zu furchtsam mich ihr zu entdecken, dachte ich weiter nicht auf Gelegenheit sie näher kennen zu lernen, sondern lebte der Zuversicht, für einander geschaffne Seelen fänden sich schon von selbst. Indeß sprach ich mit ihr auf meinen einsamen Spaziergängen, ohne sie bei mir zu haben, ich schrieb Briefe an sie, ohne sie abzuschicken, setzte meine Empfindungen auf, die mir beim Spazierengehen einfielen, und zerriß sie wieder. Kurz, ich liebte einen Schatten, ein Bild, das sich meine Einbildungskraft mit allen Farben der weiblichen Tugend, nach meinem damaligen freilich sehr eingeschränkten Begriffen davon, ausmahlte. Ich verließ das Gymnasium und die Stadt, ohne den Gegenstand meiner Liebe gesprochen zu haben. Ich hatte doch den Vortheil von meiner Leidenschaft für dieses Mädchen, daß meine Triebe eine andre Richtung bekamen, daß mir mein voriges Laster immer abscheulicher wurde; denn um ihr zu gefallen, lebte ich so ordentlich, daß ich glaubte, ihr vor jedem meiner Gedanken und Handlungen Rechenschaft geben zu müssen. Sie war also in allem Betracht mit eine Ursache zu meiner Genesung, ich wurde dadurch wieder ein Mensch, und zwar ein vernünftiger Mensch. Jene Empfindungen der Theilnahme an der menschlichen Gesellschaft wachten in mir wieder auf, und machten mich mehr als bisher gesellig.

Ich bezog die Universität, und mit dieser Veränderung meiner Lage änderte sich denn auch meine

ganze

ganze Denkungsart. Die schwachen Spuren der vormaligen Leidenschaft wurden durch die Zeit ausgetilgt, und ich lag die ganze Zeit meiner akademischen Laufbahn den Studien ob, ohne je wieder in Versuchung zu kommen, mich zu verlieben. Aber die Liebe war deswegen nicht aus dem Herzen des Jünglings entflohen, die vorigen Triebe schlummerten blos eine Zeitlang, und wurden durch andre entgegengesetzte stärkere geschwächt und zurückgehalten. Es war einer Stunde oder vielmehr einem Augenblick vorbehalten, meine Leidenschaft wieder anzufachen.

Ich kam, nachdem ich ausstudirt hatte, zu dem würdigen Mann in Condition, der mich auf Schulen und Universitäten von Zeit zu Zeit mit Geld unterstützt hatte. Hier fing ich erst wieder an meines Lebens recht froh zu werden, hier erhub sich der Geist wieder einigermaßen, der bisher von der Armuth und Sorgen, mit denen er unaufhörlich zu kämpfen hatte, darniedergedrückt worden war. Ich hatte einen Winter bei ihm und seiner Familie — den ersten meines Lebens, den ich ohne Harm und Kummer verlebte — zugebracht. Die Ankunft des Frühlings, dessen Schönheiten ich aus natürlichen Gründen noch nie so wie itzt empfunden hatte, und ein benachbartes ländliches Fest ruften uns nach L . . . Wir zogen alle, Alt und Jung, dahin, und freuten uns unterwegs der Natur und ihrer Herrlichkeit. Die Alten giengen Hand in

Hand, und die Kleinen hüpften froh um uns herum, und sprangen über Berg und Thal. Nur ich hatte ganz andre Empfindungen, als jene. Ich ward still und traurig, aber so, daß ich himmlische Wonne in dieser traurigen Stimmung genoß. Ich hätte gleich, ohne zu wissen warum, weinen mögen, mußte aber die Thränen unterdrücken. Ich fand ein Sehnen in meinem Herzen, ein Verlangen, das ich mir nicht zu nennen wußte. Es war eine Zeit der Empfindung, die uns, glaub ich, nur einmahl in unserm Leben zu Theil wird. Man ist so ganz der gefühlvolle Jüngling, ist so ganz von unaussprechlichen Gefühlen durchdrungen, daß nichts seeligers gedacht werden kann, es ist einem so wohl und so weh, so weh und so wohl! Dies war jetzt mein Zustand, als ich durch eine plötzliche Erscheinung aus meinem Traume erwachte. Wir waren während, daß ich der Gesellschaft nachging, bis ans Ende des kleinen Wäldchens gekommen, an dessen Ausgang wir in ein Thal hinabsahen, das uns auf einmahl die reitzensten Scenen, die der Wald bisher vor unsern Augen verborgen hatte, darstellte. Schon sahen wir das kleine, aber niedliche Landhaus, das uns heut beherbergen sollte, und bald darauf erblickten wir von weitem die Familie jenes Hauses, die uns entgegen kam. Ein alter ehrwürdiger Greiß, seine Frau, und eine Muhme, die sich bei den kinderlosen Alten aufhielt, und die einzige Freude ihres Alters war, empfingen uns. Deutscher

Bieder-

Biedersinn, Rechtschaffenheit, Vertraulichkeit und glückliche Einfalt der Sitten zeichneten diese würdige Familie aus. Schon im voraus kam ich durch die Schönheit der lachenden Gegend, deren Bewohner ich mir nicht anders als καλους κἀγαθους denken konnte, mit dem besten Vorurtheil hieher, und meine Erwartung ward nicht getäuscht. Ob das Mädchen, liebevoll, sanft und blühend wie die ganze Natur, Eindruck auf mich machte? Meine Seele war durch die Scenen dieses Tages schon so sehr zu sanften Empfindungen gestimmt, daß es nur dieses Gegenstandes bedurfte, um mich auf einmahl zum feurigsten Liebhaber zu machen. Diese Liebe war unschuldig, und machte in der Folge das Glück meines Lebens.

6.

Einzelne psychologische Beobachtungen und Bemerkungen, zu weiterm Nachdenken aufgesetzt.

Jemehr unsere Leidenschaften aufgebracht sind, desto mehr gefällt es uns, wenn sie andere billigen. Auffallend ist diese Bemerkung vornehmlich bei dem Zornigen. Der ist uns alsdenn besonders willkommen, weicher uns Recht giebt, und wir können

durch einen Zuwink, den wir erhalten, leicht zu Freunden des unsern Zorn billigenden gemacht werden. Weil unsere Eitelkeit gemeiniglich mit bei unserm Zorne interessirt ist, und weil wir nicht selten uns mitten in unserer Hitze etwas zu vergeben glauben; so muß es uns allerdings sehr angenehm seyn, wenn ein Anderer unsere Parthie nimmt, und uns vor den ahnenden Gedanken sichert, als ob wir in den Augen Anderer durch unsern aufgebrachten Muth verlieren würden.

Unser Zorn nimmt gemeiniglich in dem Maße zu, als der andere, den er betrift, kaltblütig und gleichgültig bleibt. Dies kommt wahrscheinlich daher, weil wir dadurch von ihm überwunden zu werden fürchten, weil jener uns zu verachten scheint, und weil überhaupt jede Gleichgültigkeit gegen unsre Leidenschaften etwas Unausstehliches für uns hat.

Viele Leute, die sonst eben nicht sehr gesprächig und lebhaft sind, oder sich darin einzuschränken wissen, wenn sie in eine Gesellschaft kommen, werden von einer ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Sprachseligkeit überrascht, wenn sie das erstemahl in ein fremdes Haus introducirt werden. Ihre Zunge läßt die Anwesenden nicht zu Worte kommen, und nicht selten wird der angestrengtere Ton ihrer Stimme jenen sehr lästig, ohne daß diese es merken. Die Neuheit der Gegenstände kann viel

zu

zu jener Lebhaftigkeit beitragen; allein, ich erkläre sie mir mehr aus einer versteckten Neigung gefallen und unterhalten zu wollen.

Es giebt wenige Menschen, — das delikate weibliche Geschlecht nicht ausgenommen, wenn es gleich oft eine äußere Schamhaftigkeit affektirt, — welche nicht an verschiedenen schmutzigen Ausdrücken einen, — wenigstens heimlichen Gefallen haben sollten. Der Witz der Kinder fängt sich hieran gemeiniglich zu üben an, und ich habe manchen hochgelahrten Mann gekannt, welcher darin Meister war; sonderlich wenn die Tafel — zu Ende ging. Aber woher jene geheime Neigung des Menschen zu schmutzigen Ausdrücken? Man muß mehrere physische und moralische, — oder besser, unmoralische Ursachen zusammennehmen. Oft kann uns schon die lächerliche Aufmerksamkeit Anderer, die gleich aufhorchen, sobald etwas Schmutziges gesagt werden soll, dazu anreitzen; noch öfter aber liegt der Grund der Anreitzung in dem Lächerlichen, welches ein schmutziges Wort, ein schmutziger Gedanke in sich schließt, obgleich der Grund des lächerlichen nicht immer nach psychologischen Regeln angegeben werden kann. Manchmahl kann uns auch das lästige Gefühl eines Verbots, wovon wir uns so gern befreien, zu jenen Ausdrücken leicht verführen.

Die D. S., ein Weib von sehr lebhaftem Geiste und ausgebildeten Verstande, kann sich keinen ihrer entfernten Freunde vorstellen, wenigstens ist nur ein äußerst dunkles Bild von ihnen in ihrer Seele vorhanden; lebhafter und viel deutlicher hingegen kann sie sich Leute vorstellen, welche ihr vollkommen gleichgültig sind, auch nur von diesen, und nicht von jenen, pflegt sie zu träumen.

Es ist uns oft im Traume schlechterdings nicht möglich eine angefangene Handlung zu Ende zu bringen, die doch sonst ohne alle Schwierigkeit zu seyn scheint. Es quält uns, daß wir zaudern möchten, wir entdecken keine Ursache davon, und doch scheinen uns, vermöge eines dunkeln Gefühls, eine Menge Hindernisse im Wege zu liegen. Man will auf die Kanzel steigen; aber in dem Augenblick sehen wir, daß wir noch keine Beinkleider anhaben; man will das vorzulesende Evangelium suchen; — allein es ist nirgends zu finden; man will ein Thema wählen — aber es will uns keins einfallen. So findet der Verliebte oft in der Gegenwart seines Mädchens unübersteigliche Hindernisse, sie zu umarmen, die ihm im Wachen nimmermehr einfallen würden. Warum scheint hier das Handlungssystem der menschlichen Seele zu stocken, einen heterogenen Gang zu nehmen, warum handelt sie nicht so, wie sie auf die natürlichste Weise im Wachen han-

handeln würde, wenn alle Umstände so wie im Traume gereihet und gestellt wären? Es lassen sich gewiß hievon mehrere psychologische Gründe angeben, und vielleicht wäre es besser, jeden einzelnen Fall einzeln, als nach allgemeinen Regeln zu beurtheilen. Der vornehmste Grund hievon, so wie überhaupt aller Bilder und Handlungen, die uns im Traume vorkommen, liegt in der Stärke einer unwillkürlichen Ideenassociation. Wir werden alle Augenblicke zu **Nebenbildern** unserer Phantasie hingerissen, und selten geschieht eine Handlung im Traume, die einige Weile erfodert, nach ihrer ganzen natürlichen Folge, die sie im Wachen haben würde. Oft kann aber auch gerade eine gewisse **Mittelidee** fehlen, ohne welche in der Handlung des Träumenden nothwendig eine Lücke entstehen muß, wodurch die natürliche Folge der Handlung unterbrochen wird, die wir im Wachen, weil uns jene **Mittelidee gegenwärtig** war, richtiger beobachten würden. Sollte nicht auch bisweilen ein dunkles Gefühl des Träumenden, daß sein Körper **ruhet**, nicht den völligen Entwickelungen seiner Plane hinderlich seyn?

Daß die menschliche Seele oft an ihrem eigenen Kummer einen Gefallen findet, ihn lieber zu haben, als nicht zu haben wünscht,

lehrt die tägliche Erfahrung. Aber wie ist dieses Phänomen zu erklären, da wir sonst natürlicherweise nichts wollen, als was uns Vergnügen macht? — sollte es nach Homer würklich Triebe zu Handlungen in uns geben, die vom Vergnügen oder Mißvergnügen gänzlich unabhängig sind? — Ich glaube nicht. Unsere Seele befindet sich, wenn sie einen Gefallen an ihrem eigenen Leiden findet, in dem Zustande gemischter Empfindungen. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, ihren Begriffen, die sie von Duldung, und vornehmlich von der Wichtigkeit des Gegenstandes hat, um dessentwillen sie leidet; auch das dunkle Gefühl, wie wohl ihr seyn wird, wenn ihre Leiden sich endigen werden, Zurückerinnerung, wie wohl ihr dabei schon mehrmahls zu Muthe gewesen ist, kann es verursachen, daß sie den Kummer haben will. Man setze: in diesem gewünschten Empfindungszustande wären die angenehmen mit dem würklichen Schmerzensgefühl verbundenen Vorstellungen a + b + c + d. u. s. w., und diese würkten mit einer Lebhaftigkeit = A auf die Seele; die unangenehmen Ideen wären aber entweder kleiner als a + b + c + d, oder ihre Lebhaftigkeit und Stärke = B wäre kleiner als A, so wird zwar die Seele immer noch ein starkes

Gefühl

Gefühl dieser unangenehmen Ideen behalten; aber sie wird sie nicht **wegwünschen**, weil sie mit a + b + c + d der angenehmern und mit der lebhaftigkeit A verbunden sind. Ist der Fall umgekehrt, so ists begreiflich, daß die Seele sich auf die andre Seite neigen und ihren Kummer nicht länger wünschen wird. Man lese hierüber da nach, was Feder in seinen Untersuchungen über den menschlichen Willen 1 Th. pag. 466 sq. mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Beobachtungsgabe gesagt hat.

Zur Seelenzeichenkunde.

— A — J — K — Bekenntnisse.

Ich glaube, daß viele Leser des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde in diesen Bekenntnissen frappante Züge ihres eigenen Herzens antreffen werden. Sie sind mit gewissenhafter Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe geschrieben, und rühren von einem aufgeklärten Manne her, den ich aber nicht nennen darf, weil er sichs ausdrücklich verbeten hat; — errathen wird ihn gewiß niemand.

Aufsätze dieser Art, welche den Menschen mehr im gesunden Zustande seines Denkens und Wollens darstellen, uns nicht blos gewöhnliche Seelenkrankheiten schildern, woraus bisher so wenig erhebliche Resultate für die Psychologie in unserm Magazin gezogen werden konnten, sollen uns künftig besonders willkommen seyn.

Wenn in jenen Krankheitsgeschichten der menschlichen Seele nicht zugleich ihre eigenthümliche auf die Natur unserer Vorstellungen gegründete Heilart mit angegeben wurde, wenn man dabei nicht aufmerksam auf den würklichen Ursprung, auf die Analogie, auf den sonderbaren Zusam-

Zusammenhang dieser und jener stätigen oder unterbrochenen Ideenreiche eines Wahnsinnigen oder andern Seelenkranken war, worans gewisse neue oder noch nicht genug ins Licht gestellte psychologische Wahrheiten erlernt werden konnten; kurz, wenn sie nicht mit dem philosophischen Geiste geschrieben waren, mit welchen uns der Herr Hofrath Marcus Herz seine sonderbare Krankheitsgeschichte im zweiten Stück des ersten Bandes der Erfahrungsseelenkunde, Seite 44 u. f. w. geschildert hat; so konnten sie wohl für die Wissenschaft nicht von großem Nutzen seyn. — — — Doch hier sind die Bekenntnisse. P.

Eine meiner Hauptleidenschaften, mit der ich zu kämpfen habe; — aber nicht gerne kämpfe, die mich oft unendlich glücklich, noch öfter aber unbeschreiblich unglücklich macht, — ist Ehrgeiz, Sucht nach Beifall, Eitelkeit.

Ich fühle in dem Augenblick ein unnennbar süßes Vergnügen, wenn man mich vorzieht, wenn ein angesehener Mann mit mir in Gesellschaft spricht, wenn man mich mit Aufmerksamkeit anhört, wenn ein Zweiter, Dritter, Vierter meinen Behauptungen, (denen ich oft den Anstrich des Paradoxen zu geben suche,) nachgiebt, nichts mehr darauf zu antworten weiß; wenn ich einem Andern einen Sieg den Vernunft über den Glauben abgewinnen kann; — ein inneres Gefühl von Denkkraft und

und Selbstzufriedenheit, das ich keinem beschreiben kann. Die ganze Welt wird ein Paradies um mich her, ich fühle mich zu allem Guten stark, ich könnte alles andere verläugnen, wenn nur jene meine ehrgeizige Leidenschaft genährt und gesättigt werden kann; aber ich gerathe in eine demüthigende Kleinmuth, in einen unglücklichen Zwist zwischen natürlicher Menschenliebe und Menschenhaß, meine liebsten Freunde werden mir unerträglich, wenn man mich verkennt. Schon dadurch bin ich mehr als einmahl in eine innere Wuth gerathen, wenn keiner auf mich Acht gab, wenn ich meine Worte in den Wind sprach, wenn die Gesellschaft sich um einen andern herumdrängte, seine Aussprüche bewunderte, belachte, beklatschte und mich gleichsam ganz vergaß. Oft hab ich mich dann in den entferntesten Winkel der Stube gesetzt, und fest beschlossen, die Menschen auf immer zu fliehen; allein eben die Leidenschaft, die mir dies eingab, trieb mich auch wieder zu ihnen hin, weil ich mir das Gefühl, sich allein zu bewundern, bei allem meinen Ehrgeize für das armseligste Ding von der Welt hielt.

Ich schätze große Männer, erleuchtete Köpfe unendlich; aber ich kann sie nie ohne Zwang meines Herzens loben, und noch unausstehlicher wird mir oft das Lob, welches ihnen Andere ertheilen. Ich empfinde dabei nicht selten einen unwiderstehlichen Ekel, der mich Stundenlang unglücklich macht; ich wünsche, daß der Lobredner mit sammt seinem

Helden

Helden nicht existiren möge, ich habe manchem hochgerühmten Mann schon den Tod gewünscht, und habe die Nachrichten von seinen Krankheiten mit einer süßen heimlichen Freude angehört *).

Neid ist gemeiniglich, oder ich will lieber sagen, allemahl der Sohn einer heftigen unregelmäßigen Selbstliebe; es giebt und kann keinen Menschen geben, der von jener Leidenschaft ganz frei wäre, weil jeder Mensch einen Trieb zum Mehrhaben besitzt, und doch kann ich betheuren, daß ich keinen Menschen beneide, welcher auf eine andere Art, als durch Gelehrsamkeit mehr als ich ist. Reichthum, glänzende Bequemlichkeit, sinnlicher Genuß, äußere Pracht, hohe Ehrenstellen, schöne Weiber, — alle diese Dinge haben meinen Neid nie erregt; aber der Gedanke, daß Andere viel mehr als ich wissen, daß ich ihnen nicht nachkommen werde, daß mein Name unter der Menge der Ihrigen vielleicht ewig vergessen wird, liegt oft wie ein Gebürg auf meiner Seele, und verscheucht gleich einem boshaften Dämon die süßesten Freuden meines Lebens.

Von jener Leidenschaft des gelehrten Neides angespornt, mache ich mir oft ein heimliches Vergnügen, die Unvollkommenheiten und Schwächen in den angebeteten deutschen Dichtern und Prosaisten

*) Doch wahrscheinlich nur in finstern hypochondrischen Launen? P.

saisten aufzusuchen, und über sie im Stillen oder in Gegenwart eines Freundes ein unbarmherziges Gericht zu halten. Meine Critik trift vornehmlich die, welch sich — so mittelmäßig sie auch immer seyn mögen — sich (vielleicht durch ihre Mittelmäßigkeit allein) sehr berühmt gemacht haben. Es kostet mir Mühe und Ueberwindung, ihre Blößen nicht öffentlich aufzudecken, und ich kann mich im Voraus schon herzlich auf ein künftiges Zeitalter freuen, welches ihnen die Larve kühn vom Gesicht reißen, und sie der Geißel der Critik übergeben wird.

Gegen diejenigen Menschen, welche mich auf irgend eine Art vorzuziehen scheinen, fühle ich eine unbegränzte Zärtlichkeit meines Herzens. Ich könnte mich für sie ganz aufopfern, ganz für sie leben; meine Dankbarkeit gegen sie erwacht mit mir des Morgens, und ist mein letzter Abendgedanke; ich kann ihnen nichts abschlagen, sie beherrschen mich, und erst der Tod wird meiner unermüdeten Dienstfertigkeit gegen sie ein Ende machen. Wenn ich bisweilen unter dem Gebürge meiner Hypochondrie vergraben liege, wenn ich glaube, daß mich die ganze Welt verlassen und vergessen hat; so eile ich zu diesen mir so schätzbaren Menschen, und hohle bei ihnen Trost gegen den vielfältigen Kummer meines Herzens, den die Menschen so oft, ach so oft! wehe gethan haben. Ihr freundlicher Blick gießt neues Leben in meine Seele, — ich fühle mich

wieder

wieder beruhigt; — denn diese wenigstens verachten mich doch nicht.

Hierin liegt eigentlich der psychologische Grund meiner unauslöschbaren Zuneigung gegen das andere nachgebendere Geschlecht. Es hört mich aufmerksamer an, es bleibt nicht, wie die kalten Männer, taub und stumm bei meinen Klagen, es widerspricht mir nicht, wenigstens nicht auf eine so rüde Art, wie jene, nicht mit der imposanten Miene der Rechthaberei und des gelehrten Stolzes — ein Ding, wovor ich den allergrößten Abscheu habe, — sondern es giebt den meisten meiner Gedanken Beifall, es scheint sich zu freuen, wenn es mit mir auf eine schelmische oder auch ernsthafte Art über Gegenstände der Untersuchung streiten kann. Daher auch meine Bereitwilligkeit, mich von ihm belehren zu lassen, mein starker Glaube an die Güte seines Herzens, und seine Tugend, (ob ich mich gleich hierin nicht selten betrogen habe,) und mein Bemühen — aus Dankbarkeit — mich in seine Launen zu schicken, was mir bei meinem Geschlecht fast unmöglich ist. Nichts unterhält aber meine zärtliche Zuneigung gegen dasselbe mehr, als der Umstand, daß ich es nicht in Absicht seiner Kenntnisse beneide, daß ich es darin vielmehr weit zu übertreffen glaube; — aber das unausstehlichste Geschöpf von allen unter der Sonne ist mir ein Weib, welches eine tiefe Gelehrsamkeit affectirt. Eine Minute in ihrer Gesellschaft wird mir zu einer langen

Ewigkeit; ich fühle mich dann oft geneigt über eine solche Unnatürliche laut zu spotten; aber mein Unwille fesselt meine Zunge, meine Begriffe verwirren sich, und ich muß mich entfernen.

Noch denke ich mit Schrecken an die Stunde, die ich einst mit einem solchen von Gelehrsamkeit strotzenden Weibe zubringen mußte. Sie rezensirte einen Pindarischen Hymnus, davon eine bekannte Uebersetzung erschienen war; sie sprach von dem Feuer des Poeten, von seiner Vers art, von dem grigischen Heldengesange wie ein Professor der morgenländischen Literatur mit einer so abscheulichen Selbstgnügsamkeit, daß ich alle Geduld verlor, und endlich — fortlief, so willkommen mir ein Gespräch über den Pindar mit einem gescheiten Manne gewesen wäre.

Ich habe schon verschiedene Widersprüche in meinem Character flüchtig berührt. So sehr es meinem Herzen schmeichelt, wenn ich von andern vorgezogen werde, so lieb ich die Menschen habe, die dieses thun; so unangenehm ist es mir, wenn man mich ins Gesicht lobt. Meine Verlegenheit dabei hat nicht selten seltsame Rollen gespielt, welche noch mehr dadurch veranlaßt wurden, daß ich nun auch dem andern etwas Schönes sagen wollte, welches mir erstaunlich schwer wird, wenn ich eine Mannsperson vor mir habe. Ich mag es unendlich lieber haben, wenn ich durch den dritten, vierten Mann ganz von ohngefähr erfahre, daß von mir

auf

auf eine mir rühmliche Art die Rede gewesen ist, als wenn man mich gerade ins Gesicht lobt; oft bin ich mißtrauisch dabei, ob auch das Lob Wahrheit und nicht Ironie ist; noch öfter glaube ich, daß mein Lobredner mich nicht genug beurtheilen könne, sein Lob thut mir also gewissermaßen nicht Genugthuung, und ich wünschte lieber, daß er ganz geschwiegen hätte.

Noch sonderbarer ist mir aber die Erscheinung in meinem Character vorgekommen, daß ich nicht selten eine Neigung über mich selbst zu spotten empfunden habe. Es sollte mir nicht die mindeste Ueberwindung kosten, die beißenste Satyre auf mich zu machen; aber ich halte dieß doch selbst wieder für Stolz. Es gefällt mir nehmlich, daß ich dadurch einiges Aufsehen, einige Bewunderung über meine seltsame Laune erregen könnte, nicht zu gedenken, daß uns das Lächerliche an uns oft selbst gefällt, und daß ich von Jugend auf die unglückliche Neigung gehabt habe, an jeder Person zuerst das Lächerliche aufzusuchen; — eine Neigung, welche man ja so früh als möglich bei jungen Leuten schwächen sollte, wenn man sie nicht ganz tödten kann.

Ich habe mein Lebtage wenig Freunde im eigentlichen Sinne des Worts gehabt, es ist mir immer nicht sehr natürlich vorgekommen, mehrere Menschen würklich zu lieben, und ich habe diejenigen oft für halb verrückt gehalten, welche jedem ihrer zahlreichen Freunde mit einer Inbrunst um den

Hals fallen können, als wenn sie ihr Mädchen umarmten; ich habe sogar diesen Enthusiasten nie recht getrauet, und sie mir so viel als möglich vom Leibe gehalten. — — — Aber die wenigen Freunde meines Lebens habe ich unaussprechlich geliebt. Einige deren sind schon in eine glücklichere Welt hinübergegangen, meine Seele weint noch um sie, und wird ewig um sie weinen, wenn ich sie nimmer wiederfinden sollte. Ihr Tod hat mich auf die Unsterblichkeit der menschlichen Seele wieder sehr aufmerksam gemacht; eine Lehre, deren Gewißheit ich für die spekulative Philosophie einmahl beinahe völlig aufgegeben hatte, — selbst der Meister in der Kunst, abstracte Wahrheiten auf die liebenswürdigste Art zu versinnlichen, Mendelssohn, schien mir falsche Schlüsse aus noch nicht ganz bewiesenen Theoremen gezogen zu haben.

Die Briefe jener Seeligen sind mir noch jetzt ein sehr werthes und liebes Heiligthum; ich kann sie nie sehen, ohne zu weinen, ich schöpfe aus ihnen Trost gegen meine Leiden, und Belehrung zu meinen Geschäften; eine unbeschreiblich süße Wehmuth überrascht mich dann oft, meine Phantasie führt mich auf ihren Fittigen in eine idealische Welt der Vollkommenheit hinüber, wo ich meine Freunde in dem Schooße eines unaussprechlichen Glückes wiederfinde, und unter ihrer Anführung das Universum durchwandle. —

Bis in mein vierundzwanzigstes Jahr wurde ich von einer Leidenschaft gefoltert, die — ein Jeder kennt, bei welcher aber tausend weniger furchtsam sind, als ich es war, — von der Liebe. Nach dieser Zeit habe ich fast nichts mehr von ihren Stürmen empfunden, obgleich nicht die mindeste Veränderung in meiner Gesundheit vorgegangen war, ich auch gewiß nicht die Ursache davon, wie Cordan (in vita propria) in der Constellation der Planeten suchen konnte, — kurz, ich wurde auf einmahl gegen die Liebe kalt, und mich interessirte nichts weniger in der Welt als ein — Weib.

Nie ist mir bei aller Lebhaftigkeit meines Temperaments und bei einem nicht geringen Maße von Phantasie der Gedanke eingefallen, ein Mädchen unglücklich zu machen, ob mir gleich dazu oft die Gelegenheiten nahe gelegt wurden. Ich gestehe, daß es bei mir nichtsweniger als ein hoher Grad des moralischen Gefühls oder Religion war, welche mich davon abhielt; — diese Bewegungsgründe haben selten stark auf mich in meiner Jugend gewürkt; aber meine Furchtsamkeit, verbunden mit einem erstaunlich zärtlichen Gefühl des Mitleids gegen gefallene Mädchen, ist der Wächter meiner Tugend gewesen. Selbst die freiwilligen und verachtungswürdigen Schlachtopfer unserer Sinnlichkeit sind für mich ein Gegenstand meines herzlichen Mitleids, — und ich denke noch mit Schrecken meiner Seele an ein solches Mädchen, welches in

einem Gasthause einer Anzahl Studenten gleich einer Bachantin mit den wollüstigsten Stellungen in die Arme lief, sich auf ihren Schoos setzte, und endlich mit ihnen verschwand. Es hätte mir wer weiß wie viel geboten werden können, ich wäre nicht mitgegangen. Lange Zeit beschäftigte ich mich einst mit einem statistischen Plane, wie alle Mädchen im Lande, um den Ausschweifungen der Jugend Einhalt zu thun, ehrlich verheurathet werden könnten; — allein mein armer Plan war nichts, als — Ideal.

Man sagt, daß Sprödigkeit ein probates Mittel sei, wodurch unsere Schönen nicht selten männliche Herzen zu fesseln wüßten, — und ihr Betragen scheint sich auf den psychologischen Grundsatz zu beziehen, daß das, was uns schwer gemacht wird, unser Verlangen dennoch nur destomehr reizt; — allein nie hat Sprödigkeit eines Frauenzimmers obige Würkung, sondern vielmehr das Gegentheil bei mir hervorgebracht. Ich werde gegen keinen Menschen mehr in Harnisch gebracht, als gegen ein sprödes Mädchen, ich habe dabei oft die Gesetze der Höflichkeit übertreten, und habe mich lieber mit einem alten Weibe unterhalten, als jene Närrinn meiner Unterredung zu würdigen. Ich habe daher auch immer gegen verheurathete Frauenzimmer eine stärkere Zuneigung als gegen Mädchen empfunden, weil jene gemeiniglich das zippe und spröde Wesen abgelegt haben, was diesem so oft

eigen

gen ist. — Doch hievon noch viel Besonderes im Folgenden.

Religion und Christenthum ist mir auf keine angenehme Art vorgetragen werden, ich mußte ein theologisches Compendium (voll Unsinn) auswendig lernen, mußte des Abends mit meiner Mutter und meinen Geschwistern lange Tischlieder singen, und nichts war daher natürlicher, als daß mir, wie den meisten jungen Leuten, die Religion bis in mein zwanzigstes Jahr ein völlig gleichgültiges Ding war. Hier sind einige Data, wie ich nach und nach darüber zu denken anfing, und welche Wendung meine Religionsbegriffe annahmen.

Mein Vater war ein Mann von vielen theologischen und philologischen Kenntnissen; aber zugleich ein Feind aller Neuerungen in der Religion — nicht grade deswegen, weil er die Bemühungen der neuern Gottesgelehrten, die Religionswahrheiten durch Philosophie und Critik aufzuklären verachtete, sondern weil er glaubte, daß dadurch bei schwachen Leuten dem Unglauben ein neuer Weg eröfnet würde. Bis in mein achtzehntes Jahr glaubte ich alles, was mein Vater glaubte, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich damahls gegen irgend einen Glaubensartikel einen Zweifel gehabt hätte, als gegen den von der Ewigkeit der Höllenstrafen, gegen welchen sich mein Gefühl der Menschlichkeit zu laut empörte.

Ich hatte noch nicht lange die Akademie bezogen, als ich eine kleine gelehrte Gesellschaft errichtete, worin über Gegenstände der Philosophie und Religion disputirt wurde. Mein Ehrgeiz spornte mich an, jedesmahl einen neuen, und wo möglich, ziemlich paradoxen Gegenstand zum Disputiren vorzuschlagen, worauf ich mich schon immer präparirt hatte; daher ich denn gemeiniglich den Sieg davon trug. Meine Disputirsucht nahm täglich zu, ich bemerkte bald in mir eine Neigung alles zu bestreiten. Das Aufsehn, das ich erregte, reizte mich noch mehr dazu, und nun saß ich ganze Stundenlang, und sann auf allerlei sophistische Einwürfe gegen gewisse einzelne Lehren der Offenbahrung, ob ich gleich an einer Offenbahrung überhaupt nicht zweifelte, nicht weil ich die Sache für demonstrativ gewiß hielt, sondern weil der Einfluß eines solchen Unterrichts aufs Wohl der Menschheit mir ausgemacht schien.

Meine Zweifelsucht wurde täglich größer, und ich fühlte ein gewisses angenehmes und ehrsüchtiges Vergnügen dabei, daß ich mich von einer Menge geglaubter Wahrheiten nicht überzeugen konnte, die meine Lehrer gar nicht bezweifelten.

Aber lange konnte mein Geist in diesem ungewissen Zustande der Zweifelsucht nicht ausdauren, zumahl da ich kein demonstratives System des Scepticismus in der philosophischen Litteratur vorfand, an das ich mich hätte halten können. Ich

bemühete

bemühete mich daher, das wieder nach und nach aufzubauen, was ich bisher eingerissen hatte.

Nächst der Ueberzeugung von meiner eigenen Existenz, die mir durch den Beweis meines Bewustseyns vollkommen deutlich war, schien mir die von dem Daseyn einer ersten Ursache aller Dinge unumstößlich gewiß zu seyn; allein es war mir durchaus nicht möglich, Gott und die Welt in Absicht auf Zeit und Raum von einander zu trennen. Wenn ich gleich beide nicht in Absicht ihrer individuellen Eigenschaften mit einander verwechselte; so hielt ich sie doch für zwei von einander abhangende Begriffe. Gott und die Welt waren nach meiner Meinung gleich ausgedehnt, gleich ewig, und Gott die Seele der letztern, deren Denkkräfte sich ohngefähr so in die Materie, wie die der menschlichen Seele in den Körper ergößen. Ich war auf alle diese Ideen durch eigenes Nachdenken gekommen. Ich hatte damahls noch nichts von Plato, Timäus Locrus und Spinoza gelesen. — Die Vernunft war mir jetzt das einzige Principium aller Erkenntniß und Wahrheit geworden — — — — — — — — — — — — Hier müssen wir verschiedene freie Religionsideen des Verfassers der Schwachdenkenden wegen unterdrücken, so lehrreich sie auch für den unbefangenen Denker seyn würden.

Nichts hat meine Phantasie mehr in Bewegung gesetzt, als die mannigfaltigen Hypothesen von der Beschaffenheit eines zukünftigen Lebens. In mei-

ner früheſten Jugend hatten ſchon die Beſchreibungen meiner Mutter von den prächtigen, ſonnenhellen Kleidern der Seeligen, von ihren Halleluſageſängen, ihren goldenen Kronen und Harfen für mich einen unbeſchreiblichen Reiz, und ich beneidete ſie oft, wenn ſie mir ihre öftern Träume von der Herrlichkeit des Heilandes auf einem Regenbogen, vom jüngſten Gericht u. ſ. w. erzählte, und ich wünſchte nichts mehr, als einmahl einen ſolchen Traum zu haben.

Als ich älter geworden war, verſchwanden zwar nach und nach dieſe ſchönen Bilder; aber die Lehre von der Seelenwanderung trat in ihre Stelle, worauf ich zuerſt durch eine Erzählung von den Verwandlungen der Menſchen in ihnen gleichartige Thiere gebracht wurde. Es war mir immer ſonderbar vorgekommen, daß die menſchliche Seele nach ihrem Abſchiede von dem Körper ſo grade zu in den Himmelsraum hineinflattern, oder, welches mir noch ſchwieriger ſchien, in Abrahams Schoos getragen werden ſollte, und ich war daher höchſt erfreut, da ich in der Lehre von der Seelenwanderung doch wieder einen Körper vor mir hatte, wo ſie hineingeſteckt werden konnte. Ich erinnere mich, daß ich hierüber nach und nach in eine Menge der albernſten Hypotheſen einer menſchlichen Glückſeligkeit in den Leibern der Thiere verfiel, und mir war es nicht unwahrſcheinlich, daß wir auch in dieſer Situation unſres Daſeyns eine Menge der richtigſten Erfahrungs-

rungsbegriffe erhalten könnten, welche vielleicht in Zukunft in die größere Entwickelung unsrer geistigen Natur keinen geringen Einfluß haben dürften.

Diese Meinungen, welche noch jetzt für meine Einbildungskraft viel Anziehendes haben, brachten mich auf eine andere, daß wir nehmlich lange vor unsrer Geburt existirt haben könnten; und hier fand ich ein neues Feld von Vermuthungen vor mir, das mir ganz unabsehbar schien. Endlich folgerte ich daraus eine ewige Präexistenz meiner Seele, und wer war glücklicher als ich, da ich dadurch alle meine Zweifel über den ersten Ursprung der Menschen besiegt zu haben glaubte! Zweifel, die bei mir aber nachher desto stärker wurden, je mehr ich einsehen lernte, daß uns grade über diesen Punkt die Geschichte nichts sagen könne.

In meinem einundzwanzigsten Jahre fielen mir in dem Hause meines schwärmerischen Freundes zu — in Lavaters Aussichten in die Ewigkeit in die Hände. Ich habe nie ein Buch mit solchem Heißhunger verschlungen, als dieses, und ohnstreitig ist es auch wohl das beste, was aus dem glühenden Gehirne Lavaters hervorgekommen ist. Ich las es mehr als einmahl, ich glaubte, indem ich las, daß alles sehr ausgedacht und wahr seyn müsse; ich machte mir von der Schöpferkraft der Seeligen, von ihren Lichtkörpern, von der unendlichen Ausdehnbarkeit ihrer Seelen, und ihrer Zusammenziehung in einen Punkt, von ihrer Durchdringlichkeit,

und

und was Lavater mehr durch seine Einbildungskraft über sie ausgedacht hat, die erhabensten Begriffe; ich hatte Lavatern damahls so lieb, daß ich blos ihm zu Gefallen hätte ein Schwärmer werden können — aber Mendelssohns Phädon riß mich auf einmahl aus diesem Gebiete der Einbildungskraft heraus; sein Beweis von der Unsterblichkeit der Seele, der mich zwar nicht ganz überzeugte, brachte mich auf die Gedanken, daß wir nach unserm Tode wohl schwerlich gleich so vollkommen seyn dürften, als wie wir es uns gemeiniglich einbilden, und daß unser dortiges Glück, unsere neuen Fortschritte, doch vornehmlich von unserer Selbstanstrengung, wie hier auf der Erde, abhängen müßten.

Eben so gewiß kam es mir nun auch vor, daß ein vollkommner Zustand des Glücks für ein endliches Geschöpf etwas Unnatürliches und moralisch-Unmögliches sey, und daß wir nach unserm Tode vermöge der Natur unsres Geistes nach mancherlei Schmerzen und Leidensgefühlen, selbst zur Beförderung unsrer Fortschritte im Guten, unterworfen seyn würden.

Gegen den Gedanken, daß wir einmahl unsere Freunde wiedersehen würden, fiel mir damahl nicht der geringste Zweifel ein, und mein Glaube daran wurde durch eine der liebenswürdigsten Weiber unterhalten, die ich je habe kennen lernen. Diese schätzbare Frau, welche ewig vor meinen Augen

als das schönste und erhabenste Muster der weiblichen Tugend stehen wird, die ich nie zu lieben aufhören werde, ob wir gleich weit von einander getrennt sind, und vielleicht nie in diesem Leben einander wiedersehen dürften, war es, die mich vornehmlich auf eine künftige Wiedervereinigung mit meinen Freunden aufmerksam machte.

Die Unterhaltungen mit diesem himmlischen Weibe über Tod und Ewigkeit rechne ich zu den glücklichsten Augenblicken meines Lebens, — und ihr, ihr habe ich einen sehr großen Theil meiner moralischen Bildung zu danken. Meine Gemüthslage, mein Character war verstimmt, als ich die Akademie verließ, ich schied von ihr mit einer Menge reuiger Empfindungen, daß ich so viele Stunden meines akademischen Lebens müßig zugebracht, und viel viel Zeit mit den armseligen Tändeleien der Liebe verschwendet hatte. Mein erster Gedanke, als ich auf den Postwagen stieg, war ein ernster und gesetzter Mann zu werden. Wie ein Traum lag die ganze Folge meines Studentenlebens jetzt vor meinen Augen; ich kam mir als ein sehr verächtlicher Mensch vor; ich zweifelte, ob ich meinem neuen Amte gewachsen seyn würde; ich bedurfte sehr viele Ermunterungen, um nicht zu verzweifeln, — und ich fand sie in dem Umgange mit jenem edeln Weibe. Tausend weibliche Gestalten hatten schon sonst in mir zärtliche Gefühle hervorgebracht; aber noch nie hatte ich das Herzliche, Innige, Erhebende und

Große

Große in meinen Zuneigungen, als jetzt empfunden. Die Frauenzimmer, die ich sonst geliebt hatte, verschwanden aus meiner Seele gleich schwachen Sternen vor dem aufgehenden Lichte des Vollmonds. Sie stand in allen meinen Arbeiten mir vor den Augen, ich hätte um alles in der Welt damahls nichts Böses thun können, um nicht die Freundschaft dieser himmlischen Seele zu verlieren. Meine Liebe machte mich stark gegen jede Verführung der Jugend, und es wäre mir unmöglich gewesen, ein einziges unbescheidenes Wort in ihrer Gesellschaft zu sagen, da sie ein unbegränztes Zutrauen in meine Tugend setzte. So viel auch von Vielen über die sogenannte platonische Liebe gespottet wird, so sehr ich sonst selbst darüber gewitzelt hatte; so geistig war doch jetzt würklich das Gefühl meiner wärmsten Zuneigung gegen die junge Witwe. Ich brachte manchen Abend mit ihr in ihrem Zimmer, oder auf einsamen Promenaden ganz allein zu; aber ich kann mir nicht erinnern, daß ich eine einzige unerlaubte Empfindung gegen sie gehabt hätte. Sie war ein würklich frommes Weib — und ich wurde es in ihrer Gesellschaft auch. Unsere Phantasie nahm ihren Flug gemeiniglich bei unsern vertrauten Gesprächen zum Himmel, und ich wäre der glücklichste Mensch auf der Erde gewesen, wenn sie immer die Führerinn meines Lebens hätte seyn können. Ich trennte mich mit unnennbaren Schmerzen von ihr,

und

und ich glaub, daß ich sie dereinst gewiß in einer andern Welt antreffen werde.

Ich halte es für eine Schwäche meiner Seele, daß ich gegen meine Freunde eine zu leichte Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit besitze, mich nach ihnen zu accommodiren. Ich nehme nach und nach gleichsam ganz ihre Person unwillkürlich an; ich bilde meinen Gang, meine Geberden, meine Stimme, meine Denkungsart sehr leicht nach der ihrigen, — so unausstehlich mir auf der andern Seite der Gedanke einer begangenen Nachäffung ist. Meine Neigung, gefällig zu seyn, hat mich schon zu mancher Thorheit verleitet, mich in sehr unangenehme Verlegenheiten gesetzt. — Ich kann schwerlich einem meiner Bekannten etwas abschlagen, ich verspreche, — und kann hinterher mein Versprechen nicht halten; — ich versprach, ob ich gleich schon in diesem Augenblick einsahe, daß ich nicht würde Wort halten können. Ich habe daher oft von mir hören müssen, daß ich ein leichtsinniger Mensch sey, ob mir gleich in der Welt nichts Bittereres hätte gesagt werden können; schon das Wort Leichtsinn empört mich, und ich gerathe in die allergrößte Verlegenheit, wenn man mir auf die entfernteste Art zu verstehen giebt, daß ich von jenem Fehler angesteckt sey.

Ich danke es der Güte des Himmels, daß sie mich immer in die Hände guter Menschen geführt hat, meine erstaunliche Nachgiebigkeit gegen meine

Bekann-

Bekannten würde mich leicht ins größte Verderben gestürzt haben, wenn sie schlechte Menschen gewesen wären. Den meisten Gefahren, verführt zu werden, bin ich durch den Umgang mit vornehmen und gesitteten Frauenzimmern entgangen, die größtentheils älter als ich waren, und eine Art Autorität über mein Herz hatten. Eben dieses Gefühl von Autorität hielt mich zurück, mich verschiedenemahl nicht zu vergessen, als einige meiner Freundinnen mir gewisse Schwächen verriethen, wogegen unser Geschlecht nicht weniger als gleichgültig zu seyn scheint, zumahl wenn die Eindrücke der Liebe durch die Einsamkeit des Orts, durch die völlige Sicherheit, und durch die Lage des weiblichen verführerischen Körpers begünstigt werden. Ich dachte mir immer noch zu lebhaft die Verlegenheit, in welche ich kommen würde, wenn ein Frauenzimmer meine zärtlichen Anträge zurückwiese, und mir vielleicht auf ewig ihren Umgang untersagte; ich schämte mich schon vor den Gedanken einer zu weit getriebenen Berührung des weiblichen Körpers, — und dennoch habe ich nie meine Neugierde unterdrücken können, schlafende Frauenzimmer wenigstens in der Ferne zu beobachten. Ich habe mich dadurch oft in die augenscheinlichsten Gefahren gestürzt, aber ich habe mich lieber den größten Ausschweifungen meiner Phantasie überlassen, als auf eine leichtsinnige Art meine Hochachtung gegen das andere Geschlecht zabeulgen, — selbst da bin ich standhaft geblieben,

wenn

wenn Frauenzimmer in eine Art Ohnmacht in meine Arme sanken. — —

Meine Eltern waren mir, so lange ich in ihrem Hause wohnte, so wie meine Geschwister, gleichgültige Menschen. Fremde Leute waren mir viel angenehmer, und ich hielt es nicht der Mühe werh, jene zu vertheidigen, wenn sie belästert wurden. Die Hitze meines Vaters war mir oft unerträglich, und wenige seiner Handlungen gefielen mir, so ein vortrefflicher Mann er auch war. Ich habe mir über diese Gleichgültigkeit nachher die bittersten Vorwürfe gemacht, und das Andenken an dieselbe wird mir noch manche heiße Thräne der Reue kosten; — aber ganz anders wurde ich gegen meine Eltern und Geschwister gesinnt, als ich sie verlassen hatte. Kaum war ich einige Meilen von meinem väterlichen Hause entfernt, als mich eine Wehmuth überfiel, die ich nicht beschreiben kann. Ich hätte jeden mein gegen sie begangenen Fehl mit meinem Blute abbüßen mögen, meine Briefe an sie waren die heftigsten Ergüsse meiner Zärtlichkeit und Liebe. Meinen Vater habe ich nie wiedergesehen, aber sein Bild, wie er mir bei meiner Abreise aus seinem Fenster noch mit seinem weißen Nachtmützchen nach winkte, steht hell und klar vor meiner Seele, und nichts kann es daraus verscheuchen. Die Nachricht von seinem Tode machte mich völlig untröstbar, und oft kommt es mir noch

jetzt so vor, als ob sie mir immer von neuem laut ins Ohr riefe, obgleich der gute liebenswürdige Vater schon seit mehrern Jahren in seinem Grabe ruhet. Ach! mit wie viel Thränen habe ich dieses Grab benetzt! welche himmlische Sehnsucht nach dem Seeligen habe ich darauf empfunden; — hätte ich nie an eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele geglaubt: so würde ich sie da zu glauben angefangen haben.

Die Gewohnheit, welche alle Menschen mit einem eisernen Zepter beherrscht, und gegen die sanftesten Gefühle des Herzens uns nach und nach ganz gleichgültig machen kann, ist wohl die vornehmste Ursache, warum wir gegen unsere Eltern in unserm täglichen Umgange mit ihnen nicht immer die Zärtlichkeit fühlen, die wir billig gegen sie, als unsere ersten Wohlthäter des Lebens, empfinden sollten; — ein Hinderniß, welches durch den Eindruck, den ihre Fehler auf uns machen, und durch die Züchtigungen, welche wir oft von ihnen empfangen, noch sehr vergrößert werden muß. Trennen wir uns aber von ihnen; so wachen die unterdrückten Gefühle der Sehnsucht und Kinderliebe wieder in uns auf, und wir fangen sie dann nicht selten destomehr in der Ferne zu lieben an, je gleichgültiger sie uns vorher bei einem täglichen Umgange waren. O könnte ich meinen guten Vater noch im Grabe diese Gleichgültigkeit abbitten, könnte ich einen jeden gegen ihn sonst geäußerten unartigen Gedanken, jedes

Wort

Wort der Rechthaberei, des Trotzes, der übeln Laune, des Muthwillens aus meiner Seele auf ewig vertilgen! Nichts quält mich mehr, als daß ich manchmahl ihm eine bittere Minute gemacht habe; nichts kann mich jetzt mehr gegen einen Menschen aufbringen, als wenn ich sehe und höre, daß er gegen seine Eltern — nur gegen ihr Andenken gleichgültig ist, — ich erbebe, wenn ich daran denke: daß es wohl einmahl meine Kinder gegen mich seyn könnten.

Noch einen höhern Grad der Gleichgültigkeit, als ich sonst gegen meine Eltern fühlte, habe ich lange Zeit gegen meine Geschwister empfunden. Sie hatten mich oft, ehe ich mich zur Wehre stellen konnte, hart behandelt, und die Eindrücke davon konnte ich durchaus nicht in meiner Seele verlöschen. Mein Witz fand tausenderlei Lächerlichkeiten an ihnen, und ich beneidete sie wegen der geringsten Vorzüge, ob ich gleich mich manchmahl heimlich freuen konnte, wenn sie von Andern vorgezogen wurden. Nichts habe ich in meiner Jugend mehr gewünscht, als daß meine Schwestern reiche Männer heurathen möchten, und meine Phantasie war geschäftig genug, mir die schönsten Luftschlösser deßhalb aufbauen zu helfen.

B. am Rhein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Briefe.

Der Recensent der Berliner Bibliothek, 69sten Bandes 1tes Stück, Seite 236 hält es für eine Uebertreibung, daß der Gegner des Herrn Salzmann behauptet hat: daß Eltern und Erzieher, männliche sowohl als weibliche, oft nicht nur selbst das Laster der Onanie ausübten, sondern auch ihren Zöglingen beibrächten. Ein in der That abscheulicher Gedanke! — und doch will ich Ihnen hierüber eine Erfahrung mittheilen, die wahrscheinlich in Ihrem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde nicht am unrechten Orte stehen wird, und zeigen kann, auf welch eine verschiedene Art junge Leute mit jenem Leib- und Seele-verderbenden Laster bekannt werden können.

Meine Eltern haben mich freilich nicht dazu verführt, denn diese waren die keuschesten von der Welt; aber doch ein intimer Freund meiner Eltern, der sogar meines Vaters Beichtkind, und ich schäme mich es beinahe zu sagen, — ein alter Geistlicher war.

Dieser Mann wohnte nur eine kleine halbe Stunde von meinen Eltern entfernt, und ich pflegte ihn als ein Knabe oft zu besuchen, weil er mir gemeiniglich Obst oder sonst etwas zu schenken pflegte, und weil mir vornehmlich sein weißes Brod ganz herr-

lich schmeckte, da ich zu Hause gewöhnlich nur grobes und schwarzes Brod zu essen bekam.

Der alte Mann hatte mich sehr gern um sich, und ich mußte ihn überall hinbegleiten, wenn ich bei ihm war. Er zeigte mir dann jedesmahl den Vorrath seiner Victualien, seines Getraides, und wenn diese kleine Reise durch Stuben und Kammern gemacht war, seßten wir uns in sein kleines Stübchen, wo ich denn Obst schmaußte, während er mir allerlei Geschichtchen aus seinem Dorfe erzählte. Eines Tages kam ich zu ihm, und er empfing mich mit ausserordentlicher Freundlichkeit, gab mir Kaffe zu trinken, und bath mich, daß ich mich auf seinen Schoos seßen möchte. Ich that es mit vielen Freuden, und er fing mich darauf zu schaukeln an *). Er seßte dieses Schaukeln einige Zeit fort, küßte mich, und fragte mich mit einer lächelnden und zugleich ermunternten Miene: ob ich mich nicht ein bischen entblößen wollte? Ich that es gern; was konnte ich als ein unverständiges Kind einem Mann abschlagen, der mir von je her so viel Aepfel geschenkt hatte, ob mir die Zumuthung gleich etwas sonderbar vorkam. Er schaukelte mich immer mehr,

*) Eine böse böse Gewohnheit so vieler Wärterinnen und derer, welche mit Kindern umgehen. Vorsichtige Eltern sollten dies Schaukeln durchaus nicht erlauben, besonders wenn die Kinder etwas heranzuwachsen anfangen.

ich litte seine unanständigen Berührungen, — und verlor durch ihn — meine Unschuld. Mehr Aufklärung über die Sache kann ich Ihnen nicht geben, genug daß sie sich so verhält, wie ich sie erzählt habe. Erlauben Sie mir, daß ich zum Beschluß dieses Briefes noch eine Frage an Sie thun darf. Finden Sie es nicht auch unvorsichtig, daß jetzt so viel, so laut und öffentlich von den geheimen Sünden der Jugend geschrieben wird? Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen mehrere Beispiele mittheilen, daß junge Leute durch dergleichen freilich wohl gut gemeinte Bücher würklich erst jene Sünden gelernt haben. Noch unvorsichtiger und unverzeihlicher ists mir aber vorgekommen, daß unsere Herren Journalisten die Ankündigungen jener Bücher auf den bunten Umschlagstitteln ihrer Schriften so oft haben abdrucken lassen. Ueberall liegen dergleichen Journale, weil jetzt alles liest, was lesen kann, in den Stuben und auf den Toiletten herum, das Kind greift gern nach den bunten Sachen, liest, und es wird vielleicht durch diesen einzigen Umstand ein unglückliches Opfer seiner Neugierde.

N — kirch.

* * *

Nachtrag

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Auszug aus M. Adam Bernds eigener Lebensbeschreibung.

Dieser Gelehrte, welcher 1676 zu Breslau von geringen Eltern geboren war, und 1748, nachdem er mehrere Jahre vorher seine Predigerstelle wegen verschiedener Irrlehren hatte niederlegen müssen, zu Leipzig starb, gehört mit zu den sonderbarsten Hypochondristen, deren Geschichte der Welt bekannt geworden ist. Er hat sein Leben selbst (Leipzig 1738. in 8) mit Rousseauischer Genauigkeit, und zwar, wie auf dem Titel seines sonderbaren Buchs steht, den Unwissenden zum Unterricht, den Gelehrten zu weiterm Nachdenken, den Sündern zum Schrecken, und den Betrübten und Angefochtenen zum Troste beschrieben. Er erklärt sich in der langen, mit vieler Laune und Menschenkenntniß geschriebenen Vorrede zu seinem Buche noch näher, warum er es, — so viel man auch dagegen sagen werde, — herausgegeben habe: „nehmlich um den leiblichen und geistlichen Aerzten Materie an die Hand zu ge-

den, bei erbärmlichen Leibes- und Seelenzufällen, so ihnen vorkommen, weiter nachzudenken, und desto geschickter zu seyn, ihre Patienten zu kuriren, und sie von ihrem jammervollen Zustande zu befreien". „Auf meiner Seite, fährt er fort, scheint die Sache von solcher Wichtigkeit, und, wo nicht von absoluter Nothwendigkeit, doch von solchem ersprießlichen Nutzen zu seyn, daß ich nach aller Schmach und Schande nichts frage, so ich dadurch meinem Namen in größerm Maaße, als jemahls geschehen, ohnfehlbar zuziehen werde. Niemand ist geschickter, Ehre und alles zu verläugnen und in Wind zu schlagen, als der nichts mehr in der Welt sucht, und der wenig zu verlieren hat. Nun bin ich, nach Vieler Urtheil, einmahl schon vor der Welt zu Schanden worden, (er versteht hier wahrscheinlich seine Absetzung vom Predigtamte, welches er lange Zeit wegen seiner Kanzelberedsamkeit mit größtem Beifall geführt hatte,) und also werde ich nicht viel darnach fragen, ob jetzt meine Schmach noch eine höhere Staffel erreichen sollte."

— — —

Man kann den Hypochondristen auf keiner Seite seines Buchs verkennen. Der übrige Theil seiner Vorrede ist mit vieler Animosität gegen seine Feinde geschrieben; oft stichelt er sogar auf sich selbst; noch öfter bricht er aber in laute, jammervolle Klagen über seinen unglücklichen Gemüthszustand aus; — aber diese sind es nicht, welche sein

Buch

Buch merkwürdig machen. Es enthält eine Menge sehr wichtiger psychologischer Bemerkungen über den Ideengang der menschlichen Seele, über die Gewalt früher Jugendeindrücke, über die Natur der Einbildungskraft und über die Schwächen der menschlichen Vernunft in sich. Doch der Verfasser mag von jetzt an selbst reden.

„Um dir Anfangs, geliebter Leser, einen generalen Begriff und summarischen Abriß von meinem miserablen und jammervollen Leben zu machen; so findest du hier ein Exempel eines Menschen, bei dem Gottes gewöhnliches und großes Hauptwerk vom zwölften Jahre an bis ins Alter, und schier bis diese Stunde gewesen, ihn zu tödten und wieder lebendig zu machen; ihn in die Hölle und wieder heraus zu führen. Oder die Sache noch mit mehrern Worten auszudrücken; so lieseſt du hier das Leben eines Mannes, der wegen der schrecklichen Verderbnisse, so in seiner Seele zu finden gewesen, und gegen welche Er sich nicht eifrig genug gesetzt, noch männlich genug wider solche gestritten, sich durch eigene Schuld und Saumseligkeit, und Mangel der geistlichen Wachsamkeit bald selbst, so zu reden, getödtet, bald aber durch Gottes große und unaussprechliche Gnade wieder lebendig gemacht; sich bald in die Hölle schwerer Anfechtungen selbst hineingeführt, bald durch Gottes Erbarmen wieder herausgeführt worden; der bald dem

Tode im Rachen, und dem Satan in seine Klauen sich gestürzt, bald aber durch die mächtige Hand Gottes wieder erlöset und herausgerissen worden; dem die Sünde sein ganzes Leben, wie Lutherus redet, zu Schanden gemacht; der jederzeit die Sünde, und derselben nicht nach Wunsche los werden zu können, vor das größte Creuz der Christen auf Erden gehalten; der sich über der Sünde und bei dem göttlichen Trost, womit er wieder aufgerichtet worden, die Augen schier aus dem Kopfe geweint; der in dem Ofen des Elendes unter seltsamen Leibes- und Gemüthsplagen, ja unter den schrecklichsten Versuchungen, die nur jemahls einem Menschen begegnet oder in Büchern aufgeschrieben zu finden, beinahe Geist und Blut ausgeschwitzt".

„Mein Vater konnte zwar weder schreiben noch lesen; doch so einfältig er war, so war er gleichwohl in der Religion ein guter, oder noch vielmehr ein vollkommener Indifferentiste. Die Mutter hingegen war eine eifrige Lutheranerinn, und dem Leben nach eine rechte Pietistinn, obwohl dieser Name damahls noch nicht bekannt war. Ich durfte in ihrer Gegenwart weder als ein Knabe noch als ein Jüngling Scherz und Narrentheidung treiben, sie strafte mich deswegen allemahl mit Nachdruck. Ich besinne mich, daß es mehr denn einmahl geschehen, daß sie bei Tische auf die Juden und Papisten zu reden kam, und zu uns Kindern sagte: daß diese Leute alle einst würden verdammt werden und in

die

die Hölle kommen; mein Vater aber sprach: ihr seyd doch ein rechter Narr, daß ihr solches glaubet; es heißt: verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt! Wüßten sie es besser; so glaubten sie anders. Gott wird ihnen ihre Unwissenheit und Einfalt nicht zurechnen, wenn sie nur bei ihrem Glauben fromm gelebt haben" (Gesinnungen, die der orthodoxe Verfasser nicht billigt, ob er gleich hinterher gesteht, daß er hoffe, daß sie seinem Vater an seiner Seeligkeit nicht würden geschadet haben.)

„Die ersten Tage meines Lebens waren wohl ein recht Vorbild aller andern Tage und Jahre meines Lebens, die darauf folgen sollten. Wie mir meine Mutter und Geschwister vielmahls erzählt; so habe ich das erste halbe Jahr auf der Welt nichts anders gethan, als Tag und Nacht geweint und geschrien". (wahrscheinlich, weil dem armen Jungen immer etwas fehlte. Er führt im Folgenden noch andere zum Theil abergläubische Omina seiner künftigen Leiden an, worunter das wohl das lächerlichste ist, daß er sich oft geneigt gefühlt, das Ungeziefer, womit ein Bettelweib sein Haus angesteckt, für eine Vorbedeutung seiner vielen Fehler, Verbrechen, Verderbnisse, Sünden und Unarten zu halten.)

Aus dem zwölften Jahre seines Lebens führt der Verfasser eine sonderbare Beobachtung von sich an, die einen Beweis von der ausserordentlichen Stärke unwillkürlicher Ideen abgiebt, und es uns

uns ziemlich anschaulich macht, wie natürlich in dem Innern unsrer Seele durch den Kontrast, durch dunkle sinnliche Bilder, durch die Neigung zum Verbotenen gewiße Vorstellungen entstehen können, die man wegen ihres auffallenden und garstigen Eindrucks so oft dem Teufel zuzuschreiben pflegt *).

„Ich hatte, fährt der Verfasser fort, um diese Zeit (wie vorhergesagt, in seinem zwölften Jahre) einen verdrüßlichen Zufall, der mich im Gemüthe sehr

*) Ich kenne mehrere recht brave und gute Leute, die mit solchen garstigen und unwillkürlichen Ideen sehr oft wider ihren Willen geplagt, und oft in ihren ernsthaftesten und frömmesten Geschäften, z. B. beim Gebet, beim heil. Abendmahl, davon überrascht werden. Ich habe selbst einmahl lange den Namen der Gottheit nicht ohne gewisse schmutzige Epitheta denken können, ich habe mir alle Mühe gegeben, ihren Eindruck aus meiner Seele zu tilgen; allein, ehe ich michs versahe, stand der häßliche Ausdruck wieder vor meinen Augen; um ihn nicht so lebhaft zu fühlen, fing ich als Knabe oft erstaunlich geschwind mein Gebet abzuplappern an, und ich glaubte damahls so gut, wie der Hypochondrist Berend, daß der böse Feind sein Spiel mit meinem Gehirn haben müsse. Neulich gestand mir noch ein gescheuter, sehr angesehener Mann, daß er seinen Glauben an einen Teufel gleich aufgeben wolle, wenn man ihm unwillkürlich böse Gedanken auf eine natürliche Art in Absicht ihres Ursprungs erklären würde.

Anm. des H.

sehr plagte, und den ich beinahe vor die erste schwere Anfechtung halten möchte. Es ist bekannt, was die Leute, so doch Christen heißen und seyn wollen, vor eine schändliche Gewohnheit im gemeinen Leben an sich haben, daß sie, wenn sie nur das Maul aufthun, den Teufel im Munde haben, bei demselben, als ob er ihr Gott wäre, schwören, und sich erklären, daß er sie hohlen solle, woferne sie nicht die Wahrheit reden! Ich erschrecke noch vor diesem Schwur, so oft ich ihn höre, habe auch niemahls einen Wohlgefallen daran gehabt, auch mich dessen die Zeit meines Lebens, so viel ich weiß, niemahls bedient, noch solchen Schwur weder äußerlich mit dem Munde, noch innerlich in Gedanken gethan und ausgesprochen, — und dennoch ist mir solcher damahls wider meinen Willen eine Zeitlang bei allerhand Gelegenheit öfters eingefallen, doch ohne meine Zustimmung, und so, daß er mir zu einer rechten Qual und Marter worden. Nahm ich mir etwan was zu thun vor, mit dem Vorsatz, vor Abends, oder in zwei Stunden damit fertig zu werden; so fiel mir wie ein Pfeil so schnell und wider meinen Willen ein: und wenn ich nicht fertig werde, soll mich der Teufel hohlen! Sollte ich zu jemanden um diese oder jene Zeit kommen, und ich versprach solches, und sagte mit dem Munde ja! gleich war der innere Gedanke dabei: und wenn ich nicht komme, will ich des Teufels seyn! In Summa bei allem, was ich beschloß, oder vornahm,

nahm, oder zusagte, hatte ich diese Gemüthsplage dabei, und je mehr ich vor meinen eigenen Gedanken und vor solchen Einfällen erschrack, je öfterer und ärger ward ich damit vexirt. Mir wurde dabei Angst, und ich wußte nicht, wem ich es klagen sollte; denn ich fing an in der Rede zu stocken, so oft ich etwas sagen wollte, und diesen Einfall dabei heimlich leiden mußte. Jetzt, da ich nach der Philosophie solches betrachte, kann ich es leichte aus der Natur und aus den Kräften der Imagination, wie solche bei schwachen Leibern und Gemüthern, so temperamenti melancholici und zur Furcht sehr geneigt sind, anzutreffen, auflösen. Dazumahl aber dachte ich nicht anders, als daß der Satan allein sein Spiel mit mir hätte, und mich mit solchen Einfällen quälte".

So unphilosophisch hinterher unser Hypochondrist urtheilt, daß er die Mitwürkung eines Teufels bei dergleichen Zufällen keineswegs in Zweifel zu ziehen gesonnen sei, eine so richtige Anmerkung macht er bei Gelegenheit seines von einem alten Weibe mit Ungeziefer angesteckten Hauses: „daß die Obrigkeiten ein löbliches Werk thun würden, wenn sie das, was sich in einer Stadt außer dem gewöhnlichen laufe der Natur zutrüge, vor ihr Forum zögen, die ganze Sache untersuchten, und dem Publiko und der gelehrten Welt, sonderlich den Theologen und Philosophen vorlegten, damit sie desto geschickter wären, von solchen Dingen zu urtheilen, und entweder dem heidnischen Aberglauben unter den Christen, von dem

dem sie so so lange sind geäft worden, zu steuren, oder die Grundsätze der Religion außer der Schrift auch noch durch die Erfahrung desto besser zu befestigen".

Im Folgenden führt er einige Träume an, die richtig eingetroffen sind, und wobei er die wahre Bemerkung macht, daß eine Präscienz der menschlichen Seele durchaus etwas Unerklärbares sei, indem man darin nichts anträfe, aus welchem man den Schluß machen könne, daß sie eine natürliche Kraft habe, zu weissagen und zukünftige NB zufällige Dinge vorher zu wissen. Eine solche Präscienz, sagt er vorher mit Recht, kann nicht einmahl in Gott *a priori* demonstrirt werden, sondern nur a posteriori, und aus dem absurdo, so auf Seiten Gottes daraus fließen würde, daferne man solche läugnen wollte.

Das, wodurch sich das Leben unsers Hypochondristen mit am meisten auszeichnet, sind die schrecklichen Gewissensempfindungen über seine Jugendsünden *), die er aber nicht hat nennen wollen, und die Mittel, welche er oft auf die lächerlichste Weise angewandt hat, sich davon zu befreien. Verschiedenemahl haben ihn Stellen aus der Bibel, sogar einmahl auch das Lied eines Bettlers beruhigt; aber er wird doch immer wieder von neuem von seinen Seelenliedern befallen, bis er auf den Gedanken kommt, Gott ein Gelübde zu thun, und alle Woche

*) Man erräth leicht, daß es heimliche Sünden der Wollust gewesen sind.

Woche einen Tag vom Morgen bis an Abend zu faſten. (Welche alberne Grillen ſich doch nicht die menſchliche Einbildungskraft erfindet! und doch war grade dieſe Grille eins der größten Beruhigungsmittel des Verfaſſers.) „Der unvermuthete und erwünſchte Effekt dieſes Gelübdes, ſagt er, iſt eines von den curieuſeſten Avantüren meines Lebens, worüber ich jederzeit erſtaunt bin, denn alsdann fing dasjenige an durch Gottes Gnade möglich zu werden, welches ich ſchier für unmöglich gehalten. Die Sünden ließen nach, und blieben auſſen. (Auf eine ganz natürliche Weiſe, weil der lebhafte Gedanke an das Gelübde, welches wöchentlich wiederhohlt werden mußte, die Gedanken an ſeine Sünden ſchwächte, und weil durch einen mäßigen Gebrauch der Speiſen ſeine Seele, wie er ſelbſt geſteht, immer heiterer wurde.) Aber nicht lange drauf fing die Milzſucht in dem Verfaſſer wieder mit aller Stärke zu wüthen an. „Nun fährt der arme Mann fort, da die ſündlichen Werke auſſen blieben, und dem Verſtande je mehr und mehr die Augen aufgingen, mein ehemahliges Leben recht einzuſehen; ſo fing die Sünde mir erſt an recht häßlich vorzukommen, und in ihrer ſchädlichen Geſtalt zu erſcheinen. Meine Traurigkeit wurde noch größer, als ich Lipſii Buch de conſtantia in die Hände bekam, und ſolches durchlas. Der melancholiſche Stilus, in welchem das Tractätlein geſchrieben, und inſonderheit das Kapitel, in welchem von einem böſen Gewiſſen gehandelt

handelt wird, waren fähig meinen traurigen Humeur noch mehr zu erregen; und noch einen gröſsern Eindruck in meine betrübte und bekümmerte Seele machte das verlorne Schäflein des Herrn Scrivers. (Daß doch alle solche abgeschmackte Bücher, welche schon manchen Menschen wo nicht ganz, doch halb verrückt gemacht haben, auf immer verbrannt werden möchten!) Das schreckliche Exempel des Menschen, der sich dem Teufel verschrieben, und kümmerlich wieder zurechte gebracht worden, und doch hernach wieder zurückgefallen, imgleichen die andern Historien von entsetzlichen Sündenfällen groſser Uebelthäter, die zum Theil ein Ende mit Schrecken genommen ꝛc., waren ein rechtes Oehl in das Feuer meines Gewissens. — „Wer weiß, wie es dir noch gehen wird, dachte ich, und ob es nicht auch einmahl mit dir ein solches Ende nehmen wird. (Eine fast allgemeine Gewohnheit des Hypochondristen, sich alle die Leiden einzubilden, die Andere gehabt haben.) Eine von meinen Schwestern, fährt er fort, hatte Hochzeit. Mitten unter der hochzeitlichen Freude der andern Gäste überfiel mich eine heftige Traurigkeit. Die Wehmuth nahm je mehr und mehr bei mir zu, ich konnte unmöglich länger bei der Compagnie bleiben; sondern stahl mich von den Hochzeitgästen weg, und ging auf das freie Feld, und ließ meinen Thränen freien Lauf, die auch so häufig waren, daß ich mich darinnen hätte baden können. Es war nichts auf

Erden, was mich in diesem Zustande hätte erfreuen können, keine Musik ergötzte mich mehr, und kein Spiel erquickte mich mehr. Ich ging in der Hitze der Anfechtung hin und her, lief aus einer Kirche und Predigt in die andere, Trost und Linderung für meine geängstete Seele zu suchen". Endlich wird der Verfasser in einer Predigt getröstet. Es fehlte nicht viel, sagt er, daß ich nicht in der Kirche überlaut vor Freuden zu schreien anfing. — Da erfuhr ich das erstemahl in der That, wie einem zu Muthe, dem das Herz vor Freuden zerspringen will.

Dieser qualvolle Gemüthszustand des Verfassers dauerte noch einige Zeit fort, und wurde wahrscheinlich durch die Abwechselung und Neuheit der Gegenstände in Leipzig, wohin er sich bald darauf des Studirens wegen begab, erhalten. Hier studirte er sehr fleißig, und wurde endlich mit vielem Beifall Magister. Aber die Rückfälle der Hypochondrie sind bei gemüthskranken Leuten gemeiniglich stärker und heftiger, als ihre vorhergehenden Anwandelungen, und so ging es auch unserm Verfasser. Seine Gewissensangst trat auf einmahl wieder mit der größten Wuth ein, und das Entlaufen eines Famulus aus seinen Diensten, von dem er nicht wußte, wo er hingekommen war, mußte Veranlassung dazu werden. Er hatte diesen Menschen wegen seiner Liederlichkeit mit Worten hart bestraft, der Bube war darauf davon gelaufen, und dem armen Berend lag es nun immer in dem Sinne,

daß

daß er an allem Elende, welches jenen treffen könne, Schuld sey; noch mehr geräth er aber in Unruh, da er die Nachricht bekommt, daß sich ein Junge ohnweit Leipzig ersäuft habe, ein Umstand, welcher den gesetztesten Mann, geschweige einen an Leib und Seele kranken Milzsüchtigen erschüttern mußte. "O mein Gott! hebt der unglückliche Mann an, was soll ich von dem folgenden 1704ten Jahre sagen, und welche Feder ist fähig, die Seelennoth und Höllenangst zu beschreiben, in welche ich gerathen bin. Ich hatte einen habituellen, eifrigen, beständigen, täglichen Vorsatz, etwas nimmermehr einzugehen; und siehe! so sehr ich neben diesem guten Vorsatz auch eifrig gebetet, in einer gewissen Sache mein Jawort nicht dazu zu geben; so wurde ich doch bei der sich dazu ereignenden Gelegenheit schnelle, und in der Hitze des Affects willens, meinem Vorsatze conträr zu handeln. Der Verfasser nennt dieses Etwas eigentlich nicht; wahrscheinlich war es die aus seinen Erzählungen sehr hervorleuchtende Neigung zu heimlichen Sünden. Er geht, um sich von seiner Seelenangst zu befreien, zum heil. Abendmahl, und zwar nicht bei seinem gewöhnlichen Beichtvater, bei welchem er erst vor 6 Wochen gebeichtet hatte, und dem er durch ein so oftes Abendmahlgehen nicht gern als ein frommer Sonderling vorkommen wollte; allein durch den Gebrauch des Abendmahls wurde seine Angst noch größer, weil er es unwürdig genossen zu haben

glaubte. Essen und Trinken, fährt er fort, schmeckte mir nicht mehr, und wenn ja die große Angst des Gemüths zuweilen Hitze und Durst im Leibe machte; so hatte ich zum wenigsten doch vor den Speisen einen Ekel. Dachte ich, mein Lager sollte mir's lindern; so erschreckte mich Gott durch Träume. Bald schwamm ich in großen Wassern, bald brannte mir mein Hauptküssen, oder ich befand mich sonst in Feuersnoth, bald soff ich die allerabscheulichsten Getränke im Traum. — Ich fing an abscheulich im Gesichte auszusehen, so daß ich nicht mehr das Herz hatte, in den Spiegel zu sehen. Meine Schüler erschracken über meine Gestalt. Einer meiner Auditoren hatte gar das Urtheil von mir gefällt: daß ich im Gesichte aussähe, wie man die Verdammten in der Hölle manchmahl zu mahlen pflegte, welches mich schrecklich peinigte, und welches ich als lauter Merkmahle meiner Verdammniß ansahe". Durch eine Predigt, die er zu halten übernimmt, wird er wieder etwas ruhig; aber er sinkt in seinen traurigen Zustand bald wieder zurück, da er eine melancholische Magd trösten will, die neben ihm an wohnt. Ich erschrack über sie, sagt er, daß mir alle Glieder meines Leibes zu zittern und zu beben anfingen. Es war, als spräche jemand zu mir, oder der Satan selbst: du unterstehest dich Andere zu trösten, und steckst selbst im Koth der Sünden bis über die Ohren, ich will sie verlassen, und dich baß plagen! Ich konnte

fast

faſt kein Wort mehr reden, abſonderlich da ſie abſcheuliche Gotteslaſterungen ausſtieß. — Ich fing ſchon an auf der Gaſſe zu erſchrecken, wenn mir Leute von häßlichem Angeſichte vorkamen, und zu denken, als ob es der Teufel ſelbſt wäre. Dienſtags frühe konnte ich vor Schwermuth nicht zu Hauſe bleiben, ſondern lief vor Angſt in das philoſophicum, und die Diſputation, ſo gehalten wurde. Es war mir höchſt heiß um den Kopf, und das Herze auf das höchſte zuſammengepreßt. Ich ſtehe und höre der Diſputation zu, und ſiehe, ehe ich michs verſahe, ſo kriege ich die Idee und das Bild eines Meſſers, das mir an die Gurgel geſetzt wird. Nicht als ob ich, (wie Menſchen etwa aus Ungeduld, die des Lebens überdrüſſig ſind, zuweilen thun mögen) bei guter Ueberlegung gedacht und beſchloſſen hätte: weil du in ſo ſchreckliche Noth und Angſt gerathen, ſo willſt du dich umbringen, ſo kommſt du von der Marter los! Keinesweges, ſondern dieß begegnete mir ſchnell, wie ein Pfeil, ohne alles Denken, Raiſonniren, ohne allen Schluß und Vorſatz, und wollte es dir eher mündlich erklären und zeigen, wie dies zugeht, als mit Worten beſchreiben. Wie einem etwa, der ein Lied oder ein muſikaliſch Stück gehört, hernach, ehe er ſichs verſiehet, ohne Vorſatz und Entſchluß daran wieder zu denken, ihm doch ſolches wider ſeinen Willen wieder einfällt, ſo ſchnell entſtund ein dergleichen ſchreckliches Bild in meinem Gehirne. So ſtark,

so unvermuthet, und so lebhaftig diese Idee und Einbildung war, so tief schnitte sie in das Gehirne ein, und legte einen Grund zu dem Gedanken und zu der Furcht, das zu thun, wofür ich doch den größten Abscheu hatte, mit der ich hernach lange Zeit bin geplagt worden. Je mehr ich vor diesem selbstmördrischen Bilde erschrack, je tiefer imprimirte es sich, und je öfter mußte es mir natürlicherweise wieder einfallen. Doch blieb es nicht blos bei dieser Gattung und Speeie; sondern ich wurde eben so stark hernach mit den Ideen von stürzen, ersäufen und hängen gemartert, wobei ich am Leibe abzehrte, und ganz zu verdorren anfing. Immer war eine unaussprechliche Furcht da, daß dergleichen noch geschehen möchte, und durch diese Furcht aus Aberglauben entstand die festeste Einbildung, daß es noch geschehen und dazu kommen werde. Man hat keine Lust und Reitzung dazu, wie einer, der zum Stehlen oder zum Ehebruch gereitzt wird, und solches zu begehen Lust bekommt; sondern man hat die größte Furcht und Abscheu vor der Sünde des Selbstmordes, und gäbe die ganze Welt darum, um nur versichert zu werden, daß solches nicht geschehen würde *). — Doch das war noch nicht alles. Zu allem

*) Es ist aus unzähligen Erfahrungen bewiesen, daß wir in gewissen Gemüthszuständen eine Sache sehr verabscheuen, und sie doch zu gleicher Zeit begehren können; Erfahrungen, welche dem psychologischen Satze

allem Unglück erzählte mir die Bettfrau (auf dem rothen Collegium zu Leipzig) eine Historie von einem, welcher sich am Charfreitage selbst umgebracht habe. Kaum hatte ich diese Historie mit Furcht und Zittern angehört, so überfiel mich den Augenblick die Angst, Furcht und Einbildung, es würde mit mir auch dahin kommen, daß ich an diesem Tage auf eine so miserable Weise mein Leben enden würde. Mein Gott! dachte ich oft bei mir selbst, sollst du an dem Tage so jämmerlich sterben, an welchem du Gott allezeit am inbrünstigsten geliebt, und Gottes

Sätze eben nicht günstig sind: daß wir nur das begehrten, was wir für gut, vollkommen oder angenehm hielten. Der menschliche Wille wird offenbar nicht immer nach den Schlüssen der Vernunft von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Sache; sondern sehr oft von dunkeln Instincten, von Ueberraschungen unserer Leidenschaften, von unwillkürlichen Bildern der Phantasie bestimmt, ohne alle vorhergegangene Ueberlegung und Reflexion. Die Neigung zum Selbstmord, wenn auch die Seele auf der einen Seite den größten Abscheu dagegen vermöge gewisser Vernunftgründe haben kann, wird mir vornehmlich durch ein inneres Bestreben der Seele nach Freiheit, nach Entfernung der Lasten, die uns drücken, wogegen die Vernichtung unserer Existenz das beste Mittel zu seyn scheint, sehr erklärbar. Der Hypochondrist fühlt, daß er im höchsten Grade unglücklich ist, alle Bilder, die sich seine Seele schafft, sind fürchterlich und

Liebe im hohen Maße geschmeckt hast! Doch das half nichts. Das zaghafte Fleisch und Blut und das aufgewachte Gewissen wollte sich solches nicht ausreden lassen. Ich konnte nicht leicht ein Messer sehen, ohne davor zu erschrecken, und wenn ich aß, so mußte ich es mit ganzer Gewalt feste halten, damit ich nicht schnelle zuführe, oder wenn die Speisen zerschnitten, solche mit der Hand fassen und in den Mund stecken. Die Feder, mit der ich schrieb, das Federmesser, womit ich die Feder besserte, die Tobackspfeiffe, die ich in den Mund nahm, die Lichtscheer, womit ich das Licht schneutzte, den Degen, den ich ansteckte, die Thurmspitze, die ich sahe, — ja den Finger, den

und schwarz, er denkt nur, um sich zu quälen, er wünscht lieber, einige Augenblicke nicht zu existiren, und wie leicht ist die Neigung erweckt, sich auf einmahl von allen Uebeln zu befreien. Ganz natürlich stellt ihm seine Vernunft den Selbstmord als etwas Abscheuliches vor, seine Liebe zum Leben, die nie in einem vernünftigen Wesen ganz verlöscht, spricht auch wenigstens dunkel dazwischen; — er findet seine mörderischen Gedanken verachtungswürdig; aber er kann nicht Herr über sie werden, denn sein Freiheitstrieb, sein Wunsch, sein Sehnen nach Ruhe ist stärker als seine Vernunft, und aus diesem abwechselnden Zustande muß nothwendig eine solche Gemüthslage entstehen, wie sie uns der unglückliche Verfasser geschildert hat, und mit welcher die Einbildung: du wirst dich gewiß noch einmahl umbringen, natürlich verbunden ist. P.

den ich nahe zum Munde brachte, setzte ich mir durch einen schnellen Gedanken, der schneller als ein Pfeil entstand, an den Hals. Des Nachts deuchte mich oft halb wachend und halb schlafend, als ob die Kammer ganz voller Messer wäre, und als ob ich sie klitschen hörte". — — —

Auf die selbstmörderischen Gedanken, oder auch zu denselben kamen nun auch die abscheulichsten und unflätigsten Gedanken, so von natürlichen Dingen und Excrementis hergenommen, und, welches erschrecklich zu sagen, auf göttliche Dinge im Gemüthe schnell applicirt wurden. Ich mag sie nicht specificiren, um keines Menschen Imagination dadurch zu vergiften und etwa anzustecken. Die, so mit dergleichen Plagen behaftet, werden schon wissen, wie diese garstigen und abscheulichsten Gedanken, vor welchen das ganze Herz erschrickt, und schon bebet, wenn man sie auch nur von Ferne sieht aufsteigen und anmarschieret kommen, beschaffen gewesen. Es fallen mir auch zuweilen noch jetzt dergleichen Gedanken, Kraft der Imagination bei gewissen Gelegenheiten, insonderheit wegen schwächlicher Disposition meines Kopfs wieder ein, nur daß ich es nicht mehr achte, noch wie dazumahl davor erschrecke".

Der Verfasser suchte sich nun allerlei Zerstreuungen zu machen, um seine finstern Grillen zu bekriegen; aber alles war vergeblich; seine Phantasie war einmahl im höchsten Grade erhitzt. Man höre nur, wie der arme Mensch seinen fernern Gemüthszu-

ſtand beſchreibt. So geſchickt ich nun auch ſonſt war ziemlich fertig zu reden, ſo oft ich docirte und Andere lehrte, ſo turbirten mich doch ungemein ſehr die gewöhnlichen ſchrecklichen Gedanken, die mir mitten im Dociren einfielen, (er hatte ein Collegium hebraicum zu leſen angefangen) und die ſchier der Verzweiflung immer mehr den Weg bahnten. Sagte ich etwa im collegio hebraico und unter dem Docireu: dieſe Litera wird im leſen abſorbirt, gleich fiel mir auf die lebendigſte Weiſe ein, wie du von der Hölle wirſt abſorbiret werden. Sprach ich: ן finale abjicitur, den Augenblick hörte ich, als ob es jemand anders als ich ſelbſt in mir ſpräche: ſo wie du von Gott weggeworfen biſt. Sprach ich: künftigen Montag wollen wir v. g. zum 6ten Capitel ſchreiten, den Augenblick fiel mir ein: ja den Montag wirſt du ſchon in der Hölle ſeyn. Sagte ein Anderer: Uebermorgen wollen wir da und dorthin ſpatzieren gehen und den Herrn Magiſter abholen, gleich dachte ich: ja da werdet ihr mich in meinem Blute liegend antreffen".

„Mein höchſt ſchwaches Haupt und Imagination war auch Urſache, daß mir Bilder von andern Thaten und Werken einfielen, die ich mit gutem Gewiſſen nicht hätte thun können, auch zu thun keinen Vorſatz noch Luſt, ſondern den größten Abſcheu davor hatte, ſo daß ich mich recht zwingen mußte, nicht nach dem deutlichen Bilde zu handeln, was mir vorkam. Wenn auch mein Zuſtand ſonſt leidlich war;

ſo

ſo durfte ich keinem Ofen zu nahe kommen; denn ich hatte eine ſolche lebendige Idee und Bild bei aller ſonſt ruhigen Gemüthsdiſpoſition, als ob ich mit dem Kopfe wider denſelben liefe, daß ich mir auch den Kopf mit der Hand, oder etwas vor dem Kopf im hin- und hergehen vorhalten mußte, damit ich nur den Ofen nicht ſehen dürfte. Wäre damahls der Verſtand durch ſchlafloſe Nächte, oder durch andere Urſachen verloren gegangen; ſo bin ich gewiß, daß ich mechanice und brutaliter nach dieſem Bilde der Imagination würde agirt und gewürkt haben, v. g. wider den Ofen gelaufen ſeyn, ſo man mich demſelben nahe kommen laſſen, und der Natur der Lauf wäre gelaſſen worden. Denn wo keine Vernunft iſt, da agirt ein Thier *mechanice* und *phyſica neceſſitate* nach den Bildern, die ihm eingedrückt ſind. So lange aber noch Verſtand und Vernunft vorhanden, ſo hat ein Menſch noch Macht, durch dieſelbe die Phantaſie zu überwinden, und doch nicht nach dem Bilde zu handeln, das er im Gehirne hat; es müßte denn die allzulebhafte Vorſtellung einer Uebereilung verurſachen. Saß ich damahls, oder ſtand nahe bei Einem, ſo mußte ich mir oft den Mund zuhalten, daß ich ihn nicht anſpiee, wenn er gleich mein Freund war, und ich alle liebe zu ihm hatte, ſo daß ich gar nicht wußte, warum ich ihn anſpeien ſollte; denn das Anſpeien kam mir ſo deutlich vor, als ob es geſchähe; oder ich ſchlug ihn in Gedanken mit der Hand in's Angeſicht,

sicht, so daß ich die eine Hand mit der andern halten mußte, damit es nur nicht würklich geschehen möchte. Ich konnte nicht ohne innerlich Auffahren eine große Ziffer sehen v. g. eine 6 oder 9; ein Spatium, wo drei oder vier Bücher gestanden, machte mir schon Aengstlichkeit, und konnte ich nicht ruhen, bis der Raum wieder mit Büchern ausgefüllt wurde. Ich hebte vor einem Zeddel, wenn derselbe auf einem Fenster lag, wo er sonst nicht zu liegen pflegte, und konnte nicht ruhen, bis ich ihn an seinen ordentlichen Ort wieder gelegt. Ich betete, doch meistens ohne sonderbare Bewegung, und zuweilen, wenn ich dazu schritte und niederkniete, wurde mir das Angesicht wider meinen Willen in eine solche Gestalt gebracht, wie diejenigen haben, denen ein Ding lächerlich vorkommt".

„Doch meine Plagen waren damit noch nicht alle, sondern es war noch die Spitze und der höchste Grad der Anfechtung zurücke. Nun folgten auf die mörderischen und unflätigen Gedanken die gotteslästerlichen. Es fand sich im Herzen wie ein heimlicher Grimm gegen Gott, daß ich selbst nicht wußte, ob es mein Ernst wäre, oder nicht. Ein kleiner Trost, der dabei noch übrig blieb, war, daß ich mich darüber entsetzte, und wünschte, daß dieser Grimm mit allen lästerlichen Gedanken wieder vergehen möchte. Doch das geschahe nicht bald, sondern es währte wohl bis 3 Wochen, daß mir oft wider meinen Willen unversehens einfiel: Verflucht

ist ꝛc.

ist ꝛc. — so daß ich alles verfluchte und verwünschte. Ich mag das Objectum dieser innerlichen Action nicht ausdrücken, um niemanden damit zu erschrecken oder einem Schwachen einen Anstoß zu geben. Die Imagination stellte mir diese Gedanken so lebhaftig in meiner Seele vor, daß ich mir oft den Mund mit der Hand zuhalten mußte, damit mich das lebendige Bild nicht verleitete, die Lästerung auszusprechen. Weil ich vielmahl gehört, daß dieses die Verdammten in der Hölle einst thun würden, so fing ich an mich schröcklich zu fürchten, daß dieses nicht Vorboten der völligen Verzweiflung und der ewigen Höllenpein seyn möchten. Wenn die Angst und das Herzdrücken am größten war, so fiel mir zuweilen wider meinen Willen schnell ein: Ja! wenn dir nur schon in der Hölle wärest, so wüßtest du doch, wie viel es wäre, was du jetzt noch zu fürchten hast; welches derjenige Einfall ist, der unter allen andern meiner Seele am wehesten gethan. Donnerstag oder Freitag vor Trinitatis, ehe ich einschlief, kriegte ich einen lebendigen Eindruck vom höllischen Feuer. Es schien, als ob ich nichts als Feuer um mich sähe, und da es mir vorkam, als ob nun die Gluth um und um über mich zusammenschlagen wollte, so fing ich an zu schreyen: O Jesu hilf mir, nun ist es Helfenszeit! In dem Augenblick aber fiel ich in den tiefsten Schlaf, und ich nahm es, da ich wieder erwachte, vor eine handgreifliche Hülfe Gottes und Merkmahl an, daß er

mich

mich noch nicht ganz verworfen hätte. Inzwischen ließ ich nicht ab, Gott inbrünstig im Gebet, obwohl mit beklemmtem und hartem Herzen anzurufen, und nach meiner Erlösung zu seufzen. Ach mein Gott! sprach ich oft, wenn wird doch der Knabe kommen und mir sein Stäblein reichen, und mir aus der tiefen Grube helfen, aus welcher ich keinen Ausgang finden kann. Denn vor den Feiertagen träumte mir einstens zur Nacht, als ob ich in einer tiefen Grube steckte, und nicht die geringste Möglichkeit sähe, heraus zu kommen. In der Angst arbeitete ich, und kletterte bald hier, bald dahin; aber alles Bemühen war vergebens. Indem deuchte mich, als ob auf der Grube und am Rande ein kleiner schöner Knabe stünde, der mir ein Stäblein reichte, unter dem Schein, als ob er mich damit heraushelfen wollte. Ach du armes Kind, fing ich an, mit diesem Stäblein wirst du mich nicht herausziehen; ich würde dich eher zu mir herunterreißen. Es sagte aber: ich sollte mich nur anhalten, es würde schon angehen. Kaum hatte ich das äusserste Ende seines Stabes angerührt und gefaßt, so wußte ich nicht, wie mir geschahe; denn in dem Augenblick befand ich mich außer der Gruben oben bei dem Knaben". Dieser Traum, noch mehr aber die sonderbare Beichtabsolution, die ihm ein leipziger Prediger ertheilt, fing auf einmahl unsern unglücklichen Hypochondristen zu beruhigen an. Sein Herz fängt jetzt wieder ruhiger zu schlagen an, seine bisher-

bisherigen Schreckbilder der Phantasie verlassen ihn, — und zwar auf eine lange Zeit, er vergießt Freudenthränen, seine Gestalt wird wieder menschlicher, — und das alles aus einem sehr richtigen psychologischen Erfahrungsgrunde: daß die Seele nach langem ausgestandenem Kummer oft in dem Augenblicke, da sie noch davon gedrückt wird, durch eine Art eigener Spannkraft sich davon befreiet, und nun in einen desto stärkern und lebhaftern Genuß der Freude übergeht. Daß die Seele dazu erst gewiße Veranlassungen, gewiße Hülfsbilder haben müsse, ist natürlich; — aber unnatürlich wäre es, wenn man annehmen wollte, daß der Uebergang von Seelenleiden in ruhigere und angenehmere Gefühle durch unmittelbaren Einfluß der Gottheit verursacht würde.

P.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Unwillkürlicher Hang zum Stehlen und Geldleihen. 21.

2. Ein Brief an Gaßnern von Lavater. 32.

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber die unwillkürliche Abneigung gegen gewiße Menschen. — Moralische Antipathie. 36.

2. Beispiel einer schnellen Liebe. 53.

3. Ein sonderbarer Traum. 55.

4. Stärke der Einbildungskraft. 62.

5. Fortsetzung der Fragmente aus dem Tagebuche des verstorbenen R . . . 65.

6. Einzelne psychologische Beobachtungen und Bemerkungen, zu weiterm Nachdenken aufgesetzt. 69.

Zur Seelenzeichenkunde.

— A — J — K — Bekenntniße. 76.

Aus einem Briefe. 100.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Auszug aus M. Adam Berends eigener Lebensbeschreibung. 103.

Digitized by Google

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Fünften Bandes zweites Stück.

Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Da es der gegenwärtigen Natur und Beschaffenheit unserer Seele, ein Vorhersehungsvermögen derselben, oder, wie es Andere genennt haben, eine vim divinatoriam, anzunehmen, durchaus zuwider ist; — so fragt sichs nun aber: ob unsere Ahndungen nicht vielleicht auf eine andere Art erklärbar sind? Können wir nicht vielleicht Ahndungen durch Hülfe außer uns vorhandener Geister haben, und was lassen sich für reelle psychologische Gründe für diese Meinung anführen? — Ich antworte: keine! wenigstens gewiß keine wahrscheinliche, keine gegründete.

Alle neue Begriffe und Empfindungen, welche wir bekommen und in uns wahrnehmen, gründen sich natürlicherweise auf Selbstbeobachtung, Selbstdenken; oder auf den Unterricht von Andern, vermöge symbolischer Zeichen, sie mögen nun in eigentlicher Wortsprache, in Gesichtsausdrücken oder Gesten bestehen. Es ist bisher noch kein Weg entdeckt worden, und es wird auch wohl nie ein solcher entdeckt werden, wie uns andere Menschen ohne symbolische Zeichen ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen können. Selbst bei den oft so schnellen und überraschenden Gefühlen der Sympathie, wo eine Seele in die andere überzugehen, in ihr zu leben und zu empfinden, mit ihr durch einen unsichtbaren, unerklärlichen Einfluß verbunden zu seyn scheint, müssen entweder würkliche Gegenstände, würkliche Zeichen — oder eingebildete vorhanden seyn, die auf eine symbolische Art zu unserm Herzen reden.

Aber, könnte man sagen, jene Mittheilung neuer Ideen zwischen uns und höhern uns umgebenden Genien, ist doch möglich. Vielleicht würken diese auf eine unsichtbare Weise, für welche unsere Seele einen geheimen Sinn hat, wenn sie gleich die Berührung, die Bewegung dieses Sinnes nicht erklären, noch den individuell auf sie würkenden Geist angeben kann, jene Vorgefühle der Zukunft in uns, die so viele Menschen gehabt zu haben vorgeben; jene Begriffe und Vorhersehungen

gen, die in dem vorhergehenden Seelenzustande keinen Grund hatten? — —

Dieses vielleicht wäre nun freilich eine sehr leichte und bequeme Art, den Ahndungen einen gewissen Credit zu verschaffen, — wenn es nur auch schon ausgemacht wäre: ob unsere Seele einen einzigen Begriff ohne symbolische Erkenntniß oder Selbstdenken, und ein Vorgefühl von einer durchaus zufälligen Sache durch ein anderes geistiges Wesen außer ihr haben könnte. Zwei Hindernisse, die jener Erklärungsart der Ahndungen vornehmlich im Wege liegen.

Wir mögen nehmlich denken, was wir wollen, das denken wir uns in Verbindung mit einem gewissen, entweder durch den Gebrauch schon bestimmten, oder auch willkürlichen symbolischen Zeichen, in Verbindung mit einem gewissen Worte, oder wie die Taub- und Stummgebornen, unter einer gewißen Gesichtsmiene, einer körperlichen Bewegung. Ohne diese Einrichtung unserer Natur, (das Reden mag nun entweder, wie Einige geglaubt haben, schon für den einzelnen Menschen Bedürfniß, oder Convention, Bedürfniß des gesellschaftlichen Lebens seyn,) würde es uns erstaunlich schwer fallen, deutliche Begriffe zu bekommen, am langsamsten würden sich aber vollends abstracte Ideen in uns entwickeln können.

Wir stellen uns bei dem erstaunlich schnellen Wechsel unserer sinnlichen und abstracten Vorstel-

lungen freylich jenes ſymboliſche Zeichen nicht immer deutlich vor, wir denken ſogar oft über eine Sache fort, deren Benennung wir ganz verloren haben; allein dieſes widerlegt die Nothwendigkeit einer ſymboliſchen Erkenntniß gar nicht. Im erſten Fall, wo ſich oft Ideen gegen Ideen auf einmahl vertauſchen, in einander auflöſen, und ohne daß wir den Grad ihrer Weile, die jede Vorſtellung haben muß, fühlen könnten, unbegreiflich geſchwind mit einander abwechſeln, ſtellt ſich die menſchliche Seele würklich jedes einzelne Wort nur in der möglichſt größten Schnelligkeit vor; — denn wir bemerken es den Augenblick, wenn uns in dem ſchnellen Fluge unſerer Gedanken ein Wort fehlt, und es hat Redner gegeben, die durch den Verluſt eines einzigen Wortes bei der ſchnellen Folge ihrer Gedanken ſo verwirrt wurden, daß ſie den ganzen Faden nicht wiederfinden konnten.

Im zweiten Fall, wo die menſchliche Seele über eine Sache fortdenkt, ohne ihre Benennung behalten zu haben, behält ſie doch allemahl eine ſehr lebhafte und gleichſam ängſtliche Erinnerung, daß es für jene Sache einen würklich ſymboliſchen Ausdruck giebt; aber wie ſehr geneigt ſie ſich fühlt, dieſen Ausdruck wieder zu erhaſchen, wie ſie ſich bemüht, auf ſeine Spur zu kommen, oft auf einmahl alle andere Gedanken abbricht und auf das verlorne Wort denkt, wird ein jeder aus eigener Erfahrung wiſſen. Verliert ſie vollends mehrere Worte auf

ein-

mahl; so geräth sie in den Zustand der Verwirrung, und ich kann es mir sehr gut denken, wie einige Menschen melancholisch werden konnten, weil ihr Gedächtniß mitten im Reden ihnen nicht jedesmahl die Worte, welche sie suchten, herbeischafte.

Wenn nun die menschliche Seele ohne symbolische Zeichen durchaus keine neuen Begriffe von Andern außer uns erhalten kann, wenn dazu entweder Eindrücke auf unsere Gesichtsnerven, auf unser Gefühl, oder Worte für unser Gehör **unumgänglich nothwendig** sind; — so ist es nun auch **unbegreiflich**, wie ein außer uns befindlicher Genius, — weder durch **Geberdensprache**; denn wie sollte die ein unsichtbares Wesen machen können? noch durch **Worte**; denn wie kann ein solcher Geist würklich reden? — **neue Begriffe** und sogar **Vorgefühle** der Zukunft in uns erregen könnte.

Nicht durch Zeichen- und Wortsprache, könnte man mir sagen; diese ist ja auch nicht das **einzige Vehiculum**, wodurch neue Begriffe von andern außer uns befindlichen Wesen in unsere Seele geschoben werden können. — Können nicht außer uns daseyende Geister mit unserer Seele einen gewissen andern, uns bisher noch unbekannten **Communicationsweg** haben; können sie nicht eine Sprache mit uns reden, wozu sie keine Gesichts- und Gehörsnerven nöthig haben, und zeigen nicht manche schnell in uns entstandene herzerhebende, unerwartete Gedanken und Gefühle sehr wahrschein-

lich, daß wir sie von andern geistigen Wesen außer uns bekommen haben müssen? — — —

Und dieses sind die **Hauptgründe**, womit man die Hypothese von der Einwürkung anderer Geister auf uns unterstützt? Ich erstaune, wenn ich sogar oft von Philosophen diese und keine andere Argumente für jene Grille angeführt finde, und ich kann ohnmöglich glauben, daß sie hiebei über die Natur der menschlichen Seele ernsthaft **nachgedacht** haben können. Ob es irgend einmahl einen andern Communicationsweg zwischen uns und andern Geistern, auf einer viel höhern Stufe unserer Entwickelung, als symbolische Sprache, geben kann, will ich hier nicht bestreiten; ob mir gleich diese symbolische Sprache für jedwede Mittheilung unserer Begriffe auch in der Ewigkeit **sehr nothwendig** scheint; — aber in der **gegenwärtigen** Epoche unseres Daseyns und unseres Denkens ist durchaus kein anderes Vehiculum einer gegenseitigen Mittheilung der Begriffe **vermöge der bekannten Natur unserer Seele gedenkbar**, als symbolische Zeichen, weil wir durchaus ohne diese Zeichen nicht deutlich und zusammenhängend denken können, wenn wir einmahl eine Sprache gelernt haben.

Jene schnell in uns entstandenen herzerhebenden, unerwarteten Gedanken und Gefühle, welche die Andacht so gern vom Himmel herableiten möchte, beweisen auch **nichts**, und können gewiß sehr **natürlich erklärt werden**, wenn man die Umstände

und

und die Anstrengung der Einbildungskraft genau kennt, wodurch jene Gedanken und Gefühle erzeugt und begünstigt werden. Man muß den Menschen, die Natur seiner Seele, die Art und Weise, wie sich in ihm Begriffe entwickeln und Gefühle hervorbringen, gar nicht kennen, wenn man annehmen kann, daß irgend etwas Unnatürliches darin vorgehen könne. Die Unwissenheit und Schwärmerei hat unendlich oft den seltsamsten Bizarrerien in Gedanken und Empfindungen den Namen göttlicher Würkungen gegeben, und die menschliche Eitelkeit, welche so gern einen höhern Umgang mit unsichtbaren Geistern träumt; — oder ihn auch nur affectirt, hat diesen Träumereien ein widerrechtliches Privilegium der Wahrheit gegeben, ohne einen andern Richter dabei zu Rathe zu ziehen, welcher doch allein der Lehrer aller Wahrheit seyn müßte, — nehmlich die gesunde Vernunft.

Aber gesetzt, wir wollten einmahl obigen unpsychologischen Satz von der Communication unsichtbarer Geister, welchen so viele gescheidte Köpfe, — freilich zum Erstaunen des gesunden Menschenverstandes, — geglaubt haben, annehmen; so entsteht hierbei wieder die sehr schwierig zu beantwortende Frage: wie können wir von höhern Geistern in blos zufälligen Begebenheiten unseres Lebens Unterricht erhalten, da sie zufällige Dinge, so wenig wie wir wissen können, oder wenn es überhaupt nichts Zufälliges giebt, wie

ist es denkbar, daß ein eingeschränkter Geist, (denn dies sind auch die weit über uns erhabnern Wesen —) das ganze Universum so überschauen könne, daß er das Nothwendige, uns aber zufällig scheinende, uns dennoch entdecken könne? —

Es läßt sich nicht denken, daß ein eingeschränkter Geist das ganze Universum übersieht, und folglich müssen ihm noch unzählig viele Dinge zufällig scheinen, und er kann auf keine andere Art etwas Künftiges vorhersehen, als in so fern er das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleicht und daraus auf irgend eine individuelle Begebenheit einen Schluß macht, so wie der Mensch etwas vorhersieht.

Daß ein Mensch, der seinen Weg ganz von ohngefähr vor einem Gebüsch vorbei nimmt, auf die zufälligste Weise von der Welt durch eine Kugel, welche nach einem Wild abgeschossen wurde, sein Leben verliert; daß ein Anderer durch eine unerwartete Unordnung des Bluts im Tanze todt zur Erde fällt; daß ein völlig gesunder Mensch übermorgen sterben wird; daß meine Schicksale des Lebens diese, und keine andere Wendung nehmen konnten, da es für die Vorstellungskraft eines endlichen Geistes unendlich viel andere Wendungen geben kann, — alle dergleichen würklich zufällige Begebenheiten können mir von keinem endlichen Geiste entdeckt werden, weil er sie selbst nicht weiß.

Doch

Doch ich muß noch einen Einwurf berühren, welchen man gegen meinen letztern Satz von der Unmöglichkeit, daß uns Geister zufällige Begebenheiten bekannt machen könnten, anführen dürfte. Wie könnte man sagen, wenn nun jene Geister, was gar nicht unwahrscheinlich ist, die Ursachen von gewissen uns zufällig scheinenden und bevorstehenden Begebenheiten auf eine natürliche Art vorherwissen, die wir nicht kennen? Wie, wenn sie uns vermöge ihrer Schnelligkeit Nachrichten in einem und dem nehmlichen Augenblick von andern Orten bringen könnten, wenn sie Schwedenburgen sagten: daß es eben jetzt in Stockholm oder Copenhagen brenne, wenn sie einer Frau von R — r, die behauptete, daß eben jetzt ihr Sohn in einer Bataille blieb, diese Botschaft als Zeugen jener Begebenheit schnell überbrachten? — —

Das ließe sich nun freilich hören, (obgleich eine solche Ahndung, ein solches Vorhersehen nicht mehr Ahndung, Vorhersehen wäre); allein, ich frage mit Recht hier wieder: wie brachten denn jene Geister solche Nachrichten, wie theilten sie dieselben mit, da wir von Andern in unserer gegenwärtigen Existenz ohne symbolische Zeichen nichts Neues erfahren können? Ich frage weiter: ist denn die angenommene Schnelligkeit der Geister, (die man oft so unphilosophisch aus der Schnelligkeit unserer Gedanken hat beweisen und damit vergleichen wollen,) womit sie uns von fernher Begebenheiten bekannt

kannt machen, schon erwiesen? — und was ich billig hätte zuerst fragen sollen: giebt es denn würklich uns umgebende Genien überhaupt? Kann ich eine Hypothese, (die Ahndungen) mit einer andern Hypothese (uns umgebende Geister) beweisen, und darf ich nicht an der ganzen Sache zweifeln, so lange ich keine andere, als solche Gründe für sie habe? — —

Ich komme zum letzten Zufluchtsorte derer, welche an Ahndungen und Vorgefühle des Zukünftigen glauben. Die Gottheit, sagen sie, kann vermöge ihrer Allmacht neue Ideen in uns erwecken; sie kann uns also auch, freilich auf eine unbegreifliche Art, zukünftige Dinge bekannt machen und vorhersagen. Auch diesen Satz kann man nicht so geradezu annehmen. Man hat sich von jeher sehr schiefe und unrichtige Begriffe von der göttlichen Allmacht erträumt, man hat sich sogar nicht gescheut zu sagen: daß Gott auch das Sonderbarste, das Widernatürlichste, das, was gar nicht in der Natur der Dinge gegründet ist, würklich machen könne. Welch eine Gottheit! Gott macht nach den reinen Vernunftbegriffen, die wir von seinen Eigenschaften haben, nichts würklich, kann nichts würklich machen, was nicht in dem ewigen Wesen der Dinge gegründet ist. Dieses Wesen kann er nicht ändern, er kann also auch nicht machen, daß meine Seele Begriffe empfängt, die nicht in der Natur, in dem Wesen ihrer individuellen Denk-

kraft

kraft gegründet sind, und wider die Art und Weise streiten, wie ich nach den Anordnungen der Natur Begriffe in mir aufnehme, und, so lange ich nach eben diesen Anordnungen der Natur nicht einem ewigen Wirwarr meiner Vorstellungen unterworfen seyn soll, in mir aufnehmen muß.

Und endlich, woran soll ich denn diese neuen durch die Gottheit in mir gewürkte Begriffe und Gefühle erkennen?

a) An der unerwarteten Schnelligkeit, mit welcher sie, ohne in einem vorhergehenden Seelenzustande zu liegen, entstehen? Nimmermehr! die bloße Schnelligkeit einer Idee, eines Gefühls kann kein Beweis ihres göttlichen Ursprungs seyn. — Alsdann müßten unsere meisten Vorstellungen und Gefühle einen göttlichen Ursprung haben, und die lebhaften, schnellen Empfindungen der einfältigsten Schwärmer wären denn am ersten die Kinder einer göttlichen Kraft. Aber wer will nun auch bestimmen, daß, und ob eine solche lebhafte schnelle Idee nicht in einem vorhergehenden Seelenzustande gegründet gewesen sey? Wer vermag alle die innern Veranlassungen unserer Denkkraft, unserer dunkeln Gefühle, unserer Organisation anzugeben, welche auf eine geheime Art bei solchen Vorstellungen, aber auf eine sehr natürliche Weise gewürkt haben, die in keiner der vorhergehenden Modificationen unseres Geistes gegründet zu seyn schienen, — und wer kann es denn läugnen,

daß

daß unſere eigene Geiſteskraft oft ganz mit den vorhergehenden Zuſtänden des Denkens betrogene Begriffe gleichſam aus ſich ſelbſt hervorbringt.

b) Aus dem bangen oder herzerhebenden Gefühle, welches ſie begleitet? — Auch nicht! Denn wie kann ich wiſſen, ob jenes bange herzerhebende Gefühl nicht blos eine Würkung meiner Einbildungskraft, meines dicken oder lebhaften Bluts, meiner gegenwärtigen verſteckten Gemüthslage ſey, zumahl da es ausgemacht, daß jene bangen und herzerhebenden Gefühle faſt immer körperlichen Urſprungs ſind.

c) An dem damit verbundenen deutlichen Bewußtſeyn, daß dies oder jenes würklich eintreffen werde? — Gewiß nicht! Denn jenes Bewußtſeyn kann durch bloße Bilder der Phantaſie ſeine Stärke und Lebhaftigkeit erhalten haben, und wie viele hundert Fälle giebt es nicht, wo die Menſchen etwas ganz poſitiv vorherzuſehen glaubten, was nicht eintraf. — Wo blieb alſo bei dergleichen Fällen der geträumte Credit eines angenommenen göttlichen Einfluſſes? — —

Man gehe alle Kennzeichen menſchlicher Begriffe und Vorſtellungsarten durch, und man wird kein einziges finden, von dem ich mit Gewißheit ſagen könnte: daß es einen göttlichen Urſprung eines in uns entſtandenen beſondern Gefühls oder einer ſolchen Idee deutlich anzeige. Solange es alſo dergleichen ſichere Criterien eines uns

durch

durch göttlichen Einfluß mitgetheilten Begriffs oder Gefühls nicht giebt; sind wir auch auf keine Weise befugt, den Ursprung der Ahndungen Gott zuzuschreiben, hier nicht zu gedenken, daß diese ihre Entstehungsart der Weisheit und Güte unseres Urhebers schnurgerade entgegenstehen würde; zumahl da nicht selten die Ahndungen die unbedeutendsten Kleinigkeiten betreffen.

Nun will ich die noch rückständigen Beiträge über Ahndungen und Visionen kürzlich durchgehen, welche in den drei ersten Bänden dieses Magazins vorkommen.

Seite 20 (dritten Bandes drittes Stück) kommt ein Beitrag vor, welcher ahnendes Vorgefühl der Krankheit überschrieben, und von einem sehr glaubwürdigen Manne eingeschickt ist. Wer mit Aufmerksamkeit den ganzen Aufsatz durchlieset, wird leicht bemerken, daß alles, was der Herr Verfasser von sich erzählt hat, sehr natürlich zugegangen ist. Er hat vor kurzem seine Mutter begraben, er kommt auf den Kirchhof in der Stadt, wo er im Winterquartier liegt, und kann sich da unter einem empfindlichen Schauer nicht des Gedankens erwehren: sollte auch wohl auf diesen Kirchhof dir dein Grab bestimmt seyn? „Es erwachte damit das Andenken an meine verstorbene Mutter ꝛc.“ — — — Dieser bloße vermuthliche Gedanke: solltest du wohl dein Grab hier finden, kann doch wohl eigentlich kein ahnendes

des Vorgefühl einer Krankheit genennt werden, es lag ganz natürlich in der Seele eines ernsthaften Mannes, der erst kürzlich seine geliebte Mutter begraben hatte, dessen Gemüth noch voll von wehmüthigen Empfindungen ist; — endlich ein Gedanke, der gewöhnlich vielen Menschen einzufallen pflegt, wenn sie sich auf einem Kirchhofe befinden, wie ich aus eigener Erfahrung weiß; aber jenes Vorgefühl traf ja doch beinahe ein; der Verfasser wird würklich krank. Dies war wieder sehr natürlich. Er wird in ein Lazareth gerufen, und ein starker Qualm schlägt ihm daraus entgegen, als ihm die Lazarethsstube geöffnet wird. Da ist ja die natürlichste Ursach seiner Krankheit, die ohne jenes angegebene Vorgefühl eben so natürlich entstanden seyn würde, weil er von den giftigen Dünsten der Krankenstube angesteckt wurde, und auch gleich anfangs einen Schauder dabei empfand.

Sonderbarer scheint mir das in eben diesem Beitrage vorkommende Beispiel von einem Vorgefühl der Gesundheit zu seyn. Weil nehmlich der Verfasser gegen den Sonntag hin, wo er predigen soll, immer kränker wird; so bittet er einen andern Prediger, seine Stelle zu vertreten. Dieser schlägt es ihm ab. Sein Wirth will dem Commandeur des Regiments seine Krankheit anzeigen, weil er unmöglich predigen könne; allein der Verfasser will es nicht zugeben. Es dringt sich ihm der Gedanke mit gröſter Lebhaftigkeit auf: nein! du mußt

predi-

predigen; predigst du nicht, so kommst du nicht von deiner Krankheit auf; predigst du aber, so sey von deiner gewissen Genesung versichert! ꝛc. Er predigt auch würklich, so schwach er übrigens ist, eine ganze halbe Stunde, und den nehmlichen Nachmittag sieht er Flecken auf seinen Händen, — fällt in ein vier Wochen langes Delirium, und wird endlich — wieder gesund. Ich glaube, daß der Herr Verfasser es auch geworden seyn würde, wenn er obigen Gedanken nicht so fest in seine Seele gefaßt hätte, welcher wahrscheinlich halb durch den Verdruß, daß sein College ihm die Predigt abschlug, und daß er durchaus nicht die Kirchenparade abgestellt haben wollte, und halb durch die schon kränkelnde Phantasie, und wer weiß, durch welche andere innere Gründe des Gemüths seine Lebhaftigkeit erhielt. Es läßt sich auch annehmen, daß manchmahl kranke Leute durch eine lebhafte Vorstellung ihrer Genesung gesund werden können, wie oft Gesunde aus Einbildung krank werden.

Seite 106 in eben diesem Stücke kommt sogar eine Vision vor, die, wenn sie auch aus des vortrefflichen Pfeffels eigenen Munde kommt, doch höchst unglaublich ist.

Der blinde Pfeffel und sein Bruder gehen mit einem Freunde auf einem mit Bäumen besetzten Platze öfters spaziren. Sie bemerken, daß der Geistliche (ihr Freund) immer nur bis auf einen gewis-

gewissen Fleck geht, und dann wieder umkehrt. Sie gehen weiter, er nie. Sie befragen ihn nach der Ursach, er weigert sich lange, herauszurücken; — endlich gesteht er, daß auf dem Flecke, wo er umkehrte, eine weiße, lange, hagere Menschenfigur stände, die ihn verhinderte, weiter zu gehen. — — — Die Pfeffels merken sich den Platz, lassen nachgraben, und finden etliche Fuß tief im Boden ein Todtengerippe. Sie lassen es wegbringen, scharren das Loch wieder zu, gehen mit dem Pfarrer dort wieder spaziren, — und nun sieht der Pfarrer die Gestalt nicht mehr. —

So unwahrscheinlich die ganze Erzählung ist, so wünschten wir doch über das ganze erzählte Factum eine nähere Auskunft zu bekommen, da der Pfarrer ein rechtschaffener und aufgeklärter Geistlicher genannt wird, und der liebenswürdige aufgeklärte Pfeffel es selbst erzählt haben soll.

C. F. Pockels.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur

Digitized by Google

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Auszug aus M. Adam Bernds eigener Lebensbeschreibung.

Fortsetzung.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Ich übergehe eine Menge von Begebenheiten in dem Leben dieses sonderbaren Mannes, welches den reichhaltigsten Stof zu einem psychologischen Romane in sich enthält. Sehr viele Zufälle seines Lebens, so sonderbar sie auch immer seyn mögen, haben eigentlich keinen Bezug, wenigstens keinen sichtbaren, auf seinen ausserordentlichen Gemüthszustand, und gehören daher auch nicht in dieses Magazin.

Wir haben schon im Vorhergehenden gesehen, welch eine Menge der schrecklichsten Bilder seine Phantasie durchlaufen mußte, ehe sich seine geängstete Seele wieder etwas erhohlen konnte, und wir haben ihn endlich bei einer völlig ruhigen Gemüthsstimmung verlassen; aber auch diesmahl war sie eigentlich nur eine Meeresstille, worauf einige Zeit

nachher wieder fürchterliche Stürme folgten. Ehe wir dahin kommen, mag uns der Verfaſſer eine ſonderbare an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung erzählen, die mir ſehr ungewöhnlich zu ſeyn ſcheint.

„Um ſelbige Zeit, (1707) ehe ich aus Breslau wieder abreiſete, (wohin er aus Leipzig, um eine Probepredigt zu thun, gegangen war) begegnete mir ein ſeltſamer Caſus, der zwar vielen lächerlich ſcheinen möchte, der mich aber in ſolche Verwunderung geſetzt, und zu ſo vielem weitern Nachſinnen Gelegenheit gegeben, daß ich mich gar nicht ſchäme, denſelben hier zu erzählen. Ich rauchte einſt des Abends vor Tiſche, da ich aus der Kälte, ſo mäßig war, wiederum nach Hauſe und in mein Quartier kommen war, eine Pfeife Tobak. Ich hatte kaum etliche Züge gethan, ſo fing mich alles im Munde, Zahnfleiſch, Gaumen, Zunge, in Summa, ſo weit ſich der Rauch, den man in den Mund ziehet, erſtrecket, auf eine ungewöhnliche, ja, ich möchte bald ſagen, auf eine unbeſchreibliche Weiſe an zu titilliren. Je länger ich rauchte, je mehr nahm dieſe angenehme und ſüße beiſſende Empfindung zu, daß ich nicht wußte, wie mir geſchah, noch was ich denken ſollte. Ich überlegte, was ich etwa gegeſſen hätte, ich forſchte bei meinem Bruder nach, wer mir den Tobak gehohlt, und bei wem er wäre gehohlt worden; ich konnte aber nicht entdecken, was ich als eine Urſache ſolcher delicieuſen Empfindung hätte anſehen mögen. Mein Lebtage hat mein Mund

keine

keine solche Freude und Wollust gehabt, als dieses-mahl, was ich auch gegessen und getrunken. Ich habe in der Jugend ein und das anderemahl Tobak ore vinoro geraucht, welches auch annehmlich schmeckt; doch dies ist so was schlechtes, daß ich mich ärgere, daß ich eine Vergleichung damit anstellen will. Ich legte die Pfeife weg, ich nahm sie wieder, der scharfe durchdringende Geschmack blieb einmahl wie das andre. Ich bin versichert, wenn dergleichen alle Tobaksbrüder bei ihrem Tobakrauchen empfänden, was ich damahls empfand, sie rauchten sich daran zu schanden, oder stächen und hieben sich darüber zu Tode. — — Bei der folgenden Pfeife aber, die ich ansteckte, hatte die Herrlichkeit ein Ende. Dieselbe schmeckte wie Numer 7, davon die Elle einen Dreier kommt, und dergleichen ich noch zu rauchen pflege".

„Ich hatte meine Reflexion darüber. Wenn Gott wollte, dachte ich, so könnte er leicht Materie und äußerliche Objecte finden, alle Gliedmaßen unseres Leibes, sie möchten stehen wo sie wollten, auf eine solche Weise zu bewegen, daß die größte Wollust daraus entstehen müßte. Die Wollust kommt in der Welt dem Schmerz nicht gleich, den wir Menschen in Gliedern oft fühlen. Ein Hühnerauge ist ein geringes Ding, und was kann das nicht vor Pein machen, wenn es zu toben anfängt! Was soll ich von Zahnschmerzen sagen, welche ich oft in so großem Maße gehabt, daß ich nicht davor schla-

fen, noch des Tages etwas davor verrichten können! Habe ich aber jemahls in Zähen oder in Zähnen solche Wollust empfunden, die dem Schmerze gleich gewesen, so ich in denselben ausgestanden? Sollte aber derjenige Theil des Leibes, so des Schmerzens fähig, nicht durch eine andere Bewegung eben so gut eines gleichen Grades der Wollust fähig seyn? Es scheint, daß Gott weise Ursachen gehabt, daß er die Wollüste des Leibes nicht so groß und so viel, als die Schmerzen desselben in der Welt gemacht, weil die Menschen sonst ihr Herz noch hundertmahl mehr, als jetzund geschiehet, an die Welt und an die Erquickungen, die wir mit den Thieren gemein haben, hängen dürften. — Wer weiß, was geschehen seyn würde, wenn die Menschen im Stande der Unschuld geblieben wären? Und wer weiß, was Gott einst im Himmel thun wird? Ob nicht daselbst alle Glieder des verklärten Leibes öfters dermaßen werden bewegt werden, daß die größten und süßesten Empfindungen daraus entstehen werden. Sollten die vielen sinnlichen Kräfte und Fähigkeiten, so hier der Seele wesentlich gewesen, im Himmel aufhören, und nicht vielmehr auf einen höhern Grad gesetzt werden? Sollte das Vergnügen des Leibes im Himmel einmahl nicht eben so groß seyn, als hier auf Erden der Schmerz gewesen? *) — — Nach

*) In Absicht dieser Fragen läßt sich freilich nichts mit Gewißheit bestimmen; aber so viel kann doch wohl nicht

Nach hundert mißlungenen Versuchen, ein Amt zu bekommen, wird Berend endlich 1711 zum Prediger an der Peterskirche zu Leipzig erwählt, welches Amt er bis 1728 bekleidete, in welchem Jahre er wegen seines Buchs (Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen und in das ganze Leben des Menschen, Helmst. und Leipz. 1728) seine Predigerstelle niederlegen mußte.

nicht geläugnet werden, daß in der menschlichen Maschine noch eine viel größere Anzahl von Anlagen zu sinnlichen Vergnügungen verborgen liege, als wir jetzt genießen. Das Gefühl, als der ausgebreitetste Sinn, ist noch unendlich vieler Verfeinerungen und Empfindungen fähig, die wir erst einmahl in Zukunft werden kennen lernen; vielleicht liegt in jedem Theilchen unserer Maschine eine eben so große Anlage, an demselben ein sinnliches Vergnügen, als einen sinnlichen Schmerz zu empfinden, und es läßt sich gar wohl denken, daß unser Leib einmal so verfeinert werden kann, daß die ihn umströmende Materie des Aethers einen unaufhörlichen angenehmen Kitzel an den Endfäden der Nerven hervorzubringen im Stande ist. Man weiß von den Türken, daß sie bei ihren verliebten Zusammenkünften einen hohen Grad der Wollust darein setzen, wenn sie sich einander die Fußsolen leise mit den Zähen berühren können. Freilich mag die Natur wichtige Absichten gehabt haben, warum sie uns nicht überall so empfindlich für das Vergnügen, als für den Schmerz gemacht hat. Wir würden ganz allein für das erstere Leben, ohne an eine höhere Bestimmung unsrer Natur zu edeln Handlungen und an die Ausbildung unseres Geistes zu denken.

Seine Predigten fanden bald einen erstaunlichen Beifall. Er sagt: daß oft über 40 Kutschen vor der Kirche gehalten, wenn er gepredigt habe, und daß seine Vorträge von den vornehmsten und angesehendsten Leuten häufig besucht worden wären, und woran sein neuer, zum Theil dogmatisch-moralischer Lehrvortrag mit Ursache gewesen sey. Er erhielt von Vielen sehr reichliche Geschenke, und war der geistliche Rathgeber einer Menge von vornehmen Familien, die ihn wie ihren Vater liebten. Allein dieses Glück dauerte nicht sehr lange. Die Geistlichen, neidisch auf seinen Ruhm, fingen ihn zu verfolgen an, und jeder kleine Fehler wurde, ihn anzuschwärzen, genutzt. Man zog ihn öffentlich in den Predigten durch, und suchte seine Zuhörer zu bereden, daß er Dinge vortrüge, die sich nicht auf die Kanzel schickten. Zu diesem Amtsleiden gesellten sich nun aber auch bald seine neuen Leibes- und Gemüthsunruhen. Sein Körper wurde auf einmahl wieder so schwach, daß er mit einer Art Höllenangst die Kanzel bestieg, indem er eine beständige Neigung zum Vomiren in sich fühlte, welche Neigung in ihm auch jedesmahl rege wurde, wenn er Menschen erblickte, die ihres Verstandes beraubt waren. „Das Bild eines thörigten Menschen, sagt er, oder auch eines Patienten, der im Fieber raset und seltsame Dinge redet, drückt sich so tief in mein Gehirne, daß ich es etliche Tage nicht herausbringen kann, und immer eodem modo agiren will“.

(Es

(Es ist bekannt, daß die Tollheit so wie ein Fieber nervenschwache Leute anzustecken im Stande ist.)

Die Leiden, welche der unglückliche Berend von 1715 — 1720 an Leib und Seele ausgestanden hat, sind erstaunlich, die kleinste Veranlassung war im Stande ihn Tagelang mit den schrecklichsten Bildern der Phantasie zu foltern; so wurde er einmahl aufs heftigste von einer Todesfurcht angegriffen, weil er seinen Huth hatte ins Wasser fallen lassen, welches er für eine Vorbedeutung seines nahen Endes hielt. — Doch er mag seinen unglücklichen Zustand selbst schildern.

„Der größte Sturm meiner Anfechtung kam 14 Tage vor Ostern (1717) über mich, welcher einer der größten in meinem Leben gewesen. Freitags vor Judica war ein Bußtag, und Sonntags darauf sollte ich das Capitel von dem Propheten Elia in der Vesper erklären, da er in der Höhle vor Furcht sich verkrochen. Gott bescherte mir bei dem Meditiren darauf allerhand schöne Porismata und Gedanken, so daß ich mich recht auf dieses Capitel freuete, und Gott bath, daß er doch seinen Seegen zu dessen Erklärung geben wolle. Sonntags nach Tische meditirte ich noch ein wenig auf die Predigt, bis um 2 Uhr, da der Gottesdienst angehet. Ich weiß nicht mehr, ob ich zu Hause, ehe ich ausging, vergessen noch einmahl auf den Pot de Chambre zu gehen, oder ob bei dem langen Liede: Ist Gott für mich, so trete ꝛc. sich schon so viel Wasser wiederum

gesammlet: (gewiß ist es, daß ich nicht durch unmäßiges Essen und Trinken daran Schuld gewesen, weil ich mein ordentliches Maas hatte, so oft ich predigte.) Kurz, ich hatte kaum das Capitel zu erklären angefangen, so konnte ich mich auf etwas, das ich sagen wollte, nicht bald besinnen, und indem ich mich stark anstrenge und das Gedächtniß forcire, so merke ich, daß mein Urin fort will, und dies mit einem solchen starken Nisu und Treiben, daß ich den Augenblick in die größte Furcht gesetzt wurde, und je mehr ich fürchtete, daß es geschehen möchte, je mehr wuchs die Noth. Ich konnte nicht länger auf der Kanzel stehen, sondern suchte mich durch Niedersetzen zu helfen; aber auch dieses half nicht, sondern es incommodirte mich dieser unvermuthete Zufall so unmäßig, daß ich mit dem Capitel über Hals über Kopf eilte, die wichtigsten Dinge nur flüchtig und obenhin berührte, so daß ich in drei Viertelstunden schon damit fertig war, und also den ganzen Brei verschüttete, oder das ganze Capitel mehr verderbte, als erklärte. Jedermann wollte wissen, was mir zugestoßen, ich sagte aber niemanden das geringste davon, zwang mich auch nach der Predigt, und stand unsägliche Angst bei dem Seegensprechen aus, in der gänzlichen Meinung, es würde mir vor dem Altar noch begegnen, was ich auf der Kanzel befürchtet hatte. Denn wäre ich, sobald ich von der Kanzel kam, auf die Seite gegangen, so würde jedermann haben errathen können,

Digitized by Google

nen, was mich oben auf der Kanzel und unter der Predigt geplagt hätte. Ein beherzter Prediger würde sich aus einem solchen seltsamen Zufalle nichts gemacht haben, aber bei mir armen furchtsamen Thiere, der dazumahl ohnedem in lauter Nacht und Finsterniß, ohne Trost und Empfindung der Gnade Gottes hinging, war es ein Grund zu erschrecklichen Gemüthsplagen, so darauf folgten".

„Gegen Abend überfiel mich ungewöhnliche Angst wegen des Zukünftigen, und wie es seyn würde, wenn ich wieder würde predigen müssen. Ich sann nach, und stellte mir lebendig vor, was das für eine Schande seyn würde, daferne mir auf der Kanzel dasjenige widerführe, dem ich diesesmahl noch mit Noth und Kummer entgangen. Dies stürmte in meinem Gemüthe, daß mir brühheiß im Kopfe wurde. Wollte ich mich in der Verläugnung üben, und Ehre und Gnade vor nichts halten und alles Gott anheim stellen, es möchte mir gehen, wie es wollte; so wollte das hitzige verbrandte und melancholische Geblüte nichts davon annehmen. Und in solcher furchtsamen Einbildung wurde ich noch mehr gestärkt, da ich in folgenden Tagen, so oft ich unter die Leute ging, von neuem mit der Begierde, Urin zu lassen, geplagt wurde. Ich ging zu einer Leiche, und ich war mit derselben kaum bis zum Paulino gekommen, so mußte ich Ausreiß geben, anstatt, daß ich bis vor das Thor hätte mitgehen sollen". — — —

„Doch das war nur Scherz und Spiel gegen die grausamern Anfälle des Satans *) und des Fleisches, welche gleich darauf folgten. Weil ich wegen solcher Bekümmerniß in feurige Hitze des Haupts gerieth, und keinen Schlaf in meine Augen bringen konnte, so wurde der Kopf höchst schwach, und bei dieser großen Hitze des Haupts entstund nun das anderemahl in meinem Leben im Gehirne schnell das Bild von der Selbstberaubung meines Lebens, und

*) Die Neigung der Menschen zum Wunderbaren; das ihnen unerklärlich scheinende an gewissen unmoralischen Phänomenen ihres Herzens und ihrer Leidenschaften; ein mißverstandener Werth der Tugend und Gottesfurcht, den sie durch den Kampf mit höhern bösen Wesen zu erlangen scheint; vornehmlich aber auch eine finstere Gemüthsstimmung feurig denkender Religiosen und andern phantasie-kranken Menschen — haben von jeher das Ihrige dazu beigetragen, die Lehre vom Daseyn und den Wirkungen eines bösen Geistes in Schutz zu nehmen, und trotz aller Vernunftgründe dagegen, auszubreiten. Es ist hier der Ort nicht, von der Schädlichkeit einer Lehre zu reden, die so sehr den weisen Planen der Gottheit widerspricht und bei einer genauen Beleuchtung der menschlichen Natur ihren ganzen geträumten Werth verlieren muß; aber sonderbar kommt es mir vor, daß der Verfasser anderemahle seine Gemüthsplagen den Würkungen seiner verschrobenen Einbildung zuschreibt, und diesesmahl sie Anfälle des Satans nennt. P.

und darauf die Einbildung und Furcht, das zu thun, wovor ich den größten Abscheu hatte. Die Einbildung war insonderheit gerichtet auf den zukünftigen Sonnabend, als den Sonnabend vor Palmarum, wenn ich Sonntags drauf würde predigen sollen. Diese Gedanken setzten mir heftig zu, und ließen mich die ganze Woche zu keiner Ruhe kommen. Die ersten Anfälle geschahen gleich Montags nach dem Sonntag Judica, denen ich zwar durch einen Spazirgang in freier Luft zu begegnen suchte; allein derselbe lief gar unglücklich für mich ab, so daß das Uebel dadurch mehr vergrößert, als vermindert wurde. Ich ging nach Linkel (ein Dorf bei Leipzig) früh um 9 Uhr, wo ich vor diesem mehrmahl gewesen war. In tiefen Gedanken nahm ich den Weg durch den Hof des Wirthshauses, indem ich aber aus Unachtsamkeit mich nicht nach dem Hunde im Hofe und dessen Hütte umsehe; so gehe ich, um den bösen Weg zu vermeiden, hart bei derselben vorbei, und werde unversehends vom Hunde, der aus der Hütten sprang, angefallen, daß ich nicht anders meinte, ich müßte vor Schrecken des Todes seyn. Alle Glieder im Leibe zitterten und bebten mir, und bekam noch ein neues Uebel dazu, mit welchem ich auch sonst öfters genug war geplagt worden, nehmlich Spasmos und innerliche Convulsionen, mit welchen ich den ganzen Tag und im Heimwege zu ringen hatte. Der Palmsonntag kam immer näher, auf welchem das Fest Mariä Verkündigung einfiel, just

wie

wie anno 1704, und die Furcht nahm zusehends zu. Ich hatte mit Kummer und Noth kaum eine Sciagraphie statt der Predigt verfertigen können, in welcher ich die Vernunft zur Quelle des gottlosen Lebens gemacht. Nach derselben sollte ich nun predigen, und konnte sie vor Angst nicht memorirer durchgehen. Sonnabends Abends war die Noth am höchsten, ehe ich schlafen ging. Ich wollte nach Tische das Licht putzen, ich putzte es aus Versehen aus; über eine Weile wollte ich das andere putzen, es ging mir aber eben so. Aus dergleichen Dingen, so natürliche Ursachen sie auch haben, machen melancholische Leute zur Stunde der Versuchung lauter Omina und Vorbedeutungen. Die erschrecklichsten Gedanken kamen Heerweise und schlugen und stürmten im Gemüthe. Es schien schon, als ob die Fenster vom starken Winde (des ankommenden bösen Kindes) anfingen zu beben, so daß ich nicht länger aufbleiben, sondern zu Bette gehen und Gotte auf Gnade und Ungnade mich ergeben, und wie jener denken mußte: komm ich um, so komm ich um! Esth. 4, v. 6."

„Weil diese Anfechtung der ersten anno 1704 ganz ähnlich war, so war noch der Charfreitag vor der Thüre, vor welchem Tage mir noch bänger war, als vor dem Palmsonntage. Ich that Montags nach Palmarum einen neuen Spazirgang nach Wahren (einem Dorfe bei Leipzig auf dem Wege nach Halle.) um zu sehen, ob derselbige glücklicher seyn würde, als der vor acht Tagen, und um der neuen

neuen Angſt zu ſteuren, welche ſich die vorige Nacht, da ich vom Schlafe erwacht, bei mir wieder eingefunden. Allein der Spazirgang war nicht viel anders, nur daß die Angſt nicht ſo groß, wie zu Hauſe war. Auf dem Wege nach Wahren war mein Leib und Haupt ſo ſchwach, daß mich ein Becker, der mit Getreide in die Mühle fuhr, aufladen und mitnehmen mußte. Der Fuhrmann war weit genug von dem Fluſſe entfernt, und doch durfte ich den Fluß nicht mit meinen Augen anſehen, denn das Bild von Erſäufen war ſo lebendig in mir, und ſo groß, daß mir von wegen der lebendigen Vorſtellung, die wider meinen Willen und mit Gewalt in mir entſtand, im Leibe übel wurde, dahero ich meiſtens den Kopf zur rechten Seite halten und ins freie Feld hinausſehen mußte; ob ich gleich wenig Luſt zum Waſſer hatte, und daſſelbe ſo ſehr als eine Katze ſcheuete. — — — Am grünen Donnerſtage hatte ich anno 1704 durch eine Predigt einigen Troſt und Stärkung ins Herz bekommen, und der gegenwärtige grüne Donnerſtag war auch ſchier ſo beſchaffen. Als ich nach der Kirche nach Hauſe kam, von Angſt und Furcht ganz ausgemergelt, warf ich mich auf die Knie und dachte: ich will nicht eher aufſtehen, bis mich Gott erhört. Ich redete mit Gott und ſchüttete mein ganzes Herz aus. — — Vertrauen und Hoffnung wuchs zugleich im Gebet, und die Furcht wich großentheils aus dem Herzen. Ich ſtand aber doch zu bald vom Beten auf, denn

ich

ich hätte noch länger sollen anhalten und inbrünstiger werden. Nach der Zeit, weil ich doch noch zwei Jahr mit dergleichen und andern großen Leibes- und Gemüthsplagen zu ringen hatte, habe ich vielfältig bei mir gesprochen: wenn du doch an diesem grünen Donnerstage länger im Gebet hättest angehalten, du würdest den Teufel, deine Furcht und alle deine sowohl damalige als gegenwärtige Uebel aus deiner Seele hinweggebetet haben!"

Der Charfreitag, wovor sich der arme Berend so erschrecklich furchte, weil er die nehmliche Seelenangst an dem nehmlichen Tage und vor mehrern Jahren erwartete, ging glücklicher vorüber, als er geglaubt hatte; aber seine hypochondrischen Zufälle ließen deswegen noch nicht nach. Er brauchte allerlei leibliche und geistliche Mittel sich zu helfen, und sang unter andern oft das Lied: Herr Jesu Christ, ich schrei zu dir aus hochbetrübter Seelen! wodurch seine Angst natürlicherweise noch mehr befördert werden mußte. Es folgt noch ein langes Register seiner melancholischen Grillen, die ich nicht alle nennen kann, und wovon ich nur zum Beschluß noch einige ausheben will, die zunächst durch seine Suspension vom Amte veranlaßt wurden.

„Ich schrieb, fährt der Verfasser fort, anno 1728 einen Tractat: Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen und in das Leben der Menschen, nicht als ob ich unser Religionssystem vor so arg und böse angesehen, als ob man bei demselben nicht

nicht könne selig werden, und als ob es dem Worte Gottes zuwider wäre; sondern weil es so schwer zu verstehen vor gemeine Leute, und wegen des vielfältigen Mißverstandes auch die edelsten Wahrheiten desselben bei viel tausend Menschen zum Mißbrauche und zur fleischlichen Sicherheit ausschlagen; so hielt ich davor, ich wäre nach meiner Einsicht verbunden, ein solches System zu erwählen und bekannt zu machen, bei welchem die Uebung der Gottseligkeit nach meinem Erachten nicht so viel Gefahr liefe, — — ja ich war so sehr eingenommen mit der Einbildung, daß ich Gewissens halber solches zu thun verbunden wäre, daß ich auch die erschrecklichen Plagen, so ich in vorhergehenden Jahren, insonderheit anno 1717 ausgestanden, meinem Stillsitzen und Stillschweigen zuschrieb, und daß ich aus Menschenfurcht bisher solche nöthige Wahrheiten und Einrichtung unserer christlichen Lehrpuncte unterdrückt hätte."

Die Herausgabe dieses Buchs war die Ursache von den schrecklichen Ausbrüchen seiner Hypochondrie, worüber er sich selbst stark genug in folgenden Worten ausdrückt: „Und wenn ich alle wunderbare Erhaltungen zusammennehme, so ehemahls in der Welt geschehen, so kann ich solche kaum mit den vergleichen, daß ich bei solchen Troublen, so mir zugezogen, und worin vielleicht ein starkes Gemüthe nur seine Lust suchen würde, bei aller meiner vielen Furcht, Sorge, Angst, schlaflosen Nächten, Rathen und Widerrathen, Drohungen und Aufrichtungen

der

der Beute, und unsäglichen Kampf und Streit im Gemüthe, der vom 13ten Jul. an bis beinahe ans Ende des Jahrs gewährt, nicht meines Verstandes beraubt worden." — —

„Zwar hat es mir in meinem Leben bei aller der Furcht, die ich mir hie und da beigelegt und zugeschrieben, nicht an Herz und Muth gefehlt, so oft und so lange ich nur mit der Krankheit des Witzes und der Melancholie verschont geblieben. So lange mich nur diese Uebel nicht plagten; so erschrack ich vor keinem Menschen und vor keinem Feinde, ja ich konnte sogar wider denselben allen meinen nöthigen Zorn und Eifer auslassen, ohne mein Gemüth sonderlich in Unruh zu setzen. Ich will nicht sagen, daß ich auch viele und große Sorge über mich nehmen und weit aussehende Projecte machen konnte, ohne daß mir solches eine Pein oder Mühe verursacht hätte. Ich war auch den Winter durch frisch, gesund, stark, muthig und beherzt gewesen, und erschrack keinesweges vor allen den Verdrüßlichkeiten, die ich mir von meinem Buche vorherprophezeite. Allein, da es nach Ostern kam und die Frühlingshitze anging, so merkte ich, daß ich schon wiederum weder des Morgens noch gegen Abend in Büchern lesen konnte, welche eine große Aufmerksamkeit auf die Sache erfoderten. Die Lebensgeister liefen so schnelle, daß ich das Buch in kurzem mußte wieder hinlegen. Um ein Leichtes flohe ich in meiner Einbildung und in Gedanken zum Fenster hinunter bei aller

aller Ruhe, bei aller Gemüthsstille, so daß ich mich vom Fenster hinwegsetzen und weiter davon im Lesen entfernen mußte". —

Im Sommer 1728 wird der Verfasser seines Buchs wegen vorgeladen, — und von da fangen sich seine neuen Leiden an. „Ich sahe auf einmahl wieder erbärmlich aus, fährt er fort; ich verlor allen Appetit zum Essen, ich wagte es nicht mehr aus meinem Fenster im zweiten Stocke herauszusehen, und ich ließ den Vorsteher durch meinen Küster ersuchen, er möchte mich doch ins Waisenhaus oder sonst in Sicherheit und Verwahrung bringen, denn es vergingen mir alle Gedanken, und müßte befürchten, wann ich meines Verstandes sollte beraubt werden, das zu thun, wovor ich in meinem Leben jederzeit den größten Abscheu gehabt (nehmlich sich umzubringen). Ich legte Schlösser vor meine Fenster, damit ich nicht etwa die Nacht herausspringen möchte. Es quälte mein Gemüth, daß ich durch Mißtrauen von Gott abgefallen. — Es schmiß, warf und polterte in meiner Kammer, oder zum wenigsten in meiner Imagination, daß mir Angst und bange wurde. Endlich faßte ich einen andern Entschluß, und dachte: ehe ich soll in solcher unbeschreiblichen Seelenangst auf meinem Lager liegen, so will ich lieber alles aufmachen, Schlösser und alles wegthun, es gehe, wie Gott wolle".

„Ich wurde von meinem Amte suspendirt, und hundertterlei fürchterliche Nachrichten wurden mir

in den Kopf geſetzt. Man gab mir den Rath, daß ich mich aus dem Lande machte, — es würde übel um meinen Kopf ſtehen, man würde aus meiner Sache einen Criminalproceß machen, mich in Verhaft nehmen u. ſ. w. Ich fing alſo an zu ſorgen und zu überlegen: was thuſt du, bleibſt du, oder entweicheſt du? Was dieſer Pro- und Contraſtreit mich ausgemergelt und matt gemacht, kann ich nicht beſchreiben, und muß mich bis dieſe Stunde noch wundern, daß ich beim Leben und bei Verſtande geblieben. Und da ich endlich ſchlüſſig wurde fortzugehen, — wohin wenden, welchen Ort erleſen, und was vor Mittel und Wege ſollte ich dazu ergreifen? Wie ſollte ich meine Sachen fortbringen? Sollte ich alles ſtehen und liegen laſſen? Wie ſollte ich alles ſo veranſtalten, daß man es mir weder in meinem Hauſe anmerkte, noch auch diejenigen erführen, von denen ich in dem thörigten Wahn ſtand, daß ſie einen flüchtigen Jeſuiten arretiren und ihm nachſetzen würden, wenn er ohne ihr Vorbewußt davonginge. Das machte mir oft das Haupt ſo wüſte, daß ich kaum manchmahl noch fühlte, daß ich noch einen Kopf hätte, oder als wenn Heu und Häckerling im Kopfe wäre. Ich ſchob es immer von einer Zeit zur andern auf, und da es endlich mein ganzer Ernſt war, ſo wurde ich zwei- bis dreimahl daran gehindert. — —

Die Zeit der Verhörung rückte mit der Michaeliswoche heran, und da hätte ich mich freilich

auf

auf dieſelbe präpariren ſollen; allein ich präparirte mich vielmehr auf meinen bevorſtehenden Tod, weil ich wegen erſchöpfter Kräfte des Leibes und Gemüths in der gänzlichen Meinung ſtand, daß mich Gott diesmahl aus der Welt abhohlen werde; obgleich die Einbildung, von der Obrigkeit hingerichtet zu werden, bei mir vergangen war. Allein ſie wurde bald darauf wieder in mir rege, da der Präſident des Conſiſtorii in mein Suſpenſionsprotocoll die Worte mit einfließen laſſen, daß ich Zeit genug habe mich auf meinen Tod, der gewiß nicht mehr ferne ſeyn könne, zu präpariren. — —

Um dieſelbe Zeit, da ich mich alſo auf den Tod bereitete, geſchahe eben das, was ich oben gemeldet, daß ich mich auf die Gedanken bringen ließ, als wenn ich durch die Hand des Scharfrichters würde ſterben müſſen. Es war ohnedem vorher ſchon durch Einbildung des Todes wegen großer Leibesſchwachheit mein Gewiſſen wegen aller Sünden, ſo ich jemahls begangen, wie bei Leuten, ſo da meinen, daß ſie ſterben werden, oft zu geſchehen pflegt, dermaßen aufgewacht, ſo daß alle meine geringſten Fehler und andere Miſſethaten in der höchſten Größe mir vorkamen, und es nicht anders war, als ob ich erſt jetzt von neuem Buße thäte. Ein recht merkwürdiger Umſtand, den ich hier nicht kann vergeſſen mit anzuführen, war dieſer: Hatte ich auf etliche Tage wegen Betrübniß meiner Sünden kaum ſchlafen können; ſo fing ich endlich an, Gottes

Gerichte vor höchst gerecht, und auch den Tod durch die Hand der Obrigkeit vor höchst billig zu erkennen: Ich unterwarf mich dermaßen Gottes Willen, und war so bereit und willig, solchen zu leiden, daß ich die eine Nacht vor Freuden davor nicht schlafen konnte. Ich hatte mir auch schon die Lieder in Gedanken bestimmt, die man mir beim Hinausführen singen sollte; v. g. Herzlich lieb hab ich dich o Herr! ꝛc. Mit Fried und Freud ich fahr dahin ꝛc. Herr, nur laß in Frieden ꝛc. Insonderheit war ich bekümmert, ob sie mir auch zu Gefallen eine Aenderung treffen und das Lied: Nun bitten wir den heil'gen Geist ꝛc., welches man sonst nach der Execution singet, vor der Execution zu meinem Troste und Erquickung würden singen lassen.

Wie ich schon eines guten Theils meines Verstandes also mochte beraubt seyn; so kam dieses noch dazu, daß ich einen Traum, der mir oftmahls geträumet, beinahe mit der That, die ich doch nur im Traume begangen, confundirt hätte. Ich war zweimahl in meinem Leben in Jena anno 1708 und 1711 gewesen, und habe mit keinem Menschen ein böses Wort geredet, vielweniger mich mit demselben in Zank oder Duell eingelassen, und doch hat mich nach der Zeit um ein leichtes geträumet, als ob ich da einen Purschen im Duell erstochen, und als ob man mich aufsuche, so daß ich im Traume immer in Angst gewesen, entdeckt und erhascht zu werden.

Wenn

Wenn einem ein Traum vielmahl *) träumt, obschon zuweilen unterschiedenen Zeiten; so kanns geschehen, daß man auf die letzte, insonderheit, wenn man in andere Noth und Angst geräth, sich kaum mehr zu besinnen weiß, ob es wahrhaftig geschehen, oder ob es nur ein Traum gewesen". — —

Ich übergehe die übrigen Begebenheiten seines lebens. Er resignirte von seinem Amte, da er überall neue Hindernisse zu seiner Wiedereinsetzung fand, und brachte die übrige Zeit seines Lebens mit Bücherschreiben zu.

Der vornehmste Grund aller jener Erscheinungen, welche Bernd an sich beobachtet und beschrieben hat, lag ohnstreitig in einer Schwäche seiner Nerven, worüber er oft geklagt, und diese Schwäche kam ohnstreitig von den jugendlichen Ausschweifungen her, die er frühzeitig begangen, und die er nicht mit Namen nennen wollte. Die Folgen dieser Ausschweifungen zeigen sich oft schon sehr früh, oft auch später in bangen Empfindungen des Unterleibes, die hernach in eine hartnäckige Hypochondrie, wie bei unserm Berend, ausarten. Die Einbildung geräth

*) Diese Erfahrung ist sehr richtig, und Einige haben daher Veranlassung genommen, zu glauben, — daß wir vielleicht immer träumten, und daß wir unsere Träume für Wahrheiten hielten, weil wir sie vom Wachen nicht unterscheiden könnten.

Digitized by Google

räth dadurch sehr leicht in eine Unordnung, und stellt dem Hypochondristen alles in einem schwarzen Lichte vor, weil er einen beständigen dumpfen Schmerz in sich fühlt, den er zwar betäuben, aber nicht ganz unterdrücken kann. Der Hypochondrist thut daher beinahe nichts, wobei er nicht etwas übels besorgen sollte, und seine Vermuthungen drängen sich ihm so stark auf, daß er oft das blos vermuthete Uebel für ein schon würkliches hält, und als ein schon würkliches empfindet. Eine Miene, eine halbgehörte Nachricht, ein leise gesprochenes Wort kann ihn schon in die größten Unruhen versetzen, und er wird sich aus Furchtsamkeit geneigt fühlen, Dinge für unglückliche Vorbedeutungen zu halten, die ganz natürlich zugehen, und deren natürlichen Zusammenhang er selbst weiß. In der That scheint mir fast ein jeder Hypochondrist an der Gränze der Verrücktheit zu stehen, und man hat Erfahrungen genug, daß der gänzliche Ueberschritt zur würklichen Verirrung des Verstandes sehr leicht geschehe.

Bei aller Furchtsamkeit und Angst bemerkt man doch auch oft an Hypochondristen eine unerwartete Kühnheit und Entschlossenheit der Seele, die man ihnen nicht zutrauen sollte. Nach langen traurigen Empfindungen hebt sich alsdann ihr Herz gleichsam durch einen eigenen elastischen Instinct empor und schüttelt das Joch einige Zeit von sich, wovon es vorher gedrückt wurde. Es ist aber nicht immer

die

die Kraft der Vernunft und des Nachdenkens, welche ihm hier beisteht, denn gemeiniglich curiren die stärksten Vernunftgründe den Hypochondristen am allerwenigsten; sondern er fühlt auf einmahl, ohne sein Zuthun, oft einen Trieb sich zu freuen, die seinen Schmerz und seine Bangigkeit betäubt und auf einige Zeit seine ganze Seele umstimmt, davon in Bernds Lebensbeschreibung auch Beispiele vorkommen.

Die menschliche Seele ist nehmlich keines beständigen Gefühls der Würdigkeit fähig, sie verändert gern ihre Gemüthslage, wenn sie lange genug von einerlei Ideenherrschaft abgehängt hatte, und setzt sich gleichsam wieder in Freiheit. Dies sind die Augenblicke des Aufjauchzens und des frohen Herzklopfens, welches die Hypochondristen nicht selten in ihren schwachen Stunden empfinden, und die jene frommen Religiösen, die meist Hypochondristen sind, ausserordentliche Würkungen der göttlichen Gnade, freilich mit großem Unrecht, genennt haben, weil sie sich ganz deutlich aus der Natur unserer Seele und Imagination erklären lassen. Ich empfehle meinen hypochondrischen und unhypochondrischen Lesern, welche über die Milzkrankheit etwas Vortreffliches lesen wollen, die Betrachtungen des Herrn D. Platners in Leipzig, welche er seiner Uebersetzung des Versuchs über die Verrichtungen und Krankheiten des menschlichen Verstandes (von J. F. Dú four) über die Hypochondrie beygefügt hat.

P.

2.

Noch ein Beitrag zu dem Leben eines reichen jungen Mannes, welcher das Stehlen und Geldborgen nicht lassen konnte.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Der Hang dieses Menschen zum Stehlen und Geldleihen war auf keine Weise einzuschränken, ob man gleich alle Mittel dagegen versucht hat. Er hielt eine Menge Stockschläge aus, wenn man ihn damit wegen seines Bettelns bestrafte, und in dem nehmlichen Augenblick sprach er wieder einen Vorübergehenden um Geld an, oder bestahl seine Nachbarn. Man versuchte endlich das strengste Mittel für ihn, — und er mußte für jedes Vergehen der Art eine Geldsumme erlegen. Er that dies jedesmahl mit einem unaussprechlichen Kampfe, und gestand oft, daß kein Mensch eine Idee von der schmerzhaften Empfindung haben könne, die er alsdenn in sich wahrnehme, wann er, anstatt etwas zu erhalten, seinen heftigen Wunsch noch oben drein mit seinem eigenen Gelde bezahlen müßte, — und doch war auch dieses für ihn äußerst gewaltsame Mittel nicht stark genug, seine Geldbegierde zu mäßigen. Er wurde von dieser Begierde so sehr verfolgt, daß er oft Meilen-weit ging, um in fremden Oertern

Geld

Geld und Brod einzubetteln. Peina (eine Stadt im Hildesheimschen) war für ihm vornehmlich ein wichtiger Ort, weil er von den vielen hier wohnenten Catholiken viele Gaben als ein herumstreichender Bettler erhielt. Um sich das Ansehn eines Bettlers zu geben, wandte er gemeiniglich seinen Rock um, so daß das Unterfutter zu oben lag, und schlug die Krempen seines Huths herunter. Er wußte die Fremden trefflich durch sein Wehklagen zu hintergehen, nannte sich gemeiniglich einen armen Kranken, der sich nichts verdienen könne, keinen Anverwandten habe, und von den Juristen um das Seinige gebracht worden sey. Sein blasses hageres Gesicht kam ihm hierbei vortrefflich zu statten, und seine weinerliche Sprache flößte schon Mitleiden ein. Oft lief er Tage lang in den Häusern der Stadt umher, und bath sich von dem Gesinde die übrig gebliebenen Knochen der Mahlzeit oder eine Tasse Caffe aus, nahm jede Brodrinde mit vielem Dank an; warf aber auch das Erbettelte manchmahl wieder weg, wenn er nur seine Begierde, etwas zu erbetteln, gestillt hatte.

Mit Anfange des jetztlaufenden Jahrs wurde der arme Mensch merklich kränker, als er bisher gewesen war. Sein Körper war nach und nach ganz zusammengeschrumpft, es hatte ihm schon seit einiger Zeit Mühe gemacht, zu Fuße zu gehen, und er merkte bald selbst, daß er nicht mehr lange würde leben können. Er sprach ganz ruhig von seinem be-

vorstehenden Tode, und gab noch eine besondere Probe von Gewissenhaftigkeit und Gedächtnißstärke von sich, die man bei seinem zerrütteten Nervensystem kaum vermuthen konnte. Es fiel ihm nehmlich in seiner Krankheit ein, daß er noch vielen Menschen etwas schuldig sey, was er ihnen vor mehrern Jahren abgeborgt habe. Er nannte gegen 50 verschiedene Personen nach ihren Ständen und Namen, von welchen er vor vielen Jahren Kleinigkeiten an Geld, zu 1 — 16 Gr., auch wohl nur wenige Pfennige und andere Sachen geliehen hatte, und befahl, daß diesen Leuten alles bei Heller und Pfennigen wiedererstattet werden möchte, weil er sonst nicht ruhig sterben könne. Einen großen Theil seines Vermögens vermachte er an die Armen, und erwartete nun seinen Tod.

Eines Tages lag er beinahe ganz sprachlos und entkräftet auf seinem Krankenlager, als ein Bekannter in die Stube trat und sich nach seinem Befinden erkundigte. Auf einmahl schien wieder einiges Leben in den ausgemergelten Körper des Kranken zu kommen, und man bemerkte, daß er einigemahl seine kraftlose Hand auszustrecken suchte, die aber vor Mattigkeit sogleich wieder aufs Bette zurücksank. Man verstand es gleich, was der Kranke von dem Angekommenen verlange, er wollte nehmlich noch zuletzt etwas Geld haben, man fragte ihn daher: ob er sein Verlangen nicht mit Worten ausdrücken könne? Nun strengte der arme Mensch noch

ein-

einmahl alle seine Kräfte an, öffnete mühsam seinen Mund, und langsam lallte er noch die Worte: leihen Sie mir einen Groschen!

So unwiderstehlich war sein Hang zum Gelde, daß er auch selbst durch die Macht der Krankheit und durch die Annäherung des Todes nicht unterdrückt werden konnte. Endlich starb er würklich im Januar an der Krankheit der Rückgradsdürre, die unheilbar gewesen war.

Ich will nun noch einige Umstände in meiner Erzählung über diesen sonderbaren Menschen nachholen, wovon ich, als ich den ersten Aufsatz im vorhergehenden Stücke mittheilte, noch keine Nachricht hatte, und die es noch mehr aufschließen, wie jener unwiderstehliche Hang zum Stehlen und Geldleihen und überhaupt zum Betrügen in ihm nach und nach entstanden seyn mag.

Er hatte anfangs studiren sollen, und wahrscheinlich wäre ein vortrefflicher Kopf aus ihm geworden, wenn seine Eltern ihn nicht auf einmahl für einen andern Stand bestimmt hätten, und sein Körper nicht durch heimliche Ausschweifungen, die er im höchsten Uebermaße und fast täglich bei aller dagegen gebrauchten Vorsicht ausübte, zu sehr geschwächt worden wäre. Er wurde also zum Kaufmann bestimmt, und er fand bald an diesem Stande Behagen. Nicht lange vor seinem Tode gestand er noch, daß er eigentlich in diesem Stande sich das Betrügen angewöhnt habe, woraus hernach seine

Begierde,

Begierde, Geld einzusammeln und zu stehlen, entstanden sey. Er erzählte noch mit einer Art innigen Wohlgefallens eine Menge von Kunstgriffen, welche die Materialienhändler gebrauchten, um ihre Waaren theils zu empfehlen, theils auch weniger zu geben, als sie fürs Geld geben müßten. Er hatte frühzeitig ein Vergnügen daran gefunden, wie jene allerlei Sachen unter das Gewürz, unter Rosinen und Mandeln zu mischen pflegen, um ihnen desto größeres Gewicht auf der Wage zu geben; eben so hatte er auch bald das Anfeuchten gewisser Waaren, um sie desto schwerer zu machen, gelernt, und war in dem schnellen Abwiegen derselben, um den Käufer zu hintergehen, ein rechter Meister geworden. Dazu war nun noch der Wunsch gekommen, immer recht viel Geld in dem Kaufmannstisch einstecken zu können, und mit diesem Wunsche war nach und nach ein Anderer in ihm groß geworden, für sich selbst etwas einsammeln zu können. Weil er als Ladenjunge mehr kleine als große Münze einzustreichen bekam: so war seine Phantasie auch vornehmlich an jener hängen geblieben, und er foderte selten jemanden mehr als einen Gropschen ab, handelte bei seinem Borgen auch wohl bis auf einzelne Pfennige herunter. Dieses Abdingen und Handeln hatte er wiederum in dem Kaufmannsladen gelernt, — und so war eigentlich dieser, wobei aber die im vorhergehenden Stück erzählten Umstände mit dazugenommen werden müssen, — die Schuld seines Geizes

gewor-

geworden, den er hernach nie wieder ablegen konnte. Von den Talenten seines Kopfs habe ich schon oben gesprochen. Er hatte eine leichte Gabe, wenn er wollte, witzig zu seyn, und besaß eine nicht gemeine Galanterie gegen das andere Geschlecht, dem er oft sehr feine Schmeicheleien zu sagen wußte. Er las sehr fleißig in englischen und französischen Büchern, und hatte die erstere Sprache in einer Zeit von vier Wochen durch Hülfe eines Lexicons allein gelernt. Die Bücher, die er las, suchte er übrigens zusammenzuborgen, wo er sie finden und bekommen konnte.

Als ich das letztemahl mit ihm sprach, sagte er mir mit einer lächelnden Miene, daß seine Geschichte beinahe vor einiger Zeit in die Seelenkunde gekommen wäre, wohin sie sein Pflegvater, nebst seiner Silhouette habe einschicken wollen, welches letztere er sich aber verbeten habe. Uebrigens aber schien es ihm doch ein Vergnügen zu machen, wenn ich ihm sagte: daß er wohl noch einmahl ohne Silhouette ein Plätzchen in diesem Magazin finden könne.

Mir ist noch ein anderes ähnliches Beispiel von einem Hange zum Stehlen bekannt, den man beinahe für angeboren halten könnte. Eine Frau zu D — hatte ihrem Mann schon oft heimlich etwas Geld weggenommen. Sie versucht diese Dieberei eines Tages bei der Abwesenheit des Mannes wieder, und ist eben beschäftigt einen Griff in die Casse

desselben zu thun, als er unversehends dazu kommt. Die Frau, welche schwanger war, sank vor Schrecken zur Erde, und gebahr nicht lange darauf einen Sohn, welcher von früheſter Kindheit an im Stehlen sein gröſstes Vergnügen fand. Er konnte sichs durchaus nicht abgewöhnen, und gestand oft, daſs er es fortsetzen würde, wenn man auch hundert Galgen für ihn aufrichten sollte. Einen versteckten Hang zum Stehlen kann man bei erstaunlich viel Menschen annehmen, der sogleich ausbrechen würde, so bald die Societät ihm keine Gränzen mehr setzen würde. Im Stande der Natur ist dieser Hang bei allen wilden Nationen offenbar, und die Kinder der Zigeuner sowohl als ihrer Eltern sind merkwürdige Beispiele davon. Als unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. im Brandenburgischen die Kinder der Zigeuner, um diese auszurotten, ihren Eltern weggenommen und in die Schulen gesteckt wurden, geschah es sehr oft, daſs sie ihren Lehrern und Vorgesetzten Hühner und Gänse todtschlugen, und dann ihre Beute, welche sie nicht verstecken konnten, mit dem Geständniſs selbst vorzeigten: daſs sie das Hühner- und Gänse stehlen ohnmöglich lassen könnten. Sehr begreiflich ists, daſs dieser Hang durch die täglichen Beispiele von Diebereien von Kindheit an bei ihnen sehr vermehrt werden muſste.

3.

Gewalt der Liebe.

Folgende tragiſche Geſchichte giebt uns ein neues Beiſpiel, wie äuſſerſt ſchädlich und gefährlich eine verſtohlene Liebe für junge Leute werden kann; aber auch ein Beiſpiel, wie behutſam Eltern verfahren müſſen, um ihre Kinder nicht zu Verheirathungen zu zwingen, wogegen dieſer ihr Herz ſpricht.

N — ein alter rechtſchaffener Landgeiſtlicher in W —, einem ſächſiſchen Dörfchen, ohnweit M —, hatte viele Jahre hindurch mit ſeiner Gattinn und einzigen Tochter die ſtillen Freuden des höchſten häuslichen Glücks genoſſen, eines Glücks, welches immer häufiger in den ruhigen Hütten des Landmannes, als in den Häuſern der verwöhnten Städter zu wohnen pflegt. Sich ſelbſt genug, und mit den rauſchenden Vergnügungen der großen Welt unbekannt, vertrieben ſich Eltern und Tochter die Tage ihres Lebens auf die angenehmſte Art. Die letztere beſorgte mit ihrer Mutter gemeinſchaftlich die Haushaltung, und beide waren gleich eifrig und zärtlich bemüht, dem guten Hausvater die etwas ſchweren Laſten ſeines Amts durch jede Art der zuvorkommenden Theilnehmung und Liebe zu erleichtern. Lorchen, ſo hieß die Tochter, war im eigentlichen Verſtande das Kind ſeines Herzens, er war unru-

unruhig, wenn er sie in einigen Stunden nicht gesehen hatte, und sie war daher gemeiniglich seine getreue Begleiterin, wenn er auf sein Filial oder auf seine Aecker ging.

Lorchen war schon achtzehn Jahr alt, aber noch nie hatte sie etwas von den Unruhen einer Leidenschaft gelitten, welche in der großen Welt so frühzeitig aufzukeimen pflegt, — von der Liebe, und ihre Grundsätze waren viel zu edel, als daß ihre Eltern je die Verwirrungen ihres Herzens hätten fürchten dürfen, wodurch sie und ihr Kind auf immer unglücklich wurden. Man höre den Verlauf folgender Geschichte, die, so sehr sie auch einem Roman gleicht, doch eine wahrhafte Geschichte ist und bleibt. —

Es ist gewöhnlich, daß in Friedenszeiten in die sächsischen Dörfer eine gewiße Anzahl Reiter verlegt wird, welche von den Bauern für sich und ihre Pferde Unterhalt bekommen müssen. Oft sind es junge rasche Leute, die sich bei ihrem Müßiggange bis zum Uebermuthe pflegen, und vermöge ihres Kriegesrocks und ihres militärischen Standes einen Eintritt in alle Bauerhöfe, und auch bei dem Prediger und Schulmeister haben. Ein solcher junger, rascher und zugleich schöner Mann wurde nach W — verlegt, und es dauerte nicht lange, als er mit dem alten Prediger M — Bekanntschaft machte. Der junge Reiter hatte mehr Bildung des Verstandes, als Leute seiner Art gemeiniglich zu haben pflegen,

gen, er gefiel dem Prediger täglich mehr, sie kamen öfter zusammen und unterhielten sich oft bis in die Nacht hinein von Kriegsgeschichten, davon jeder eine ziemliche Menge erzählen konnte.

Lorchen fand an der Gesellschaft des jungen Kriegers gleichfalls Behagen. Sie freute sich, wenn er kam, und war mißvergnügt, wenn er ging. Sie liebte ihn schon gewissermaßen, ehe sie es noch selbst recht wußte; oft wurde sie roth, wenn er ihr freundlich die Hand both, und er ging nie weg, ohne daß sie ihn, bald wieder zu kommen, eingeladen hätte. Die Liebe thut Riesenschritte, wenn sie nur erst einen gewagt hat, und fängt denn vollends pfeilschnell zu laufen an, wenn sie in dem geliebten Gegenstande gleiche Empfindungen gewahr wird. Der junge Reiter konnte dem holden Mädchen nicht widerstehen, sein Herz war ohnedem zur Liebe geschaffen, und in kurzer Zeit hatten sich ihre Herzen laut für einander erklärt, ohne daß die Eltern ein Wort davon erfuhren. Lorchen besorgte, daß ihre Eltern nicht mit ihrer Neigung zufrieden seyn würden, sie hatte nicht den Muth das Innere ihres Herzens zu zeigen, und sie beging dadurch das erstemahl einen fast unverzeihlichen Fehler des Mißtrauens gegen diejenigen, an welchen bisher ihr ganzes Herz gehangen hatte.

Da die Liebe der beiden jungen Leute unschuldig war, so verbanden sie sich unter einander zu einem Eheversprechen, welches von der ganzen Stärke ihrer zärtlichen Empfindungen zeigte, und mehr als

liebe, — den höchsten Grad der Schwärmerei zum Grunde hatte. Sie versprachen sich nehmlich zu heirathen, sobald er vom Reiter zum Wachtmeister avancirt wäre; damit aber dies Versprechen desto fester und unumstößlicher seyn möchte, wurde der fürchterliche Vertrag zwischen Beiden gemacht: daß der den andern ermorden sollte, welcher zuerst seinen Eid der Treue brechen würde.

So standen die Sachen, als wider Vermuthen der Verliebten ein Advocat aus M — bei dem alten Pfarrer N — um die Hand seiner Tochter anhielt, und sie zu sehen wünschte. Da der Pfarrer N — das gute Auskommen des Advocaten, und ihn überdies noch als einen rechtschaffenen Mann kannte; so trug er weiter gar kein Bedenken, jenem einen Besuch in seinem Hause zu verwilligen, und seiner Tochter selbst den Antrag zu thun, daß sie mit dem und dem Manne ihr Glück machen könne. Lorchen war wie vom Donner gerührt. Ein Thränenguß erfolgte auf ihr starres Erstaunen, — sie fiel ihrem Vater in die Arme, und bath ihn um Gottes willen, sie mit einer Heirath zu verschonen, wogegen ihr Herz spräche. Der Freier kam, und Lorchen gerieth nun vollends in Verzweiflung, als sie ihn sahe. Sie weinte, ihres Eidschwures eingedenkt und von der Liebe gegen ihren heimlichen Bräutigam gefoltert, Tag und Nacht, und bestürmte die guten Eltern mit den fürchterlichsten Klagen, denen sie ihr Geheimniß nicht zu entdecken wagte.

Diese

Diese meinten, daß sie dem Eigensinne ihres Kindes einige Zeit lassen müßten, glaubten, es würde sich schon alles geben, und gaben von ihrer Seite dem Advocaten das förmliche Jawort, völlig entschlossen, es zu halten, und alle Beweggründe zu gebrauchen, ihre Tochter für ihn zu gewinnen. Die Beweggründe wurden auch angewandt; allein das Mädchen blieb bei ihrem Vorsatz, — und nun hätte man billig nicht weiter in sie dringen sollen, weil Eltern kein despotisches Recht über die Herzen ihrer Kinder haben können, was auch dafür gesagt werden kann.

Allein des ewigen Widersetzens müde, entschlossen sie sich endlich Gewalt zu brauchen, und das arme Mädchen zu zwingen. Die Art, wie es geschehen, weiß ich nicht; aber sie muß von der Art gewesen seyn, daß endlich das Mädchen vor Verzweiflung nicht mehr wußte, was sie machen sollte, und in der Verwirrung ihrer Empfindungen dem Advocaten gleichfalls das Jawort gab. Es wurde Verlobung gehalten, der junge Reiter erfuhr die erschreckliche Nachricht — und ließ sich von Stund an nicht mehr in dem Pfarrhause sehen. Sein Entschluß war vermöge seines Eides gefaßt, — er konnte ohne sein Mädchen nicht leben, sie war ihm, wie er glaubte, ungetreu geworden, und — seine Pistolen wurden geladen an sein Bette gehängt, um bei erster Gelegenheit seinen mörderischen Vorsatz auszuführen.

Einige Wochen vor der zu haltenden Hochzeit hatte man dem jungen Brautpaar zu Ehren auf dem Amthause zu W— einen Ball gegeben. Der junge Reiter hatte sich des Abends heimlich unter die Zuschauer gemischt, hatte seine Geliebte tanzen gesehen, und dieser Anblick hatte die ganze Wuth seiner rachsüchtigen Liebe rege gemacht. Er rennte gleich einem tollen Menschen davon, nahm die geladenen Pistolen von seinem Bette, und erwartete an der Kirchhofsmauer das junge Brautpaar, welches den Weg dort vorbeipassiren mußte. Endlich kam auch die Unglückliche mit ihrem Bräutigam an der Hand an. Der Reiter trat hervor (es war dunkle Nacht) und bath seine Geliebte, daß er nur einen Augenblick mit ihr allein gehen dürfte. Sie wand sich von dem Arme ihres Bräutigams loß, indem sie ihm zu verstehen gab, daß sie gleich wieder bei ihm seyn würde; — aber sie kam nicht wieder, man hörte in dem Augenblick einen Schuß, und todt lag das unglückliche Mädchen zu den Füßen ihres Mörders, als der Bräutigam herzu lief. Nun bist du wieder mein! rief der Mörder aus, ich werde dich bald, bald wieder sehen, und mit den Worten verschwand er durch die Dunkelheit der Nacht begünstigt, aber nicht um zu entfliehen, — nein! er eilte von der ermordeten Geliebten gerades Wegs nach dem nächsten Gerichtsorte, gab sich selbst als Mörder des Mädchens an, und verlangte, daß man ihm so bald als möglich sein Recht geben und hin-

richten

richten möchte, welches auch nicht lange darauf geschah. Das Grab des Mädchens deckt ein Leichenstein, auf dem ein Herz, woraus Flammen emporsteigen und das von einem blutigen Pfeil durchbohrt wird, eingehauen, und noch bis diesen Tag zu W — zu sehen ist.

D — au.

E. S. H.

4.

Raserei aus Liebe und Todesfurcht.

Vor etwa 6 oder 7 Jahren kamen zwei Frauenzimmer nach Cassel, eine, die sich Madam Zouck nennen ließ, die andere war Madem. Raucour die berühmte französische Schauspielerinn. Die letztere war würklich eine vortreffliche Künstlerinn. Ich stand immer in dem Wahne, daß die französischen Truppen von Komödianten, die ich gesehen hatte, zwar wohl schlechter, als die große Pariser seyn; allein doch nur davon unterschieden wären, wie das Schlechtere von dem Bessern in einerlei Gattung. Als ich aber Mademois. Raucour spielen sah, merkte ich wohl, wie sehr ich mich geirret hatte. Alle andere Personen des Casselschen Theaters sahen ordentlich lächerlich gegen sie aus, so sehr stachen sie in ihrem Spiel ab. Keine Beschreibung

kann einen Begriff davon machen, und nun gestehe ich gern, daß eine Nation, die ein Schauspiel besitzt, wo die Acteurs im Ganzen von gleicher Vollkommenheit sind, mit Recht darauf stolz seyn kann.

Dergleichen Talente besaß Madam Zouck nun gar nicht, und hatte weder an Gestalt noch am Geiste das geringste mit einer Lais oder einer Sappho Gleiches, mit denen sie nur wegen einiger moralischen Beschaffenheit etwas Aehnliches besaß. Diese Madam Zouck machte großen Aufwand, und endlich kaufte sie eine Meierei vor einem der Thore von Cassel, die der H——ischen Familie dort gehörte. Da wohnte sie eine Zeitlang, bis sie sich auf einmahl mit ihrer Begleiterinn aus Cassel wegmachte, ohne daß man recht wußte, wohin. Mademois. Raucour ging würklich nach Paris, wo sie den Schauplatz nach Berichtigung ihrer Angelegenheiten mit großem Beifall wieder bestiegen hat. Madam Zouck trieb ihr Wesen aber an andern Orten; man hörte von einem Unfalle mit einem Sturz vom Pferde, den sie im Leipziger Lager gehabt haben sollte, bis sie endlich ganz unerwartet wieder nach Cassel kam, nachdem sie ein Moratorium wegen der zurückgelassenen Schulden erhalten hatte.

Nicht lange darauf veranlaßte sie folgenden sehr seltsamen Zufall. Da sie die H—ische Meierei gekauft hatte, so blieb noch deßhalb eine Menge Sachen wegen der Bezahlung zu berichtigen. Dies machte, daß der Secretär H—, ein Sohn aus

dieser

dieſer Familie, oft dieſerwegen zu ihr gehen mußte. Dieſer, der an ſich ſchon von verliebter Complexion war, konnte ein Frauenzimmer, dem noch manche Reſte von ehemaligen Reitzen übrig blieben, nicht ſo oft ſehen, ohne ſich heftig in ſie zu verlieben. Man verſichert, er habe ſie heirathen wollen, und daß er ihr ein Geſchenk mit einigen Juwelen in dieſer Rückſicht gemacht. In wie weit die Sache von ihrer Seite Ernſt geweſen ſeyn mag, kann ich nicht ſagen. Aber kurz, der allgemeine Ruf ſagt: ſie habe ihm kurz vor ſeinem Umfalle die Juwelen zurückgeſchickt, mit einem Billet, worinn ſie ihm den ganzen Handel aufſagte.

Dies kränkte ihn, als einen heftigen Liebhaber, ſehr, und er lief zu ihr, um die Zurückberufung dieſes harten Urtheils zu bewürken. — — Es beehrte aber ein ſehr vornehmer Herr zu Caſſel die Madam Zouck oft des Morgens mit einem Beſuche, und ſo trug es ſich zu, daß, da der Secretär eben mit ihr in einem ſehr lebhaften Geſpräch über ſeine Angelegenheiten begriffen war, — dieſer ſehr vornehme Herr herein trat. Darüber ward der arme Menſch äußerſt erſchrocken, und eilt todtenblaß zum Zimmer hinaus. Drauſſen trifft er den Läufer des Herrn an, und bittet ihn höchlich, ſeinem Herrn ja nicht zu ſagen, wer er wäre. Der Läufer antwortet ihm, daß ihm dies gar nichts helfen würde, weil ihn ſein Herr ſchon hinlänglich kenne. Darauf geräth er gänzlich in Verwirrung, fällt

dem Läufer zu Füßen, bittet, er soll für ihn bei seinem Herrn um Gnade flehen, und was des Unsinnes mehr ist. Darauf läuft er in der heftigen Gemüthsbewegung nach Hause, läßt sich etliche Bouteillen der hitzigsten Weine geben, trinkt sie aus, und arbeitet dabei bis spät in die Nacht hinein. Diese physischen und moralischen Angriffe konnten endlich Leib und Seele nicht mehr aushalten. Er wirft sich aufs Bette, schläft ein, erwacht aber bald in der heftigsten Raserei, wobei er immer wechselsweise von seinem vermeintlichen Vergehen, von seiner Furcht, deßhalb am Leben gestraft zu werden, und von seiner Geliebten spricht, von der er stets das Schnupftuch fest in seinen Händen gehalten haben soll. Nach etlichen Tagen legt sich die heftige Wuth, aber nicht die Raserei, sondern es verwandelte sich die Krankheit in eine völlige Hydrophobie, in der der unglückliche Mann, ohne am Ende ein Wort zu sprechen, nach einem fünf- bis sechstägigen Krankenlager den Geist aufgegeben hat.

Dies ist die Geschichte, so wie ich sie von den glaubwürdigsten Personen habe erfahren können, da die ganze Stadt in der Zeit (es war ohngefähr im November) davon voll war. Sollten einige Umstände der genauen Wahrheit nicht gemäß seyn, so will ich sehr wünschen, daß man sie berichtige, denn die Geschichte verdient es, und ist in der That merkwürdig. Indem ich sie bekannt mache, glaube

ich

ich etwas zur psychologischen Kenntniß der Menschen beigetragen zu haben.

Der Mann, dem dieses begegnet ist, war übrigens seiner körperlichen Beschaffenheit nach ein kleiner ganz ausserordentlich dicker Mann. Sein Verstand war mittelmäßig, sein Character ganz gut und ehrlich, aber ein wenig zum Wohlleben und zum Genuß aller Vergnügungen, und zwar nicht immer der von der feinern Art, geneigt. In allen diesen Rücksichten schien er einer so starken Erschütterung noch weniger ausgesetzt, als man es sonst von Tiefdenkenden wohl glaubt. Gewiß, wer den Mann gekannt hat, wird die Geschichte noch besonderer finden, als ich sie Ihnen beschreiben kann.

— n.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Vermischte Gedanken über Denkkraft und Sprache.

Die menschliche Seele denkt, wenn sie **vergleicht**. Durch das Gefühl, daß sie dieses **kann**; daß sie in sich selbst Veränderungen hervorzubringen **vermag**, kommt sie zum Bewußtseyn ihrer Existenz, und weil jenes Gefühl von dem **Standpuncte** abhängt, aus welchem sie die Welt betrachtet, — ihrer **individuellen** Existenz. Sie verliert aber ihr eigenes Bewußtseyn, wenn sie nicht mehr Ideen mit Ideen vergleichen, folglich den Standpunct ihrer individuellen Existenz sich nicht mehr vorstellen kann.

Die **Schnelligkeit** und **Richtigkeit** ihrer Vergleichungskraft bestimmt die Grade ihres intellectuellen Werths, so wie auch ihrer einzelnen Denkvermögen, des **Witzes**, **Scharfsinnes**, der **moralischen Urtheilskraft** und des von diesen allen abhängenden **Geschmacks**.

So lange die Seele keine materiellen Ideen mit einander vergleichen kann, folglich sich ihrer nicht bewußt

bewußt ist, kann sie auch nichts von einander, selbst auf eine dunkele Art nicht von einander unterscheiden; folglich kann es auch keine angeborne Begriffe geben.

Hiemit läugnen wir aber gar nicht, daß die Seele schon eine Modification zum Denken mit auf die Welt bringe, auch schon vor der Geburt des Körpers unzählige Vorstellungen; aber in einem andern Organo gehabt haben könne.

Die ersten Grundbegriffe alles menschlichen Denkens, sind sinnliche Eindrücke auf unsere Organe. Es wird vielleicht nie entschieden werden, ob sie durch eine Art würklicher Impression, oder vermöge subtiler Schwingungen der Nerven der Seele bemerkbar werden. So fein auch jene Impressionen und Schwingungen angenommen werden, so wird es doch immer den Materialisten schwer werden, die Kraft des Denkens selbst daraus herzuleiten.

Anfangs weiß das Kind von jenen Grundbegriffen weiter nichts, als daß etwas in ihm dadurch verändert wird, und in so fern ist es immer nur noch blos Thier. Das sich nach und nach entwickelnde Bewußtseyn ihrer Verhältnisse, die erstlich von aussen durch die Verschiedenheit sinnlicher Objecte, und zweitens von innen durch die Grade des Denkgefühls der Seele bemerkbar werden, macht hernach den großen Unterschied zwischen blos animalischer und animalisch-beseelter Natur aus.

Ohne

Ohne jene ersten sinnlichen Grundbegriffe läßt sich eben so wenig eine Aeußerung der menschlichen Denkkraft überhaupt sowohl als insbesondere, als eine Zahl ohne Einheit denken. Sie sind die Fäden, an welche sich alle folgende Vorstellungen bald auf eine nähere, bald eine entferntere Art anknüpfen, ohne daß die Seele einmahl darauf merkt. Aus diesem Anknüpfen unsrer Ideen an jene ersten Grundbegriffe lassen sich viele Erscheinungen in der empirischen Psychologie erklären, die anfangs widernatürlich schienen.

Es giebt keine Idee, welche isolirt in der Seele befindlich seyn könnte, sondern sie steht allemahl mit mehrern in einem Zusammenhange, dieser Zusammenhang mag nun willkürlich oder unwillkürlich seyn. Aus der angenommenen Einfachheit der Vorstellung kann also nicht wohl auf die Einfachheit der menschlichen Seele geschlossen werden.

Die Art und Weise, wie Ideen andere in uns erzeugen, ist unendlich verschieden; unterdessen liegen doch nur einige psychologische Gesetze zum Grunde, nach welchen jene Aufweckung der Ideen durch andere geschehen muß, diese Gesetze sind im Wachen und Traume die nehmlichen und lassen unter folgende Classen der Association allgemein zusammenfassen. Ideen erzeugen andere theils ähnliche, theils unähnliche,

1) wenn

1) wenn Gegenstände in Absicht des Orts, der Zeit, der Zahl, der Folge coexistiren.

2) Wenn, und so oft die Seele von Ursach auf Würkung und umgekehrt schließt, eben so vom Ganzen auf die Theile.

3) Vermöge des Contrasts.

Wenn es Zustände giebt, worin die Seele auf Ideen fällt, die gar keinen Grund in den vorhergehenden haben, so liegt dies entweder an der gänzlichen Neuheit der Objecte, die unsere Organe berühren, oder an einen innern Sprung unserer Imagination, die von der kleinsten Aehnlichkeit oft ganz anders modificirt wird, oder auch aus einer eigenen Kraft der Seele aus sich Ideen zu schaffen (die gar keinen Grund in andern Ideen haben); obgleich diese Kraft noch nicht ganz erwiesen ist.

Wir denken uns eine Sache deutlich, wenn sich unsere Seele die Grade des Unterschiedes von andern Dingen gleichsam abzählt. Es gehört also zu jedem deutlichen Begriffe der Seele einige Zeit, die sie sich nimmt, jene Grade sich nach einander vorzustellen, obgleich die Seele dieser Zeit wegen die Schnelligkeit ihrer Denkkraft nicht fühlt, um so viel weniger, da die Sprache durch ein für die Sache bestimmtes hörbares Wort die Seele schnell auf einen Punct zieht. Deutliche Begriffe sind eine angenehme Modification der menschlichen Seele,

Seele, weil sie dabei sich am meisten der Kraft ihrer Selbstthätigkeit bewußt ist; aber dies gilt nicht bei allen deutlichen Begriffen. Das innere Streben der Seele nach Licht, macht daß sie ihre Selbstthätigkeit oft mehr fühlt bei dunkeln Ideen, als bei völlig deutlich gefaßten Begriffen. Wir mögen nicht immer eine abgeschnittene Gränze vor uns sehen. Daher die große Neigung zum Wunderbaren. — -- —

„Unser eigenes Gefühl sagt es uns, daß wir nicht immer denken; sondern, daß sich unsere Seele oft in dem Zustande einer gänzlichen Unthätigkeit befindet. Die Ohnmacht, der Schlaf, wenn wir nicht träumen, die müßige Gedankenlosigkeit des phlegmatischen Dummkopfs ist offenbar ein solcher Zustand des Nichtdenkens. Auch läßt sichs wohl nicht läugnen, daß die Seele des neugebornen Kindes, welche Aristoteles mit Recht eine tabula vasa nennt, anfangs ein völlig gedankenloses Wesen sey, welches sich seiner und anderer Dinge noch gar nicht bewußt ist und bewußt seyn kann". —

Mit diesen Gründen hat man den bekannten Satz des Cartesius: daß das Wesen unsrer Seele im Denken bestehe, zu widerlegen gesucht. Andere Philosophen, — die die Wichtigkeit jener Gründe für zu wichtig hielten, als daß sie dem Cartesius Recht geben könnten, haben daher lieber das Wesen der Seele in eine Kraft, ein Vermögen zum Denken, oder Vorstellungen zu haben, gesetzt, ohne

ohne eine neue dadurch entstandene Schwierigkeit zu heben, daß nehmlich eine Kraft als Kraft nie unwürksam seyn kann, weil eben diese Unwürksamkeit sie ja selbst aufheben würde. Wir können uns unter der Kraft, welchen Grad der Würksamkeit, welche Einschränkungen wir ihr auch immer geben mögen, doch einmahl nichts anders, als eine gewisse Tendenz zu Handlungen erklären, oft eine nothwendige innere Würksamkeit denken. Sobald diese Tendenz aufgehoben ist, ist auch der Begriff von Kraft vernichtet, — und sobald ich mir die Seele ohne jene Tendenz, ohne die damit verbundene nothwendige und innere Würksamkeit vorstellen will, wird meine Seele ein Nichts, indem ich nichts unterscheiden kann, weil ich das Wesen einer Kraft in meiner Vorstellung vernichtet habe. Das Gefühl von Nichtwürksamkeit meiner Seele kann also keinen richtigen Beweis gegen den Satz des Carteſius abgeben, und dies um so viel weniger, da aus andern unläugbaren Erfahrungen gewiß ist, daß es oft in uns Vorstellungen giebt, deren sich unsere Seele nicht bewußt ist. Ich muß mich hierüber näher erklären.

Die Erfahrung lehrt es ja, daß wir oft in einem Augenblick durch eine unwiderstehliche Kraft und Gewalt mitten aus einer scheinbaren Unthätigkeit unserer Seele herausgerissen und gleichsam blindlings zum Handeln und Denken fortgetrieben werden, ohne daß wir eine deutliche Vorstellung

von

von den einzelnen Motiven unseres Willens angeben konnten, obgleich dergleichen Motiven absolut vorhanden seyn müßten. Hinterher aber fanden wir bei einer genauern Untersuchung unseres Seelenzustandes, daß gewisse dunkle Bilder der Phantasie, eine geheime Würkung der Himmelsluft auf unsere Organe, eine versteckte Ideenassociation unseres Geistes, oft auch eine schnelle Reihe solcher Vorstellungen, die durch Gewohnheit und Mangel der Neuheit uns unbemerkbar geworden waren, den Grund von hundert unerwarteten Modificationen unserer Seele in sich enthielten. Manche Bilder unserer Einbildungskraft eilen bei gewissen heftigen Bewegungen des Bluts und der Lebensgeister mit einer solchen Schnelligkeit vorüber, manche Gedanken werden so leise und in so unmerklichen Nüancen mit einander umgetauscht, daß sie in dem Augenblick, wenn sie, um mich so auszudrücken, unter den Focus unseres Bemerkungskreises kommen, von uns nicht erkannt oder auch augenblicklich wieder aus unserm Gedächtnisse verwischt werden. Eben so handelt die Seele gemeiniglich bei der Wahl gleichgültiger Gegenstände, wo sie keine Gründe, den einen mehr als den andern zu begehren, zu haben scheint, nach einer oder mehrern dunkeln Vorstellungen, ohne daß sie sich derselben bewußt ist; und eine Menge anderer Gefühle, die in uns vorgehen, sie durchaus nichts anders als Folgen eines schnellen Syllogismus, den die Seele

gemacht

gemacht hat, wovon ich nur das physiognomische Gefühl anführen will, das seinen Grund blos in der Vorstellungskraft der Seele haben kann. Ferner ist der Zustand, worinn unsere Seele völlig unthätig zu seyn scheint, immer noch mit einigem Bewußtseyn dieser Unthätigkeit selbst verbunden. Wir bemerken die Leere der Gedanken, die in uns herrscht, indem wir den jetzigen Zustand — (das negative) — mit einem vorhergehenden thätigen — (das positive) — vergleichen; ob wir gleich wieder von diesen Vergleichungsideen kein eigenes individuelles Bewußtseyn haben. Wir haben ein inneres Zeitgefühl von der Dauer jener Unthätigkeit, und oft eine dunkle Vorstellung von der noch dauernden Länge derselben. Es ist bekannt, daß sich viele Leute so gewöhnt haben, daß sie in der Minute aufwachen, in welcher sie es sich den Abend vorher vorgenommen hatten. Wenn auch gleich hier die Gewohnheit nach und nach in dem Körper eine solche Disposition veranlassen kann, daß die Seele um eine bestimmte Zeit aufwachen muß; so war doch diese Gewohnheit anfangs selbst nichts anders als ein dunkles Zählen der Augenblicke, welches die Seele während des Schlafs, ohne alles Bewußtseyn, denn wir fühlen ja nichts davon, vornahm.

Man könnte diese Betrachtungen noch durch viel mehrere Erfahrungsgründe unterstützen, wenn es nöthig wäre, und ich will nur noch dies anführen. Unsere zusammengesetzten Vorstellungen, die wir ha-

ben, überſieht nach einer langen Uebung im Denken die Seele mit einem Blick, und hat ein deutliches Bewußtſeyn derſelben. Anfangs, wie die Seele ſich dergleichen Begriffe zu machen anfing, mußte ſie ſich durchaus die einzeln Merkmahle der Begriffe einzeln vorſtellen, ſie mußte von den Theilen zu dem Ganzen ſchreiten. — Nicht ſo handelt ſie, wenn ſie dieſe Begriffe ſchon oft wiederhohlt hat, wenn ſie alſo mit einer größern Schnelligkeit von den Vorſtellungen einzelner Theile gleich zur completten Vorſtellung des Ganzen übergehen konnte; und doch müſſen jedesmahl die Vorſtellungen der einzelnen Theile vorhanden ſeyn, wenn auch die Seele daran gar nicht zu denken ſcheint. Denn man verſuche es, und ändere einen dieſer Theile, die Seele wird es gleich bemerken, und ſich nun das Ganze auch anders vorſtellen müſſen.

Locke iſt gar nicht für die Meinung: daß es in uns Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn geben könne. Indem er die angebornen Wahrheiten beſtreitet, giebt er zugleich überhaupt zu verſtehen, daß es keinen Eindruck in der Seele geben könne, deſſen ſie ſich nicht bewußt wäre. Hier ſind ſeine eigenen Worte.

> Iſt ſeeming to me near a contradiction, to ſay, that there are truths imprinted on the ſoul, which it perceives or underſtands not; Imprinting if it ſignity anything, being nothing elſe, but the making certain truths

to

to be perceived. For to imprint any thing on the mind, without the mind's perceiving it, seems to me hardly intelligible — — To say a notion is imprindet on the mind, and yet at the same time to say, that the mind is ignorant of it, and never yet took notice of it, is to make this impression nothing. No proposition can bo, said to be in the mind, which it never, yet knew, which it was never yet conscious of. — — Ess. of hum. Understanding B. I. Ch. II. §. 5.

Wenn Locke darin auch völlig Recht hat, daß es keine angebornen Wahrheiten, würkliche mit der Seele zugleich entstandene κοιρας, εγγορας geben kann; so folgt daraus doch noch gar nicht, daß es überhaupt gar keine Impressionen, keine Vorstellungen in der Seele geben kann, deren sie sich nicht bewußt ist. Die Wahrheiten, deren Existenz Locke als angeborne bestreitet, sind zum Theil metaphysische Sätze, die sich freilich ohne Nachdenken, ohne Bewußtseyn nicht in der Seele denken lassen, zumahl da ihre Begreiflichkeit sich auf eine schon bestimmte Wortsprache gründet, von da man ohnmöglich sagen kann, daß sie der Seele des Menschen auch angeboren wäre; — aber deswegen können doch einzelne Vorstellungen und Eindrücke sich in unserer Seele befinden, ohne daß sie sich ihrer bewußt ist, und dergleichen Vorstellungen und Eindrücke giebts unendlich viele, die wirklich immer da sind, aber nicht

eher in den Besinnungskreis des Menschen hervortreten, bis wir unsere Aufmerksamkeit auf sie richten. Ob, wie Bonnet behauptet, ein jeder jener Eindrücke nie eigene Fieber des Körpers nöthig habe — weiß ich nicht, kann Bonnet selbst nicht mit Gewißheit angeben.

Locke erklärt sich über den Cortesiusischen Satz im 2ten Buch 1 Cap. des oben angeführten Buchs noch weiter. Ich gestehe es selbst, sagt er, daß ich eine von solchen ungeschickten Seelen besitze, welche es nicht selbst empfinden, daß sie stets mit Betrachtung der Begriffe beschäftigt sind, noch begreifen können, daß die Seele nothwendig immer denken müsse. — — Die Empfindung der Begriffe ist, wie ich mir das Ding denke, der Seele eben das, was dem Leibe die Bewegung ist, nicht ihr Wesen, sondern eine von ihren Würkungen. Ob nun gleich das Denken als das eigentliche Seelengeschäft anzusehen ist; so hat man dennoch nicht nöthig zu glauben, daß sie immer denke, stets würke. Dies ist vielleicht ein Vorzug des unendlichen Urhebers und Erhalters aller Dinge, der niemahls schläft noch schlummert, und kommt seinem endlichen Wesen zu, wenigstens nicht der Seele eines Menschen. Wir wissen es aus der Erfahrung mit Gewißheit, daß wir denken, und daraus machen wir den unfehlbaren Folgesatz, daß ein mit Denkkraft begabtes Ding in uns sey. Ob aber diese Substanz immerfort denkt oder nicht, davon können wir nicht

weiter

weiter versichert seyn, als es uns die Erfahrung lehrt. (Locke setzt hier, wie in andern Stellen, offenbar als schon erwiesen voraus, daß eine jede Vorstellung ein würkliches Bewußtseyn in sich schließen müsse.) Denn sagen: das würkliche Denken sey Wesen der Seele, und lasse sich von derselben nicht trennen, ist so viel als etwas, darüber noch gefragt wird, für gewiß setzen, und es nicht beweisen, welches doch geschehen muß, wenn es nicht ein an sich sonnenklarer Satz ist. (Man setzt ja aber auch den Satz — ich nehme den strengen Cartesianer aus — nicht als ein Axiom voraus, daß das Wesen der Seele im Denken bestehe, sondern man leitet ihn aus Vernunftbegriffen über die Denkkraft des Geistes her, und nimmt an, daß eine Seele ein Nichts wird, sobald sie zu denken und zu empfinden aufhört.) Ob nun aber dieser Satz: die Seele denkt immer, ein an sich sonnenklarer Satz sey, dem jedermann Beifall giebt, sobald er ihn hört, darüber lasse ich alle Menschen in der ganzen Welt urtheilen. — Ich zweifle, ob ich die ganze vergangene Nacht mit Ideen beschäftigt gewesen bin, oder nicht. Da hier die Frage von einer geschehenen Sache ist; so ist es so viel, als sie für gewiß setzen, wenn man als einen Beweis davon einen uns angenommenen noch streitigen Satz anführt. Auf solche Art kann jeder eine Sache beweisen. Ich darf nur voraussetzen, daß alle Uhren, so lange die Unruhe schlägt, denken; so habe ich es zur Gnüge erwiesen, und es

ist ausser allem Zweifel, daß sich meine Uhr vorige Nacht mit Gedanken beschäftigt hat. (Locke läßt sich hier durch ein Exemplum claudicans offenbar verführen, wer kann denn bei einer Maschine voraussetzen, daß sie denken kann, aber in Absicht der Seele kann und muß ich eine solche Denkkraft annehmen, weil sie sie würklich besitzt, und weil ein Geist ohne Kraft und Würkung doch durchaus ein leeres Nichts seyn muß.) Allein, wer sich nicht selbst betrügen will, der muß seinen angenommenen Satz auf eine geschehene Sache gründen und die Wahrheit desselben durch die sinnliche Erfahrung beweisen, nicht aber die geschehene Sache glauben, weil sie seinem angenommenen Satze gemäß ist, das ist, weil er ihre Wahrheit voraussetzt. — — — —

Ich gebe es zu, daß die Seele bei einem Wachenden niemahls ohne Gedanken sey, weil dieses mit zum Wachen erfodert wird; ob sie aber im Schlafe, ohne Träume, denkt, ist eine andere Frage. Es ist schwer zu begreifen, daß man etwas denken, und sich dessen doch nicht bewußt seyn soll. Wenn die Seele in einem Schlafenden denkt, ohne sich dessen bewußt zu seyn; so frage ich, ob sie während dieses Denkens Vergnügen oder Verdruß empfindet, ob sie angenehmer oder unangenehmer Empfindungen fähig ist? Ich bin versichert, ein Mensch ist alles dessen so wenig fähig, als das Bette oder die Erde, worauf er liegt. Denn glücklich oder unglück-

glücklich seyn, ohne daß man es weiß, scheint mir allerdings mit einander zu streiten. Ist es möglich, daß die Seele, so lange der Leib schläft, ihre Gedanken, ihre Freuden oder Bekümmernisse, ihr Vergnügen oder ihren Verdruß für sich besonders leben kann, ohne daß sich der Mensch dessen bewußt ist, so ist gewiß, daß der wachende Socrates und der schlafende Socrates nicht eben dieselbe Person ausmachen; sondern die Seele des Socrates, wenn er schläft und wenn er wacht, sind zwei Personen, weil der wachende Socrates von der Glückseligkeit oder von dem Verdruß seiner Seele keine Kenntniß hat, oder sich nicht darum bekümmert. Seine Seele empfindet jene, und trägt diesen für sich allein, so lange er schläft, ohne daß er etwas davon fühlt. Es ist ihm daran nicht mehr gelegen, als an der Glückseligkeit oder dem Elende eines Menschen in Indien, den er nicht kennt. — Denn nehmen wir von unsern Handlungen und Empfindungen, insonderheit von dem Vergnügen und Verdruße alles Bewußtseyn weg; so werden wir schwerlich wissen, worin die persönliche Einerleiheit (personal Identity.) zu setzen sey. (Die bekannte Eintheilung unsrer Empfindungen in angenehme und unangenehme, und der daraus entspringenden Seelenzustände, Glückseligkeit oder Unglückseligkeit ist — eine Eintheilung, die nicht erschöpfend genug ist. Es giebt unzählige Vorstellungen in uns, die nicht unter obige Rubrik gehören, und von denen wir

nicht angeben können, ob sie würklich angenehm oder unangenehm sind, weil wir sie noch nicht deutlich genug überschauen können. Wir dürfen nur auf uns selbst Acht geben, und wir werden fast jeden Augenblick überzeugt werden, daß uns unaufhörlich eine Menge von Ideen zuströmen, die wir nur bemerken, ohne einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck derselben auf uns wahrzunehmen. Daß wir also im Denken des Schlafs auch entweder uns glücklich oder unglücklich fühlen müßten, ist nicht psychologisch richtig. So wenig, wie überhaupt Locke im Folgenden wird erweislich machen können, daß wir im Schlafe nicht immer denken.)

Die Seele, sagen diese Leute, (nehmlich die Cortesianer) denkt, so lange der Mensch im tiefen Schlaf liegt. Indem sie denkt und empfindet; so ist sie ohne Zweifel sowohl der Gefühle des Vergnügens oder Schmerzes, als einiger andern fähig, und sie muß sich dessen, was sie empfindet, nothwendig bewußt seyn. Hat sie aber alle diese Gefühle für sich besonders; so ist es klar, daß sich derselben ein Schlafender gar nicht bewußt ist. Wir wollen demnach setzen, es hätte sich die Seele des Castors im Schlaf aus seinem Körper entfernt. — Dies, was wir hier setzen, kann denjenigen nicht unmöglich vorkommen, welche so freigebig sind, daß sie allen andern Thieren ein Leben ohne eine denkende Seele zugestehen. Diese Leute können es also nicht für etwas unmögliches oder sich widersprechendes

anse-

ansehen, daß der Körper ohne Seele leben, oder die Seele ohne Körper bestehen und denken, oder Empfindungen auch von Glückseligkeit und dem Gegentheile haben kann. — Wir wollen nun, sage ich, setzen, Castors Seele hätte sich während des Schlafs vom Leibe abgesondert, um für sich allein zu denken. Wir wollen auch setzen, sie wählte zum Schauplatz ihres Denkens den Körper eines andern Menschen, z. B. des Pollux, der ohne eine Seele schläft. Denn wenn des Castors Seele denken kann, indem er schläft, wovon er doch nie etwas weiß, so ist nichts daran gelegen, was für einen Ort zum Denken er sich wählt. Hier haben wir nun Körper zweier Menschen, die nur eine Seele unter sich gemein haben, und von denen wir annehmen wollen, daß einer um den andern schlafe und wache, und daß die Seele in dem wachenden Menschen immer denke, wovon aber der andere, welcher im Schlafe liegt, niemahls etwas wisse, nie die geringste Empfindung habe. Ich frage also: ob nicht Castor und Pollux, da sie nur eine Seele unter sich gemein haben, die in dem einen denkt und empfindet, davon der andere nichts weiß noch sich darum bekümmert, so wohl zwei unterschiedene Personen sind, als Castor und Hercules, oder als Socrates und Plato waren? — Und ob der eine von ihnen nicht recht glücklich, der andere hingegen sehr unglücklich seyn kann. Eben so machen diejenigen aus eben der Ursache die Seele und den Menschen zu zwei Personen, welche vor-

geben, die Seele denke für sich besonders, davon der Mensch sich nicht bewußt wäre. — — — — —

Vielleicht, fährt Locke fort, wird man vorgeben, die Seele denke auch im tiefsten Schlafe; aber das Gedächtniß behalte das Gedachte nicht. Allein es läßt sich schwer begreifen, daß die Seele eines Schlafenden diesen Augenblick mit Denken beschäftigt seyn, und sich doch nicht in dem nächsten Augenblicke, wenn er aufwacht, auf das geringste von allen solchen Gedanken besinnen kann. (Und ich behaupte, es läßt sich sehr leicht begreifen, weil mit dem würklichen Aufwachen zugleich eine Menge schwächerer Vorstellungen, die wir während des Schlafs gehabt haben, ausgelöscht werden können, und weil wir an den Nachtwandlern tausend Handlungen, die sie während des Schlafs vorgenommen haben, bemerken, davon sie beim Erwachen kein Wort wissen. Will Locke auch läugnen, daß die Seele dieses Menschen im Schlafe nicht würklich gedacht habe, oder kann sie vielleicht würklich zweckmäßige Handlungen bei dem Nachtwandler hervorbringen, ohne daß sie daran denkt? Nimmermehr! Es giebt Leute, die im Schlafe, ohne daß sie zu träumen scheinen, oder ohne daß sie sich des Traums hinterher bewußt sind, sehr vernehmlich reden, und wenn sie aufwachen, von Allem nichts wissen.) Dies bedarf eines bessern Beweises, als eine bloße Beziehung, wenn man es glauben

ben soll. Denn wer kann es sich ohne weiteres Bemühen, und nur weil man es sagt, einbilden, daß die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben alle Tage etliche Stunden an etwas denken, sich aber, wenn sie auch mitten unter solchen Gedanken gefragt würden, ganz und gar auf nichts besinnen könnten. Ich halte dafür, die meisten Menschen bringen einen großen Theil ihres Schlafs ohne Träume zu. Ich habe einmahl einen Mann gekannt, der sich auf die Wissenschaften legte, und eben kein schlechtes Gedächtniß hatte. Dieser erzählte mir, daß er niemahls geträumt hätte, als da ihn ein Fieber befallen, und ich glaube, man wird mehr dergleichen Beispiele antreffen. — —

Oft denken, und es nicht einen Augenblick behalten, ist ein vergebliches, unnützes Denken. Die Seele ist in einem solchen Zustande nicht viel besser als ein Spiegel, der beständig mancherlei Bilder oder Ideen annimmt; aber keines behält. Sie verlieren sich und verschwinden wieder, und es bleiben keine Spuren davon zurück. Der Spiegel wird durch solche Bilder niemahls vollkommner, noch die Seele durch solche Gedanken. Man wird mir vielleicht einwenden, bei einem Wachenden wären zugleich die Organe des Körpers mit beschäftigt und würden mit zu seinem Denken gebraucht, auch das Gedächtniß behielte solche Gedanken vermittelst der im Gehirn geschehenen Eindrücke, und der nach solchem Denken zurückgelassenen Spuren; allein beim

Denken

Denken der Seele, welches von einem Schlafenden jetzt wahrgenommen würde, hätte die Seele ihre Gedanken für sich allein, und ließe keine Eindrücke, und folglich kein Andenken solcher Gedanken nach sich, weil sie sich der Organe des Leibes nicht bediente. Ohne nun wieder anzuführen, daß es ungereimt ist, wenn der Mensch zwo unterschiedene Personen ausmacht, welches aus dieser Meinung fließt, (und ich setze hinzu, welcher Gegenbeweis da locke eigentlich nichts sagt, wie ich ein andermahl zeigen will) so antworte ich überdem noch, daß es sich ganz vernünftig schließen lasse, daß die Seele alle ohne Hülfe des Körpers erlangte Begriffe auch behalten könne, ohne des Körpers dazu benöthigt zu seyn, oder es wird sonst die Seele, oder ein von seinem Körper abgesonderter Geist von seinem Denken einen sehr geringen Vortheil haben. Kann die Seele sich nicht auf ihre eigene Gedanken besinnen, nicht zu ihrem Gebrauche aufbehalten, sich nicht ihrer vorigen Erfahrungen, Vernunftschlüsse und Beobachtungen zu Nutze machen, was hilft ihr denn das Denken? (Dies beweist weiter nichts gegen die immer fortwürkende Denkkraft der menschlichen Seele. Die Frage ist auch überhaupt gar nicht, wozu ihr ein Denken oder Bewußtseyn nöthig sey; sondern ob sie immer denken **könne**, denken **müsse**. Es giebt ja ohnedem in der menschlichen Seele unzählige Vorstellungen, warum man nicht sagen kann, daß sie gerade einen **gewißen**

Vor-

Vortheil für unsern Geist in sich schlössen, der bemerkbar wäre, genug wenn sie unsere Denkkraft in beständiger Würksamkeit erhalten, wohin auch jene gerechnet werden können, deren wir uns nicht bewußt sind. Wenn Locke im Folgenden sagt: daß es schwer zu begreifen sey, daß unser unendlich weiser Schöpfer eine so vortreffliche Kraft, wie die denkende ist, eine Kraft, welche der Größe seines eigenen unbegreiflichen Wesens am nächsten kommt, geschaffen haben soll, damit sie auf eine so ungereimte und unnütze Weise wenigstens den vierten Theil der Zeit mit Denken zubringen könne; so läßt sichs wahrlich noch schwerer begreifen, wie Gott eine geistige Substanz habe schaffen können, um den vierten Theil der Zeit ganz unthätig zuzubringen. Eben so wenig kann Lockes Bemerkung gegen die beständige Würksamkeit der Denkkraft etwas beweisen, daß unsere Gedanken im Schlafe gemeiniglich verworren wären; — genug, wenn wir nur immer denken, welches allein die Hauptfrage bei dieser ganzen Untersuchung bleibt.)

Diejenigen, welche es für so gewiß ausgeben, daß die Seele immer denkt, möchten doch auch zeigen, welches die Begriffe sind, die sich in der Seele eines Kindes entweder vor, oder gleich bei der Vereinigung mit dem Körper finden, ehe sie noch einige durch die sinnliche Empfindung bekommt. (Diese Begriffe kann man freilich nicht individuell angeben; aber es ist höchst wahrscheinlich, daß die Seele schon

in

Embrio Eindrücke annimmt, und vermöge dieser Eindrücke, obgleich noch auf eine sehr eingeschränkte Art, würksam ist. Daß wir diese Eindrücke, welche den ersten Stof der Seele liefern, nicht behalten, ist sehr natürlich, weil die Weiche des Gehirns und der Fiebern ihnen noch keine Dauer erlaubt.) Die Träume eines Schlafenden werden nach meiner Meinung alle aus Begriffen, die wir im Wachen gesammelt haben, zusammengesetzt. Hat die Seele ihre eigene Begriffe für sich, die nicht von der sinnlichen Empfindung oder der Reflexion herrühren, wie sie denn solche Begriffe haben müßte, wenn sie sich mit Gedanken beschäftigte, ehe sie von dem Körper einige Eindrücke empfängt; so ist es wohl etwas seltsames, daß sie bei ihrem geheimen Denken, welches so geheim ist, daß es der Mensch selbst nicht wahrnimmt, niemahls einige von solchen Begriffen den Augenblick, da der Mensch von seinem Traume erwacht, behalten kann. (Man hat bei der Behauptung einer beständigen Würksamkeit der menschlichen Denkkraft nicht nöthig, angeborne Begriffe anzunehmen, wie hier locke voraussetzt. Ein genaues Studium der menschlichen Seele lehrt uns, daß alle Veränderungen unserer Vorstellungen und ihrer ersten Anfänger allein in der Erfahrung liegen, und wir setzen den Anfang der geistigen Thätigkeit unserer Natur in den Punct unseres Daseyns hin, wenn die ersten Vorstellungen durch körperliche Eindrücke in uns verschwinden. Die

erste

erste Vorstellung der Seele ist also, um mich so auszudrücken, der Anfangspunct ihres Lebens, ihrer Thätigkeit, welche, wenn es Gott will, von diesem Puncte, von dieser ersten Vorstellung an bis in alle Ewigkeit hinaus dauern wird. Daß wir die erste Vorstellung nicht wissen, und viele tausend andere, die die erste Thätigkeit der Seele bestimmen, ist kein Beweis, daß sie nicht da gewesen wären, so wenig ich behaupten kann, daß ich nicht geträumt hätte, weil ichs wieder vergessen habe.)

Wer kann es vernünftig finden, fährt Locke fort, daß die Seele während des Schlafs sich in ihrer Einsamkeit so viel Stunden mit Gedanken beschäftigen soll, und gleichwohl niemahls keinen von den Begriffen antreffen kann, die sie nicht von der sinnlichen Empfindung, oder von dem Ueberdenken erborgt hat, und daß sie wenigstens keine andern, als nur solche behält, welche, da sie durch den Körper veranlaßt worden, nothwendig einem Geiste nicht so natürlich seyn müssen. (Locke meint in dieser etwas dunkeln Stelle, daß Begriffe, die uns eingepflanzt wären, von der Seele leichter bemerkt werden müßten, als die, welche wir erst durch den Körper bekämen, und gleichsam der Seele nicht so nahe, wie jene lägen.)

So weit Locke — —. Leibniz hat ihn am kürzesten durch seine Perceptio und Apperceptio zu widerlegen gesucht, ein Unterschied, der auch nach Erfahrungen offenbar in der Natur der menschlichen

Seele

Seele gegründet ist. Hier sind seine eigenen Worte über die beständige Würksamkeit der Seele.

> Je tiens, que l'ame et même le corps n'est jamais sans action, et que l'ame n'est jamais *sans quelques perception.* Même en dormant on a quelque sentiment confus et sombre du lieu, ou l'on est, et d'autres choses. Mais quand l'expérience ne le confirmeroit pas, je crois, qu'il y en a demonstration. C'est à peu près, comme on ne sauroit prouver absoliment par les experiences, s'il n'y a point de vuide dans l'espace, et s'il n'y a point de repos dans la matière. — —

P.

(Die Fortsezung folgt.)

Bei der Untersuchung über den Ursprung der Sprache in psychologischer Rücksicht, die schon so viele Köpfe beschäftigt hat, stößt man sehr natürlich auch auf die Frage: Wie die Menschen nach und nach abstracte, übersinnliche Begriffe, allgemeine Empfindungen, und die darauf gegründeten moralischen Vorstellungen haben durch Zeichen ausdrücken lernen?

So leicht und natürlich es ist, die Anfänge einer Wortsprache für hörbare Gegenstände anzugeben,

ben, indem die Menschen das Hörbare nur durch ihre eigene Stimme nachahmen durften, und so ziemlich allgemein man jetzt annimmt, daß das Hörbare den Anfang aller Wortsprache veranlaßt hat; so schwierig ist aber doch auf der andern Seite die Untersuchung einer Zeichensprache für abstracte Ideen, und das um so viel mehr, weil uns alle historische Data über die Sache fehlen. Wir können ohnmöglich wissen, wenn sich dieser und jener abstracte Begriff der menschlichen Seele so aufdrang, so nahe lag, daß sie für ihn ein Wort suchen mußte; nicht, unter welchen Umständen sie dieses Wort fand, und welche Verbindung es mit dem übrigen Vorrathe schon vorhandener Wörter hatte. Aber demohnerachtet können wir dem wahrscheinlichen Gange der menschlichen Seele in Erwerbung abstracter Zeichen nachspüren. Jedes Volk, das sich eine Sprache erfand, wird zwar, wie auch die unendliche Verschiedenheit der Sprachen lehrt, einen eigenen Weg hierbei genommen haben; aber alle müßten doch auch hierbei den Eindrücken der Sinnlichkeit und der Analogie gefolgt seyn, vermöge welcher jeder rohe Mensch übersinnliche Gegenstände durch körperliche ausdrucken wird, die mit jenen nach seiner Empfindung eine Aehnlichkeit haben, und wovon ich weiter unten reden werde.

Ehe wir uns überhaupt eine Sprache denken, müssen wir uns allemahl eine Societät voraussetzen, ohne welche der Mensch gewiß stumm geblieben seyn

würde. Er würde zwar vor Schmerz geschrien, und aus Freude gelacht haben; aber er würde kein Wort aus diesen Naturaccenten gebildet haben, — am allerwenigsten für abstracte Ideen. Die Societät zwang ihm also die Sprache gleichsam auf.

Ueberhaupt lernte nun wohl der Mensch nächst den hörbaren Gegenständen die Begriffe ausdrücken, welche ihm am allernächsten lagen, und sich auf hörbare Leidenschaften und Gemüthsbewegungen bezogen, und unter diesen vornehmlich Schmerz und Freude. Jener ist gewiß einer der ersten Lehrmeister der menschlichen Seele gewesen, und sie hat ihm ohnstreitig eine große Menge von Begriffen zu verdanken, die schon durch das natürliche Aufsuchen der Mittel dagegen, durch die verschiedenen Arten des Schmerzes, und an so verschiedenen Theilen, und durch die mancherlei Leidenschaften, die er erregt, veranlaßt werden mußten. Die bloße Geberdensprache konnte bei manchen Völkern lange hinreichen, den Schmerz auszudrücken; allein bei einiger Bildung der Seele mußte sie einen Drang in sich fühlen, auf eine deutlichere Art sich Geschöpfen ausdrücken zu können, welche mit ihr sympathisirten, und dies um so viel mehr, da sich der Schmerz von Natur hörbar macht, und seine eigenen Modulationen hat. Dieses Hörbarmachen besteht anfangs freilich nur in unarticulirten Tönen, in einem thierischen Geschrei; aber der unarticulirte Ton konnte, wenn er etwa sehr auffiel, von einem

angesehenen Manne kam, die Autorität eines würklichen Sprachworts bekommen und behalten, gesetzt, wenn er auch nur einen Vocal gehabt hätte; ob sich gleich der Schmerz oft durch Töne ausdrückt, die mehr Vocale haben, als einen. Jene Autorität erhielt aber das Wort nach und nach durch Widerhohlung und Nachahmung desselben. Man gab sich dadurch zu verstehen, wie dieser und jener seinen Schmerz ausgedrückt habe, und weil man hernach einen bestimmten Begriff von einem individuellen Schmerz hatte; so widerhohlte jeder Leidende in dem kleinen gesellschaftlichen Cirkel, der ihn erfand, jenen Ton, und er wurde ein Wort, ein Ausdruck, und ein Merkmahl des Schmerzes, Nomen und Verbum zugleich, dessen Infinitiv lange ohne Zeit und Personen ausgedruckt wurde. Wahrscheinlich bildete endlich auch die Reflexion aus dem Naturlaute des Schmerzes das abstracte Wort für denselben, und nahm dazu die Vocale, welche bei dem Ausdruck des Leidenden immer wieder vorkamen, als Elemente des abstracten Worts. Das genaue Wie läßt sich freilich hier nicht ausmachen, und kein einziger der bekannten Schriftsteller, die über den Ursprung der Sprache geschrieben haben, hat es gewagt, das alte und erste abstracte Urwort für den Schmerz, oder jeden andern abstracten Begriff anzugeben.

Condillac hat ohngefähr diese Meinung vom Ursprunge der Sprachen (Essai sur l'origine des con-

noiſſances humaines Vol. II.). Nach ſeiner Meinung waren die Töne der Leidenſchaften, die uns thieriſch-eigen ſind, gleichſam die Wurzelwörter der Sprache, und Condillac hat nicht ganz Unrecht; ob er freilich ſo wie andere nicht hat zeigen können, wie ſich aus den Naturlauten haben Wörter bilden können. Herder, welcher ihn getadelt hat, ohne ſelbſt eine beſtimmte Erklärung des erſten Urſprungs der Sprache anzugeben, meint, daß aus dem blos tönenden Ausdruck der thieriſchen Leidenſchaft nimmermehr eine Sprache habe entſtehen können, (Siehe deſſen Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Berl. 1772.) ſo wenig als die Thiere, welche ihre Leidenſchaften auch durch Töne ausdrückten, deswegen zu einer Sprachfähigkeit geſchickt wären. Allein der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thier iſt doch auch auch ſelbſt in Abſicht der Naturlaute der Leidenſchaften ſehr ſichtbar. Der Menſch hat eine viel größere Menge von Naturlauten vermöge der Modulation ſeiner Stimme in ſeiner Gewalt, als das Thier, — und als Thier würde der Menſch auch gewiß nie eine Sprache zuſammengeſetzt haben: aber als Menſch konnte er anſcheinliche Begriffe mit dieſem und jenen Naturlaut verbinden und ihn zu einem Wortausdruck eines gewiſſen Gegenſtandes, einer gewiſſen Empfindung machen. Freilich nach und nach, je nachdem die Reflexion mit in den Bau der Naturlaute durch weggelaſſene oder hinzugeſetzte Silben einfloß. Eine

Folge,

Folge, die sehr natürlich war, weil die menschliche Vernunft in den bloßen Naturlauten nicht Unterscheidung genug fand, um eine größere Anzahl von Dingen auszudrücken. — Sie fing die Wörter aus den Naturlauten eigentlich aus innern Denkinstinct zu bilden an.

Zwischen den Ausdrücken des körperlichen- und Seelenschmerzes war anfangs wahrscheinlich kein Unterschied, weil beide sich fast auf einerlei Art in dem rohen Menschen ausdrücken. Vielleicht brauchte man einerlei Naturlaute in beiden Fällen; aber mit einer verschiedenen stärkern oder schwächern Modulation der Stimme. Der körperliche Schmerz ist heftiger und gemeiniglich wüthender als innere Traurigkeit des Gemüths, drückt sich kühner und stärker aus, als diese, welche in mildern Tönen und in einer stillern Sprache des Gesichts klagt. Da aber auch dieser Unterschied nicht ganz zureicht, beide Arten von Schmerz deutlich zu unterscheiden; so wurde der Schmerzensausdruck, welcher einem Leidenden bei einer innern Bekümmerniß entfuhr und etwas auffallendes an sich hatte, wahrscheinlich das Nomen oder Verbum fur ein Seelenleiden, auch wohl gar der abstracte Ausdruck des Leidens überhaupt; vielleicht auch durch einen Vorsatz oder Nachsatz einer Silbe, eines Vocals, das Wort für die Ursache des innerlichen Schmerzes. — Doch ich habe schon oben gesagt, daß das eigentliche Wie hievon nicht angegeben werden kann.

Die Töne, die durch Reflexion bestimmten Naturlaute des Schmerzes wären also nach meiner Meinung mit die ersten Stammwörter im Lexico einer anfänglichen Sprache gewesen. An sie mußten sich sehr natürlich die anschließen, welche aus einer frölichen Gemüthsstimmung herrührten. Töne des innern Freudengefühls, des Wohlbehagens, der Liebe und Zärtlichkeit. Ein neues Feld für die Entwickelung der ersten Sprache. Der Affect der Freude tönt anders, als der des Schmerzes, drückt sich am ganzen Körper anders aus. Das Sprachbedürfniß muß also auch aus dem Naturlaute desselben andere Nomina, andere Verba bilden, und unter diesen werden diejenigen wieder die ersten seyn, welche etwas sehr Auffallendes an sich hatten, eine gemeinschaftliche Nachahmung einer ganzen Gesellschaft verursachten, und durch das Ansehn der Person einige Autorität erhielten. Viele werden aber auch durch bloßen Zufall Nennwörter der Sprache geworden seyn, die überhaupt keinen geringen Antheil an ihrer Ausbildung gehabt haben mag.

Die elterliche Liebe sowohl als die eheliche, die wir allerdings schon im rohen Zustande der Menschheit wider Rousseaus Meinung annehmen können, ist gewiß eine sehr reiche Quelle von Wörtern gewesen; — vorausgesetzt, daß wir den ersten Menschen als ein erwachsenes Geschöpf mit menschlichen Anlagen denken. Die Mutter muß einen Namen für ihr Kind haben, und sie giebt ihm einen,

nen, um es von andern zu unterscheiden, und im Fall der Noth rufen zu können. Diese ersten Nomina propria kamen wahrscheinlich zuerst von einer bevorstehenden Eigenschaft des Gemüths, oder von einem besondern Umstande der Geburt des Kindes her. Aber die Mutter will es nicht blos nennen, sie will ihm seine Liebe zu erkennen geben, und bedient sich der Naturausdrücke der mütterlichen Zärtlichkeit, welche eine ganz besondere Art der Naturlaute sind, und sich durch eine sanfte Milderung der Stimme auszeichnen. Sie giebt dem Kinde Namen von Gegenständen, die ihr sonst schon angenehm waren, sie führt ihm Sachen, Thiere vor, und macht die Stimme desselben nach, um sie zu unterscheiden, und erweitert dadurch nicht nur den Ideenkreis des Kindes, sondern auch sein Sprachbedürfniß.

Abstracte Wörter für alle dergleichen zärtliche Empfindungen bildet die Seele wiederum durch Reflexion, so wie die für den übrigen großen Theil abstracter Kenntnisse, deren Ursprung aber ohnmöglich individuell angegeben werden kann. Der allgemeine wahrscheinliche Weg, den die menschliche Seele hierbei nimmt, ist wohl der, daß sie wegen einer bemerkten Aehnlichkeit zwischen einzelnen und körperlichen Gegenständen den Wortausdruck desselben auf geistige hinüberträgt, und also das Uebersinnliche anfangs selbst unter einem Bilde ausdrückt. Alle alte Sprachen wim-

meln von dergleichen Bildern für abstracte Gegenstände. So wurde Gott wahrscheinlich unter dem bildlichen Ausdrucke des Donnerers, der Zorn unter dem eines rasenden Menschen, die Wachsamkeit unter einem Auge, die Liebe im Bilde der Umarmung, die Schnelligkeit mit einem Pfeil, oder schnell laufender Thiere u. s. w. vorgestellt. Der Ausdruck des Bildes wurde allgemeiner Ausdruck, ein abstractes Wort, welches freylich vielerlei Sinonime haben konnte; aber doch immer Allgemeinausdruck blieb.

P.

(Die Fortsezung folgt.)

2.

Ueber den Einfluß der Finsterniß in unsere Vorstellungen und Empfindungen, nebst einigen Gedanken über die Träume.

Gewisse Gedanken und Empfindungen der menschlichen Seele werden gemeiniglich erst dann in uns rege, wenn die ganze Natur um uns her finster und still wird. Ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst kann leicht die Erfahrung machen, daß man, wenn uns Stille und Finsterniß umgeben, wenn unser Geist

sich

sich aus dem sichtbaren Schauplatze der Welt gleichsam in sich selbst zurückzieht, oft ganz anders denkt und empfindet, als bei Tage; — daß gerade alsdann und sonst vielleicht nie oft die sonderbarsten und lächerlichsten Mißgeburten von Gefühlen und Begriffen in uns entstehen. So dunkel und verworren diese Begriffe und Gefühle aber auch immer seyn mögen; so lebhaft würken sie doch gemeiniglich auf unsere Einbildungskraft, ja selbst auf unser Herz, und empören sich nicht selten gegen die moralischen Grundsätze unserer Natur.

„Ich fürchte mich immer, sagte mir neulich ein rechtschaffener und gelehrter Mann, vor den Augenblicken, die vor dem Einschlafen hergehen. Gemeiniglich habe ich dann wider meinen Willen und ohne alle Veranlassung mit den unschicklichsten Gedanken zu kämpfen, die meine Sittlichkeit und Tugend beleidigen, — und sogar dann oft meine Seele mit ihren häßlichen Bildern durchkreuzen, wenn ich mein Gebet zu Gott richte. Nie fallen mir gewisse die Gottheit und göttliche Dinge entehrende Prädicate so deutlich ein, als wenn ich mich in mein Bette gelegt und das Licht ausgelöscht habe, und nie sehe ich die verführerischesten Bilder der Sinnlichkeit mit allen ihren gefälligen Reitzen so lebhaft vor mir herumtanzen, als wenn ich einschlafen will. Von diesen Augenblicken, fuhr er fort, haben vornehmlich junge Leute beiderlei Geschlechts sehr viel zu fürchten. Ihre lebhafte Phantasie mahlt ihnen

alsdann allerlei Scenen der Wollust mit den hellesten Farben ab, und sie haben dadurch oft schon lange ihre Unschuld verloren, wenn sie gleich noch äußerlich schamhaft erröthen können".

Die Beobachtung, daß Stille und Finsterniß der Nacht unserm Denken und Empfinden gleichsam eine andere Richtung geben können, kommt mir in der That in mehr als einem Betracht merkwürdig vor. Ich finde vornehmlich in ihr einen Grund mehr, wie und warum der menschliche Verstand auf die sonderbare und unphilosophische Lehre von den Einwürkungen böser Geister auf unsern freien Willen gefallen ist, und warum sich die Einbildungskraft der Menschen diese Geister immer unter den fürchterlichsten Gestalten gemahlt hat *). Natürlich mußte jene unnatürliche Lehre immer entstehen, indem man sich den Ursprung gewisser unanständigen Gedanken und Empfindungen der menschlichen Seele deswegen nicht erklären konnte, weil sie ohne

*) Der Teufel wird fast von allen Völkern, die an ihn glauben, schwarz und in einer scheußlichen Gestalt gemahlt. Die Canadier haben ihn mit der rothen Farbe und mit einer ziemlich menschlichen Gestalt beehrt. Er erscheint oft in einem prächtigen Kleide auf ihren Bällen, und man würde ihn nicht erkennen, wenn er seine Krallen, die selbst durch seine Handschuhe hervorstechen, etwas besser verbergen könnte, und den Damen nicht so oft seine bewafnete Hand zu reichen pflegte.

ohne alle Veranlassung von aussen und nicht selten ganz wider unsern Willen in uns entstanden waren. Die Gewalt, welche oft solche unwillkürliche Bilder begleitet, und durch die Schwäche einer unvorbereiteten Vernunft noch sehr vermehrt werden muß, hat die Menschen von je her destomehr angetrieben böse Geister anzunehmen, die uns nach ihrem Gefallen lenken und regieren könnten.

Ich will es versuchen, über jenen Zustand der menschlichen Seele, in welchem sie durch den Einfluß der Dunkelheit auf ihre Begriffe so oft ganz besonders gestimmt, oder eigentlich verstimmt wird, einige Betrachtungen anzustellen; ob ich gleich den Ursprung einer jeden individuellen Vorstellung jener Art nicht angeben kann. Wenn sich gleich unsere Einbildungskraft nach gewissen psychologischen Gesetzen richten muß, und darnach bestimmt wird; so ist sie doch in jedem andern Menschen anders, und ihre Modificationen müssen bei jedem einzelnen Menschen nach tausend localumständen abgemessen werden, wenn man ihre Würkungen in Rücksicht einzelner Menschen erklären will. Vielleicht würden wir viel grösere Schritte in der Seelenlehre thun, wenn uns mehrere aufgeklärte Männer richtige und wahrhafte Tagebücher ihrer Einbildungskraft mit den jedesmaligen localumständen einzelner Bescheinungen derselben mittheilen würden. Doch zur Sache!

Wenn

Wenn die Zeit des Schlafs herannahet, so bemerken wir deutlich, daß in unserm Körper sowohl als in unsrer Seele mancherlei Veränderungen vorgehen. Jener geräth durch den Druck des Bluts auf unser Gehirn in einer Art Erschlaffung, welche mit einem wohlthätigen Gefühl der Ruhe verbunden ist, das gleichsam alle unsere Sinne berauscht. In dieser Berauschung verrichten unsere Organe nur gleichsam noch die Dienste der Invaliden, sie stellen uns die Objecte nicht mehr deutlich, sondern verworren dar, und unsere Seele nimmt aus schwesterlicher Bekanntschaft mit dem Körper an diesem Zustande Theil. Es erfolgt eine unwillkürliche Verwirrung ihrer Ideen, welche Haller nicht ganz unrichtig ein *delirium* nennt. Unsere Gedanken verlieren und verwischen sich nach einander. Einige bleiben zuletzt noch mit einem dunkeln Schimmer in uns zurück, bis auch diese nach und nach verschwinden, und unsere Seele, sich ihrer gänzlich unbewußt, in den Zustand des Schlafs sinkt.

In dieser Zwischenzeit zwischen Schlaf und Wachen bemerken wir nun gemeiniglich jene bizarren, bald lächerlichen und unanständigen, bald auch fürchterlichen Bilder, welche unsere Seele durchkreutzen, und deren Ursprung noch ein Räthsel in der Psychologie zu seyn scheint. Bisweilen erinnern wir uns alsdann auf einmahl, ohne eine Ideenassociation in uns wahrzunehmen, aus der man sich das Erinnern erklären könnte, Dinge, die wir längst

ver-

vergessen hatten; es fallen uns Scenen aus unserer Jugend ein, die wir mit einer erstaunlichen Pünctlichkeit gleichsam vor unsern Augen vorübergehen sehen; oder wir erblicken einen hell leuchtenden Gegenstand, eine abscheuliche, menschliche Gestalt, eine Leiche, einen Abgrund, ein reitzendes Frauenzimmer, einen lächerlichen Kontrast zwischen zwei Gegenständen; oder wir hören einen deutlichen Glockenschall, ein Wort wird uns ins Ohr gerufen, u. s. w.

Besonders merkwürdig sind in diesem Mittelzustande der menschlichen Seele manche Empfindungen unseres Herzens und Gewissens. Mit einer innern lebhaften Wehmuth erinnern wir uns dann oft eines Fehlers unserer Jugend, welcher während daß wir wachten, keine solche unangenehme Empfindung in uns zu erregen pflegte; wir erröthen in der stillen Einsamkeit der Nacht bei gewissen Gedanken vor uns selber, wenn wir gleich den ganzen Tag über von diesem Gefühl verschont wurden. Ein andermahl überrascht uns eine hüpfende Freude, ohne daß wir wissen, worüber wir uns freuen; eine Bangigkeit, ohne daß wir wissen, worüber wir bange sind. Wieder ein andermahl verlieren wir uns mit unsern finstern Gedanken in einem endlosen Himmelsraum, in unendlichen Zahlen und Kreisen, — ja manche Menschen fühlen in jenen Augenblicken heftige Unruhen über die Gewißheit ihres Glaubens, und werden von unglücklichen Zweifeln über die

Fort-

Fortdauer ihrer Natur gefoltert, davon ich nächstens ein merkwürdiges Beispiel mittheilen will.

Alle diese besondern Modificationen unserer Seele sind nichts anders als Folgen unserer durch Dunkelheit und Finsterniß der Nacht lebhaft gewordenen Einbildungskraft. Diese Kraft unserer Seele würkt zwar im Wachen beständig fort, und es geht nichts in jener vor, woran sie nicht bald auf eine nähere, bald entferntere Art Antheil haben sollte; allein sie bekommt alsdann die Alleinherrschaft über unsern Geist, wenn sich unsere Sinne schließen. Nun bleibt diesem nichts mehr übrig, was ihn von aussen zerstreuen könnte, und er muß sich nun, wenn ohnehin seine Ideen durch das Herannahen des Schlafs verdunkelt werden, unwillkürlich dem Spiel seiner Phantasie überlassen, die jetzt ohne Aufsicht des Verstandes, die im Wachen gesammelten Bilder unter einander wirft, und, noch ehe wir einschlafen, den Stof zu tausenderlei Träumen bereitet.

Unser Gefühl im Wachen lehrt es uns ja überdem schon, daß eine Empfindung oder Vorstellung nicht in einem so hohen Grade lebhaft werden kann, so lange neben ihr eine Menge anderer heterogener Empfindungen entsteht, welches im Wachen offenbar geschieht. Unaufhörlich strömen uns neue Vorstellungen alsdann zu. So lange also ein solcher Wechsel, ein solches Zuströmen von immer neuen Ideen und Empfindungen da ist, und unsere Seele

also (ich verstehe in einem gesunden Zustande) ihre Aufmerksamkeit theilen muß, pflegt auch unsere Einbildungskraft noch in ihren Gränzen zu bleiben. Sie kann nicht nach ihren eigensinnigen Launen handeln, wenn sie zu oft, wie im Wachen, gestört wird; — aber sie nimmt an Stärke (so wie alle Kräfte der Seele) erstaunlich zu, wenn sie allein handeln kann *).

Aus eben dieser Alleinwürksamkeit der Phantasie lassen sich nun vornehmlich die wollüstigen Bilder

*) Blinde Leute haben daher einen sehr hohen Grad von Einbildungskraft, welcher bei ihnen gleichsam den Sinn des Gesichts ersetzt. Ich ging vor einiger Zeit mit einem Musicus, der in seinem vierten Jahre durch die Blattern blind geworden war, in einem Garten spatziren. Ich fragte ihn: ob er wohl eine deutliche Vorstellung von einem Baume, seinen Früchten, von diesen und jenen Blumen habe? Ich erstaunte, wie ich ihn diese Gegenstände mit einer Richtigkeit beschreiben hörte, als ob er sie vor sich sähe. Ich habe alles, sagte er mir, von meinem dritten bis vierten Jahre so erstaunlich lebhaft in der Seele behalten, daß mir mein würkliches Gesicht selbst keine deutlichern Vorstellungen würde geben können. Welche Vorstellung, fuhr ich fort, ist Ihnen aber wohl nach Ihrem Gefühl die allerlebhafteste, die Sie in sich wahrnehmen? — ein freundliches Lächeln verbreitete sich über sein ganzes Gesicht, er drückte mir die Hand recht innig und lebhaft, und rief laut aus: die Vorstellung eines Mädchens, — eines Mädchens!

der erklären, welche uns des Nachts beunruhigen und unsere Schamhaftigkeit beleidigen. Wenn der menschliche Körper von den Arbeiten des Tages frei der Ruhe genießt, und die Seele mit ihrem Nachdenken sparsamer zu Werke geht, führt die Einbildungskraft die Bilder der sinnlichen Bedürfnisse näher vor uns vorbei, einmahl, weil sie immer die öftern Vorstellungen der Seele in ihrem ruhigen Zustande zu seyn pflegen, und durch die Gewalt der Gewohnheit die stärksten geworden sind, und denn zweitens, weil durch die Entkleidung des menschlichen Körpers, durch die weiche lage auf dem Bette, und durch das Erinnern an verliebte nächtliche Zusammenkünfte, vielleicht aus lange vergangenen Zeiten, unsere Phantasie sehr leicht und lebhaft gereitzt werden kann; — sehr leicht, weil, wie ich schon gezeigt habe, sie nicht von sinnlichen Eindrücken des Nachts so oft gehindert wird; sehr lebhaft, weil sie sich, wenn unsere Augen geschlossen sind, gewisse Nudidäten viel deutlicher, als sonst, vorzustellen pflegt.

Etwas schwerer scheinen mir die Erklärungsarten zu seyn, — wie gewisse unanständige Prädicate uns gegen heilige Dinge, die wir doch schätzen und lieben, einfallen, wenn wir unsere Augen schließen; worüber ich aber auch viel Leute habe klagen hören, daß sie im völligen Wachen damit geplagt wären. Ich vermuthe, daß Leuten, die sich dieser Gedanken nicht enthalten können, und deren

in

in Berends Lebensgeschichte, (siehe das vorhergehende Stück) sonderbare Beispiele vorkommen, auf einmahl und ganz von ohngefähr ein dergleichen unheiliger Gedanke sehr auffiel, indem sie ihn würklich von andern hörten, z. B. ein Fluch gegen die Gottheit u. s. w.; oder indem Subject und Prädicat in ihrer Seele durch den Contrast zufällig nebeneinander gestellt wurden. Wir sind diesen Empfindungen und Vorstellungen, welche das Gefühl des Contrasts in uns erregt, auch in andern Stücken unzählig oft unterworfen, und unsere Seele hat einen offenbaren Hang dem Contraste nachzugehen, daher ihn auch Hume als einen Verbindungsgrund unserer Ideen annimmt *).

Wir bemerken nehmlich eine Neigung und eine Leichtigkeit in uns, wenn wir uns eine Sache vorstellen, auch an ihr Oppositum zu denken, und

*) Contrast or Contrariety is a connexion among Ideas: but it may, perhaps, be considered as a mixture of *Causation* and *Resemblance*. Where two objects are contrary, the one destroys the other; that is, the cause of its annihilation, and the idea of the annihilation of an object, implies the idea of its formes existence.

Siehe Humes Versuch of the association of Ideas, worin noch manche andere herrliche Aufschlüsse über die Natur unserer Begriffe vorkommen.

Digitized by Google

und diese Neigung hat ihren Ursprung ohnstreitig in der Erfahrung, indem wir nicht nur viel entgegengesetzte Dinge täglich um und neben uns wahrnehmen, sondern auch durch den Umgang mit andern, und durch die Natur der Sprache alle Augenblicke darauf hingeführt werden. Es kann uns also auch wohl sehr natürlich ein unanständiges Prädicat zu einer heiligen Sache einfallen, welches ihr zwar selbst nicht eigen ist, welches wir ihr aber andichten, weil es als ein *Oppositum* unserer Neigung zum Contrast schmeichelt. Daß wir aber uns eines solchen Prädicats immer wieder so leicht erinnern, kommt wohl daher, weil es uns in seiner Verbindung mit einer heiligen Sache zu sehr auffällt, und weil wir etwas Verbotenes dabei wahrzunehmen glauben, wozu alle Menschen eine Neigung haben. Hätte man immer diese Gründe näher untersucht, so würde man nicht dergleichen Erscheinungen dem Teufel aufgeladen und eine Menge Menschen von den unglücklichsten Gewissensunruhen leichte geheilt haben, sie sich oft schon für verdammte Menschen hielten, weil sie jene unheiligen Gedanken nicht loswerden konnten.

Der Traum besteht in einer fortgesetzten Thätigkeit unsrer Seele, wenn sich unsere Sinne geschlossen haben, und kann auf eine dreifache Art entstehen: 1) durch einen äußern Anstoß, eine äußere Veränderung unseres Körpers; 2) durch eine innere

Ver-

änderung deſſelben; 3) durch eine eigene Bewegung der Seelenkraft, ohne jene Veränderungen des Körpers, eben ſo, wie wir im Wachen unzählig oft Vorſtellungen in uns wahrnehmen, welche alleinige Folgen unſrer Seelenkraft, ohne Eindrücke auf den Körper ſind.

Bei Träumen, die durch den äußern Eindruck gewiſſer Gegenſtände auf unſern Körper hervorgebracht werden, fühlen wir nicht immer den Eindruck ſelbſt, auch nicht immer in dem Organ, wo die Empfindung geſchehen war, und endlich auch nicht immer gerade ſo, wie der Eindruck würcklich beſchaffen war. Alles dies trifft auch bei den innern Veränderungen des Körpers zu, in ſo fern ſie gewiſſe Träume veranlaſſen. Die Seele handelt in dem Augenblick, da ſie im Schlafe etwas empfindet, ſo erſtaunlich geſchwind, daß ſie nicht einmahl dieſe Empfindung zu bemerken ſcheint; ſondern gleich zu neuen Ideenreichen forteilt; wahrſcheinlich vergißt ſie in den mehreſten Fällen gleich das Wo des ſinnlichen Eindrucks, oder ſie vergrößert und verkleinert nach Gefallen die Empfindung. Wir träumen z. B. daß wir einen ungeheuren Balken zwiſchen unſern Zähen halten, hier hat die Seele das Wo ihrer Perception noch nicht vergeſſen; — warum? das weiß ich nicht, genug ſie hat es noch nicht vergeſſen. Endlich fängt uns der Balken zu ſtechen und zu drücken an, wir wachen auf, und finden, daß ſich eine Feder des Bettes zwiſchen unſere

Zähen gedrängt hat. Doris hat einen Liebhaber, den sie inbrünstig liebt, sie geht mit den lebhaftesten Gedanken an ihn zu Bette, Joli ihr Hund liegt in ihren Armen, — sie träumt, ihren Liebhaber bei sich zu haben, und drückt den armen Joli bei nahe zu Tode; — — in allen solchen Fällen setzt die Seele ihre Perception immer dahin, wo sie würklich entstand, nur daß sie andre Bilder mit der Empfindung vereinigt, und an diese Bilder, weil es andre Bilder sind, auch andre Empfindungen knüpft. Wir empfinden, sagt ich vorher, den sinnlichen Eindruck, der einen Traum veranlaßt, auch nicht immer in dem Organ, worauf oder worin er geschahe. Der Kitzel an einem Theile meiner Haut kann im Traume die Idee in mir erwecken, daß ich eine Pastete esse, obgleich der Kitzel nicht unmittelbar auf meiner Zunge war. Der erste sinnliche Eindruck kann auch so schwach seyn, daß ihn die Seele überhaupt nicht bemerken würde, wenn er nicht durch hinzugekommene andere Bewegungen in den Fibern endlich zur Seele gelangte. Ueberhaupt unterscheidet sich der Zustand des Wachenden auch dadurch von dem eines Träumenden, daß er den Ort der Empfindung angeben und dieser ihn nicht allemahl angeben kann, weil im Traum die Phantasie nicht eigentlich die Gegenstände, die von aussen auf uns würken, zu unterscheiden im Stande ist, und weil sich unsre Empfindungen alsdann leichte mit einander vermischen.

Es

Es frägt sich, welche Art Träume die häufigsten sind, die, welche durch den Körper, oder die, welche durch die Seelenkraft allein veranlaßt werden? Um dies genauer zu bestimmen, müßten wir den menschlichen Körper würklich genauer kennen. Er kann tausend Gedanken und Empfindungen im Wachen sowohl als im Traum in uns veranlassen, ohne daß wir es wissen, daß er sie veranlaßt hat, und vielleicht giebt es keinen einzigen Traum, der nicht durch einen uns freilich oft unbekannten Einfluß des Körpers aufs Gehirn veranlaßt wird, ob ich gleich nicht behaupten möchte, daß wir bei einer völligen Gesundheit unsrer animalischen Maschine nicht träumen. Eben so schwer ist es nun auch zu beantworten, warum und wie die Seele bei ihren Träumen diesen und jenen Weg und keinen andern nimmt, warum sich die Ideen so und nicht anders associirten?

Daß diese Association nach den bekannten Gesetzen der Einbildungskraft erfolge und erfolgen müsse, ist wohl nicht zu läugnen, und auch in dem verworrensten Traum giebt es noch einen Zusammenhang, wo eine Idee an die andre gekettet ist, ob wir gleich darin bei den Wiederhohlungen desselben im Wachen ungeheure Lücken und Sprünge wahrzunehmen glauben *). Vielleicht würden wir

*) Sonderbar ists mir immer vorgekommen, daß wir die Sprünge unsrer Phantasie während des Traums selbst

dieſe ſonderbaren, oft ſich widerſprechenden Aſſociationen genauer verfolgen können, wenn wir immer mit der Grundidee des Traums bekannt wären, an welche ſich der ganze Traum ankettet. Aber eigentlich wiſſen wir nie mit Gewißheit, von welcher Idee der Traum ausgegangen iſt und mit welchen Nebenvorſtellungen, die hernach wieder Hauptvorſtellungen wurden, er ſich verbunden hat. Daß jeder Traum aber würklich von einer gewiſſen Grundidee ausgehen müſſe, iſt wohl nicht zu bezweifeln, und daß eben dieſe Idee gemeiniglich eine Folge von einer Bewegung in unſern innern oder äußern Organen ſey.

Manche Leute behaupten, daß ſie nie träumen. Leſſing gehörte darunter. Allein ich glaube, daß ſie ihre Träume ganz wieder vergeſſen, wenn ſie aufwachen.

(Die Fortſezung künftig.)

ſelbſt nicht zu bemerken ſcheinen, daß ſie uns lange nicht ſo ſehr, wie im Wachen, auffallen. So lange wir träumen, ſcheint alles einen ſehr guten Zuſammenhang zu haben, es kommt uns ſelten etwas unnatürlich vor, ja das allerunnatürlichſte ſcheint uns oft etwas ſehr gewöhnliches und natürliches zu ſeyn, worüber wir doch erſtaunen, ſobald wir aufwachen.

---

3) Ein

3.

Ein Traum.

Der seel. Prof. Meier in Halle wurde eines Tages zu einem seiner Zuhörer gerufen, welcher gefährlich krank war. Der Patient versicherte seinem Lehrer, daß er gewiß sterben würde, weil er darüber einen sonderbaren Traum gehabt habe, und er habe ihn (Meiern) vornehmlich deswegen zu sich kommen lassen, um ihm diesen Traum anzuvertrauen, welchen er selbst wörtlich aufgezeichnet und in sein Schreibpult verschlossen hätte. Er gab darauf Meiern den Schlüssel dazu, und bath ihn, die in einem gewissen Kästchen befindlichen Papiere nach seinem Tode zu sich zu nehmen, und wenn sein Traum eingetroffen sey, ihn der Welt bekannt zu machen.

Der Student starb auch würklich kurze Zeit darauf, wie er vorher gesagt hatte; Professor Meier öffnete das Schreibpult, und fand ein versiegeltes Päckchen, worinn denn folgender Traum des Verstorbenen aufgezeichnet war:

„Ich ging vor einiger Zeit auf dem hallischen schönen Kirchhofe vor dem Galgthore spatziren. Die vielen vortrefflichen Leichensteine und Epitaphien gefielen mir ausserordentlich, ich besahe eins nach dem andern, las ihre Aufschriften, und wollte mich endlich entfernen, als ich auf einen Leichenstein stieß, wel-

welcher mir besonders auffiel. Ich las nehmlich mit größtem Erstaunen meinen eigenen Vor- und Zunahmen darauf; aber noch bestürzter wurde ich, als ich sogar den Tag meines Todes darauf angezeigt fand. (Es war auch würklich der Tag des Monats, in welchem der Student starb.) Es überfiel mich eine unbeschreibliche Angst, ich fing am ganzen Leibe zu zittern und zu beben an. Nur das Jahr meines Todes war mir nicht deutlich genug, der Leichenstein war hie und da mit Moos bedeckt, und einer von diesen Moosklumpen saß gerade auf der vierten Ziffer der Jahrzahl. Meine Neugierde, so ängstlich sie mich auch machte, trieb mich an, vollends zu größter Gewißheit zu gelangen, ich wollte das Moos wegkratzen, um auch die vierte Ziffer kennen zu lernen; — aber in dem Augenblick erwachte ich". — —

Der Student vermuthete, daß die mit Moos bewachsene Ziffer der Jahrzahl die gewesen sey, welche man eben damahls schrieb, als er krank wurde. Prof. Meier erzählte alsbald seinen Zuhörern diesen Traum, welche auf ihn selbst einen tiefen Eindruck gemacht hatte, ist aber, so viel ich weiß, noch nicht gedruckt worden. Ich habe die Erzählung aus des seel. Meiers eigenem Munde.

Halle den 2ten Nov. 1786.

N —.

4) Auffer-

4.

Auſſerordentliches Gedächtniß.

(Gentlem. Magazine. Febr. 1751.)

Im Jahr 1751 lebte in dem Flecken Elmton, nahe bei Cheſterfield in Derbyſhire ein Mann, Jedediah Buxton genannt, welcher damahls ohngefähr 50 Jahr alt, und in ſeiner Jugend ſo ſehr vernachläßigt worden war, daß er nicht einmahl ſeinen Namen zu ſchreiben wußte. Nur das Einmahleins hatte er als ein Knabe gelernt, und dieſes und ſein Fleiß haben ihn in den Stand geſetzt, daß er allein durch Hülfe ſeines Gedächtniſſes, und zwar mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit 5 bis 6 Zahlen durch eben ſo viel andere multipliciren oder dividiren kann. Herr Holláday fragte ihn einſt: Wenn ein Feld 423 engliſche Ellen lang und 383 breit wäre, wie groß die ganze Quadratfläche ſeyn würde? 162009 engliſche Ellen, war die Antwort nach zwei Minuten. Auf die Frage: wie viel Morgen beſagtes Feld betragen würde? ſagte er nach eilf Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 engl. Ellen und $\frac{1}{4}$ Als er ſagen ſollte, wie viel Gerſtenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in 1 und $\frac{1}{2}$ Minute: 1520640. Um auszurechnen, wie vielmahl ſich ein Kutſchrad, 6 engliſche Ellen in der Peripherie, auf einem Wege

von 204 Meilen umdrehen müßte, antwortete er nach 13 Minuten: 59840 mahl. Noch erstaunlicher sind folgende Beispiele von dem ausserordentlichen Gedächtnisse des J. Buxton. Hr. Saxe traf ihn einmahl bei seiner Arbeit an (er war ein armer Tagelöhner, der in Lumpen einherging) und legte ihm zur Probe die Frage vor: wie viel Cubiczoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23145789, die andere 5642732, und die dritte 54965 englische Ellen in sich enthielten? Er sagte ihm ein einzigesmahl diese Zahlen deutlich nach einander vor, und Buxton fing in seinem Kopfe mitten unter seiner Arbeit und und unter dem Geräusch von mehr als 100 Mitarbeitern zu rechnen an. Hr. Saxe hatte sich unterdessen entfernt, rechnete die Aufgabe mit der Feder aus, und kam ohngefähr nach 5 Stunden wieder zurück. Buxton sagte ihm: daß er mit seinem Exempel fertig sey, und fragte: von welchem Ende er die einzelnen Ziffern seiner Summe ansagen sollte? Saxe zog seine Schreibtafel heraus, und Buxton sagte ihm die in seinem Kopfe berechnete Summe von 28 Zahlen ohne den geringsten Fehler her.

Millionen, Millionen über Millionen Tribes und Cramps u. s. w. (so nante er seine langen Reihen von Zahlen) waren ihm eben so geläufig als Pfunde, Schillinge und Pence. Er erzählte dem Hrn. Hollioay, daß er im Jahr 1725 ohngefähr einen Monat lang von seinen Gedächtnißrechnungen ganz ver-

verwirrt gewesen wäre, und zuletzt 7 Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Damahls hätte er nehmlich folgende Fragen beantworten sollen: wie viel Gerste, Wicken, Erbsen, Weitzen, Haber, Rocken, Bohnen, Linsen, ein Raum von 2026 8000 0360 Meilen, jede cubisch gerechnet, fassen könnte? und wie viel Haare, jedes ein Zoll lang, diesen Raum füllen würden? Er nahm die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seiner Maaße, so wie er es ausgerechnet, war folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten- 300 Weitzen- 512 Rocken- 180 Haberkörner, 40 Erbsen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linsen, 2304 zolllange Haare. Hieraus schloß er folgende Größen: in einer Cubicmeile sind enthalten 14 tausend 93 Millionen, 420 tausend und 936 Quarterr, 1 Scheffel, 1 Metze, 1 Maaß, 3 Nößel und $5\frac{1}{4}$ Cubiczoll von einer Art Korn. Fünftausend 451 Millionen, 776 tausend Ellen in einer Cubicmeile sind 254 Millionen Millionen, 358 tausend 61 Millionen und 56 tausend Zoll, und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist und 2304 Haare einen Cubiczoll ausmachen; so gehen 586 tausend 40 Millionen Millionen 972 tausend 673 Millionen und 24 tausend auf eine Cubicmeile, wäre aber ein Haar eben so lang als es breit ist, so meinte er, es müßten 28 Tribes, 129 tausend 966 Millionen Millionen,

688 tauſend 305 Millionen und 152 tauſend Haare den Raum einer Cubicmeile anfüllen.

Das Erſtaunlichſte, was wohl jemahls ein menſchliches Gedächtniß geleiſtet hat, beſteht darin, daß Buxton folgende aus 39 Ziffern beſtehende Zahl blos im Gedächtniſſe mit ſich ſelbſt multiplicirt hat.

725958238096074007868531656993638851106.

Nachdem er über dieſer ungeheuren Rechnung drittehalb Monate zugebracht hatte, gab er folgende aus 78 Ziffern beſtehende Quadratzahl davon an:

527015363459557385673733542638591721213298966079307524904381389499251637423236.

Buxton ließ ſich in ſeinen Gedächtnißrechnungen durch nichts irre machen, und er fuhr darin während des Sprechens und unter allerlei Geräuſche fort. Man bemerkte auch bei ihm keinen Unterſchied, er mochte lange oder kurze Exempel vor ſich haben. Er fing den andern Tag, ohne ſich zu irren, da wieder an, wo er den vorhergehenden aufgehört hatte, und ſo fuhr er ſo lange in ſeiner Gedächtnißarbeit fort, bis er nach Wochen und Monaten fertig war, wenn die Rechnung ſo viel Zeit erfoderte. Eben ſo wenig machte es ihn irre, wenn er ſeine Rechnung abbrechen und lange Zeit liegen laſſen mußte. Sie ſtand immer mit größter Lebhaftigkeit vor ſeinen Augen, und er ſetzte ſie oft nach Monaten von da, wo er aufgehört hatte, mit

größter

gröſster Richtigkeit fort, und konnte die längſten Zifferreihen, wie mans haben wollte, vor oder rückwärts herſagen. Er war im Stande, denen ihre Fehler ſehr genau zu zeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ ſich von zwei Perſonen ganz verſchiedene Aufgaben unmittelbar hintereinander vorſagen, und gab nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne ſich im mindeſten dabei zu verirren. Fand ſich ja einmahl ein Fehler in ſeiner Antwort; ſo wiederhohlte er die ganze Rechnung und änderte ſeinen Fehler ſelbſt. Sein Gedächtniß war ihm ſo getreu, daß er eine einmahl ausgerechnete Summe nach zwei Monaten noch völlig und ohne Anſtoß wieder herſagen konnte.

5.

Fortſetzung der Folge meines Lebens.

Nun Bruder! hab ich dich wieder. O der Wonne! daß ich dich wieder an meine Bruſt drücken konnte; wie ſüß war mir da das Leben! wie ſeelig, unausſprechlich ſeelig ergoß ſich die Luſt in meinen Buſen, als ich an deiner Lippe hing, und ich die Freudenthränen von deinen, und du die Freudenthränen von meinen Wangen küßteſt. Der ſeligſte Moment meines Lebens, und der eben da erſchien, als der Kelch meines Leidens begann voll zu werden!

Es

Es war ein Tropfen Linderung herabgegossen von jenem, der noch mitten unter den schrecklichsten Erschütterungen unsers Muthes über uns wacht. Ich habe dich wieder, und erst gestern fühlte ich in deinen Armen wieder Jene Seeligkeit mit verjüngtem Seelengenuß; doch du schiedest, um mir sie einst wieder zu gönnen. Empfange nun dieses Blatt, lies die Abwechselungen unseres beschiedenen Theils, und ich fahre fort an dieser angefangenen Materie.

Ich kam mit 10 Jahren, und du, Bruder! mit 11 Jahren nach Sp . . : Ich will ganz aufrichtig von der Seele sprechen. Wir sollten dort die sogenannten 5 untern Klassen studiren; du warst 2 Klassen über mir. Als wir nun unsern Geburtsort verlassen mußten, so ward mir's immer dunkler in der Seele, je weiter wir uns davon entfernten. Daß wir uns nun Vater- und Mutter-los, von den Geschwistern und dem gewöhnten freudenvollen lieben Orte verbannt, von dem Orte, der uns so theuer wegen der vielen unschuldigen Vergnügen war, die wir da im Umgange mit den kleinen Freunden und in unserm eigenen Hause genoßen, und nun auf immer missen müßten, uns in eine ganz unbekannte Lage übersetzt und an einem fremden Ort uns selbst überlassen, von Noth gedrückt, und zu ohnmächtig sehen mußten, als uns in all' dieses sobald schicken zu können: waren traurige Gedanken für mich, die meine ganze Seele beschäftigten; und würklich, das

weißt

weißt du noch Bruder! wie floßen nicht die drei ersten Tage die Thränen über meine Wangen! wie klagte ich laut über mein Schicksal! wie mußte ich eben so viele Nächte schlaflos mit Weinen und Jammern zubringen! und wie war ich so am ganzen Leibe krank! und gewiß, wenn du nicht bei mir gewesen wärest, oder dasselbe empfindliche Herz gehabt, mich eben den Kummer an deinem Gesichte hättest erblicken lassen; gewiß, die Krankheit wäre so lange unheilbar geblieben, bis der Grund gehoben worden wäre; es schmeckte mir kein Essen, keine Freude, kein Vergnügen; abzehrend von Harm und den quälendsten Empfindungen würde ich dem Tode entgegengegangen seyn.

Da aber konnten wir auch würklich fühlen die Größe des Verlustes all' der vergangenen Kinderfreuden und den Werth der Kindheit vor all' dem künftigen Leben, dem ein so sichtbarer empfindlicher Kontrast folgte. Du weist Bruder, wie das finstre Schicksal da schon in der Blüthe uns traf. Mangel an den Nothwendigkeiten unsers Lebens machte uns muthlos, zum Theil auch Mangel an Büchern und stetes kummervolles Streben ein Mittel aufzufinden, benahm uns alle Lebensfreuden. Mit einem Worte: wir empfanden schon das loos der Dürftigen in seinem ganzen Umfange, auf seiner ganzen empfindlichen Seite.

Wir lernten aber auch da schon Welt und Menschen kennnen; wie sichtbar war uns nicht die Verschie-

schiedenheit des Menschenverhältnisses vom Fürsten bis zum Bettler! die vielen aufsteigenden Mittelgrade von dieser untersten Sprosse zu Jener obersten; wie sich Jeder, um sich den Weg durch dieses Leben zu erleichtern, Schätze auf Unkosten und den Schweiß seines Bruders zu sammeln sucht; wie mancher so verdienstlos, durch so niederträchtige, nichtsbedeutende Mittel sich über den Verdienstvollen, über den würdigen Stolz zu erheben sucht, und sich von ihm seinen Müßiggang bezahlen läßt.

„— — — Das Thier erschien.
„Geh, friß dein Korn daheim und schweige!
„so sprach der Fürst, und lies ihn ziehn;
„und so entstunden in dem Staate
„die weltlichen Kanonikate
„für Esel, die auf Polstern ruhn,
„und Sold beziehn, um nichts zu thun.

Pfeffel.

Wir sahen Menschen, wie sie bei all' ihrem Gold den leidenden Bruder hätten verschmachten sehen, so ganz ohne Rührung, seinem Elend, seinem Kummer und seinen Thränen gleichgültig zusehen können, ohne nur einen Tropfen Oel in seine Wunde zu gießen.

Es fehlte nicht viel, uns noch zu überzeugen, daß unumschränkte Habsucht und ein hartes Herz allgemeiner sehen, als ein vernünftiges, weises

Streben

Streben nach Gütern dieser Erde, als ein thätiges Mitgefühl; ja, daß Geiz, so wie an Abscheulichkeit, auch an Allgemeinheit alle Laster übertreffen. Wir fühlten unsere Noth, und wir konnten am besten Beobachtungen über Menschenliebe und über das entgegengesetzte Laster anstellen; wir machten sie, und fanden, wie selten man die alles versüßende Würkungen der erstern, und hingegen wie herrschend die alles verbitternde Würkungen der leztern antreffe; wie wenige die Seelenwonne genießen, die eine zärtliche, innige Theilnehmung an dem Leiden des Bruders gewährt; wie viele gefühllos auf den Elenden herabblicken und dabei die stolze Prunke der verhältnißmäßigen Größe ihrer Glücksumstände empfinden, ohne zu denken, daß eben so zufällig ihr Verhältniß auch Jenes seyn könne, und daß ganz ohne Hinsicht auf Verdienste das Weltglück ausgetheilet sei; ohne zu denken, daß Reichthum, Ansehen, aller äußerlicher Prunk nicht das wahre Glück des Menschen ausmachen, sondern nur Beförderungsmittel desselben seyn können; Güter sinds, und wahre Güter, wenn sie in der Sphäre dieser Bestimmung würken; sobald der Mensch ihre Subordination vergißt, so verfehlt er den Zweck seines Daseyns, anstatt glücklich wird er unglücklich. Nur du, liebe! bist wahres einziges Mittel zum allgemeinen Schöpfungszweck, aber mißkennt von vielen, zu fremd, als daß du unter ihren kontrastirenden, Gift-kochenden Leidenschaften könntest Aufnahme

finden, hast du nur wenige Edle inne. Laß uns, Bruder, laß uns immer diese allbeglückende Göttinn unsere Freundin seyn, so bist du mein Bruder, und Bruder aller Menschen, aller Wesen.

Ich erhohle mich aus einem Strome dahinreißender wonniglichen Gefühle, und erinnere dich wieder, mein Lieber! an unser Sp.... Mein Lehrer war ein Hectikus, jähzornig, und in der Strafe wußte er, wie es meistens geschieht, keine Mäßigung, keine Zweckmäßigkeit zu beobachten. Er hatte eine hämisch-lächelnde Miene an sich; mit diesem hämischen Wesen, das mir Leidenschaft, Befriedigung eines gallsüchtigen Herzens verrieth, konnte er Hände und Rücken der armen Jungen blutig schlagen. Seine Schule schien mehr einem Zuchthause ähnlich, die junge Leute unempfindlich und abgehärtet zu machen, als in sie ein gutes Herz und gemeinnützige Kenntnisse zu pflanzen; von der Lehrart und von der Auswahl der Lehrgegenstände will ich gar nichts melden; denn da herrschte noch der alte Schlendrian, der jetzt noch in den meisten katholischen Schulen über die junge Köpfe forttirannisirt.

Da begegnete mir in der Schule manches, das ich als ungerecht ansahe, mit dem sich gleich mein natürliches Gefühl des Unrechtleidens verband, und mir manchen Thränenguß verursachte, manchen freu-

freudenlosen Tag machte. In diesen Umständen, die eben so sehr auf meinen Geist, als auf meinen Körper würkten, mußten nun auch verschiedene eben so traurige Folgen für mich gegründet werden; ich wurde schüchtern, menschenscheu, zur Melancholie geneigt, auch wohl verstellt, tückisch und mürrisch, welches Unheil in dem Character eines Menschen, welche Ausartung seines sittlichen Wesens, welche verderbende Angewöhnungen haben ihr Daseyn der vernunftlosen Behandlungsart eines Lehrers, dessen Unerfahrenheit und übler Schullaune zu verdanken!

Das 2te Jahr bekam ich einen andern Lehrer, der sein Geschäft besser verstand, seine Schüler nicht so eigensinnig, sondern vernünftiger behandelte; Er war freier von Partheilichkeit, von Vorurtheilen, minder anhänglich an schulgerechte Meinungen; hatte eine angemessenere Lehrmethode, weniger üble Launen und Kathederstolz; Er brauchte nur selten körperliche Strafen, und da mußte er wichtige Gründe haben. Er ermunterte den Fleiß, machte die Trägheit zu Schande, hatte Nachsicht mit der Schwachheit; er ließ sich zu der Fassungskraft eines jeden herunter; sein aufgereimtes Wesen machte dem Trägen sowohl als dem Wißbegierigen die Schule angenehm. In seiner Gesellschaft verlor sich der Eigensinn und das mürrische Wesen, auch des starrsinnigsten Schülers; besonders flößte er uns tolerante Gesinnungen ein, suchte uns den Re-

ligionshaß zu benehmen, den man in den vorigen Jahren einsog, und der in einer Stadt, wie Sp.. ist, so nachtheilig und gefährlich seyn konnte. Diesen Lehrer hatte ich 2 Jahre, und da ich auch eines nähern Umganges mit ihm genoß, so ward ich wieder freier, offener, umgänglicher und munterer, doch nicht so ganz aufgeräumt mehr, daß mich nicht zuweilen eine trübe Stunde überfiel, eine Folge des vorigen Jahres. Dieser Mann fiel, wie ich nachher hörte, in die unseelige Krankheit, Hypochondrie, und ist jetzt der unglücklichste Mensch; dieser Mann, der immer von dem heitersten Gemüthe, von der besten Laune war, stürzt nun auf einmahl in das entgegengesetzte Extrem, wo er sich überall Verfolgungen und Scenen erdenkt, die nie existiren, wo er um sich her nichts als Gift und Dolche, sich auf allen Seiten von Feinden umrungen glaubt; er bildet sich ein: jeder Mensch suche ihn zu verderben; er hat daher nirgends eine bleibende Stätte, und da er ein Mönch ist, so wandert er von einem Kloster zum andern. Indessen leidet er weder von seinen Mitbrüdern noch von seinen Vorgesetzten eine Bedrückung oder harte Begegnung; man ist vielmehr gegen ihn äußerst gefällig und nachgiebig; man sucht alles auf, ihn von seinem Irrwahn zu überführen; alle Bemühung aber ist fruchtlos. Der offenbarste Kontrast zwischen 2 Extremen, ein Fall, der mir eben so unerklärbar, als er contrastirend ist.

Nach diesem Lehrer, den ich nun 2 Jahre hatte, kamen wieder andere Lehrer zum Vorschein, die zugleich die alte Schulform wieder aufstellten; was soll nun aus dem Menschen werden, der sich unter so vielen Abwechselungen, die man mit seiner Bildung vornahm, und immer so entgegengesetzt waren, leidend wie ein Ball verhalten mußte? so gings mir. Was mußten nicht da für Schattirungen, für Mischungen des Characters entstehen? welcher Wirrwarr, und schiefe, unrichtige, unvollkommene Ideen mußten das Gehirn durchkreutzen? Ist es ein Wunder, wenn so der Schwärmer erzeugt wird? Soll daraus nicht erklärbar seyn, was sich mit mir von dieser Zeit an zugetragen hat. Diese Veränderung der Lehrer und der Schulform brachte wieder all' die traurigen Anfälle jener unglücklicher Characterstimmungen zurück.

Aber oft, wenn das Schicksal schwer über mir lag und meine Seele mit Kummer, Mißmuth und trübem Nachdenken erfüllte; wenn ich dann mir eine Bewegung machte, die auf etwas anderweitiges als auf den traurigen Pfad dieser alles verbitternden Gedanken führte; dann ward mirs so wohl und leicht, und Friede herrschte in meiner Seele, und mit frohem Sinne unternahm ich jedes mir aufstoßende Geschäft, wobei mich nur süßes, glückliches Wonnegefühl begleitete.

Wenn ich dann nachforschte: warum ist dein Gemüth so heiter, so freudig? warum hat Frölichkeit die Würkungen deines Elendes, die du erst unmittelbar in ihrer Betrachtung so betrübt, so schmerzlich fandest, besiegt? dann both sich die Empfindung dar: du kanst ja noch deinem Leiden entgehen, du kannst die unselige Quelle deines Leidens fliehen, und so ihre Würkungen auf deine Empfindung verhindern, du kanst weggehen, den Ort, die Verbindung verlassen, die der Grund deines Kummers sind; und dann wallte in mir ein verworrenes Entschlossenheitsgefühl auf, all' dieses zu thun, und diese unbekannte Entschlossenheit war die wohlthätige Hand, die jenes behagliche Wesen eines erleichterten Schicksals, jene Wollust in meine auflebende Seele goß.

So war öfters mein Gemüthszustand auf den Schulen, und nur äußere Hindernisse, die damit verknüpft waren, hinderten die Würklichwerdung meines Vorsatzes. Oefters auch empfand ich diese erfrischende Wehungen in einem meiner letzten Verhältnisse, von dem ich am Schlusse dieses Aufsatzes etwas erwähnen werde; freylich wurden sie jetzt stärker und anhaltender, da sie meine nachherige Bestätigung fanden, und ich ihnen durch meine Gründe nachhalf.

Andächtelei wurde nun der herrschende Ton bei dem Studenten in Sp..; ein Wesen, das Wahr-

Wahrheit und Rechtschaffenheit zerstört; ein Wesen, das Bosheit und Gift unter das Gewand der Heuchelei verbirgt; das alles Gute, alles Streben der Seele verstimmt, den Grund legt zum verdorbensten und gemeinschädlichsten Menschen. Wo Andächtelei herrschst, ist der gesunde Menschenverstand Sünde, und der Gebrauch desselben Ketzerei; da man sie als die Grundfeste, als das Wesentliche der Religion ansieht, so macht sie den rechtschaffensten Mann, den Mann, der Wahrheit lieb hat und sichs merken läßt, zum Ketzer, zu einem Gegenstand ihres Hasses, dessen Antheil Fluch und Scheiterhaufen sind.

In der Schule wurde das Herz mit Intoleranz und Aberglauben erhitzt, der Kopf mit Dummheit und Seichtheit angefüllt; wie konnten sich andere als eben diese leidige Folgen in dem Character des Jünglings anlegen? Eine besondere Etiquette war's, am letzten aus der Kirche zu gehen. Da ich einstens eine Lobrede auf den h. Aloiß hörte, so ward meine Einbildungskraft durch die ausschweifende Erhebungen der Tugenden dieses Heiligen so schwärmerisch entzündet, daß ich mir augenblicklich vornahm, ein eben so großer Heiliger zu werden, mir eben so Abbruch zu thun, mich eben so zu quälen als Aloiß, und einstens fähig zu werden, Wunder zu würken, und gewiß eben diese Gabe Wunder zu würken war mir die schmeichelhafteste Aus-

ſicht, der hauptſächlichſte Antrieb zu dieſem Entſchluß; es war mein größter Ernſt, nicht eher nachzulaſſen, bis ich einmal Wunder würken könnte, mit denen Gott immer ſo freigebig war *) In dieſer Abſicht geiſelte ich mich täglich dreimal, ſchlug mich bis aufs Blut; faſtete ſtrenge; vergoß ganze Thränenſtröme; ſeufzete unaufhörlich; betete Tag und Nacht auf der Straße und zu Hauſe; legte bei der Nacht Steine oder Bretter unter mein Haupt; ſchlief auch wohl auf der Erde; gab mir alle Mühe, auch andere zu einem eben ſo heiligen Lebenswandel zu bekehren u. ſ. f. Dies dauerte einige Wochen, bis der Eifer von ſelbſt erkaltete.

Mit jenen Ideen, einſtens ein Wundersmann zu werden, verband ſich als Folge, Stolz und Intoleranz. Was kann man nicht alles aus einem jungen Herzen modeln! welche unſeelige Verſtimmungen und Zerrüttungen, die öfters ſo lange Zeit und durch ſo viele Mühe nicht können wieder gut gemacht werden, gründen Aberglauben und Vorurtheile! Für Religionsſchwärmerei ſteht beſonders das junge Herz offen, wie ich ebenfalls ſchon ein Beiſpiel im 1ten Stück des 4ten Bandes dieſes Magazins geliefert habe.

Be-

*) freygebig geweſen ſeyn ſoll. Gott iſt und kann nicht freigebig mit Begebenheiten ſeyn, die der ewigen Weisheit ſeiner Plane entgen ſtehen.

P.

Bestimmtere Züge, die entweder minder interessant und bemerkbar oder zu wenig ausdaurend waren, sind theils für ihre Darstellung zu verwirrt oder obliterirt, als daß ich sie hier anführen sollte. So war also ohngefähr mein Zustand, in dem immer eine Modification Ursach und Würkung war, die Zeit, als du bei mir warst, Bruder! und als N.. bei mir war, 5 Jahre durch; dein flüchtiger, leichtsinniger Character stimmte freilich nicht mit meinem schwermüthigen, trüben, leutscheuen Geiste so ganz überein; doch, wir waren 3 Jahre beisammen, und ich wünschte, daß wir uns nie hätten trennen dörfen; denn wir theilten mit warmem Herzen einander unser Leben und die frühen, harten Schicksale desselben; und als du mich verließest, um zu B.. Philosophie zu studiren, da wie blos fühlte ich mich nun dem Wellenspiele überlassen! wie erfüllte dein Verlust meine Gedanken mit Wehmuth und mein Leben mit Ueberdruß! Obschon ich wieder unsern N.. zu mir bekam, so warst du mir doch schon so alles geworden; du kanntest mein Verhältniß, meine Bedürfnisse, und so innig war ich mit dir verbunden, daß ich in deinem Umgange vor allem, was mich widriges umgab, die Hälfte nicht empfand; nun mußte ich allein die Bürde tragen, bis ich endlich nach B.. kam.

Da fühlte ich nichts von Kummer, nichts von Unglück; denn glücklich war ich da, wenn ich Nahrung, Kleider hatte und mein Studium gut voranging. Eine gute Schuleinrichtung und Aufklärung überhaupt hatte in B . . schon ziemliche Fortschritte gemacht; Licht hatte schon allmählig die Finsterniß verscheucht, und Wahrheit über Aberglauben, Sophysterei und Barbarei gesiegt.

Nun ging eine Veränderung mit den häuslichen Umständen unserer Eltern vor, dabei ich das meiste zu thun hatte; ich mußte unter den rauhesten Winterstürmen, ohne Schonung meines Körpers, Reisen thun, die nicht nur ganze Tage, sondern noch manche Nacht mitnahmen; oft floh mit mir mein Pferd durch die ödesten Gegenden, durch Eisbäche und starre Wälder hin, wo ich nur noch den einzigen Gedanken zu meinem Trost hatte: du thust es für deine Eltern. Aber auch die Folgen davon waren, daß ich in eine tödtliche 6 Wochen-lange Krankheit fiel und gleich nach meiner Genesung ein Recitiv bekam; dieser Zustand dauerte wieder 8 Wochen; der Herr Geheimerath Frank, der sich durch seine mediciniſche Policei so viel Verdienste sammelte, rettete mich vom Tode.

Und hier fängt die Epoche meines Lebens an, die je den wichtigsten Einfluß auf daſſelbe hatte; das

das so viele nachfolgende Scenen, die auf dem Schauplatz meines Individuums erschienen, bestimmte; die so vielen Aufschluß über meinen Character, über meine Selbsterkenntniß verbreitete; die der Grund so mancher physischen und moralischen Phänomene in dem kleinen Bezirke meiner Existenz und meiner jetzigen bestimmten Ichheit ist.

Doch, Freunde der Wahrheit! verarget mir's nicht, wenn ich sage, ich muß schweigen; wenn ich sage, ich hätte die ganze Materie angefangen, wenn meine damalige Lage die jetzige gewesen wäre; aber nun war ich gezwungen, wenigstens sie so weit fortzusetzen, um nicht ganz nutzenlos zu seyn. Und dich, Bruder! der du auch das weitere schon in Händen hast, bitte ich, es zu verbergen, und um Mitternacht es mit einer Schaufelvoll schwarzer Erde zu bedecken. — Ich bin ruhig, sei auch du ruhig, Bruder — und lebe wohl, nimm den zärtlichsten Bruderkuß von deinem ewig guten Bruder

Wien am 17ten Januar 1787.

J. L. A. Schlichting.

---

6) Liebe,

Digitized by Google

6.

Liebe, die gegen den geliebten Gegenstand sehr bitter seyn kann.

Es giebt wenige Menschen, die nicht zuweilen eine Neigung in sich fühlen sollten, Andern etwas Bitteres zu sagen: nicht immer, um sie zu beunruhigen; sondern nur um es zu sagen, um ihren Witz zu zeigen und ihrer Galle freien Lauf zu lassen. Unsere übele Laune ist dann gemeiniglich mit im Spiel, und wir folgen ihren Eindrücken zu schnell, als daß wir immer die Moralität eines Gedankens, einer Handlung genau erwägen könnten.

Die menschliche Seele besitzt einen gewissen Starrsinn, um ihre Entzwecke zu erreichen, und wir können bei aller Gutmüthigkeit des Temperaments oft boshaft werden, um einen gewissen Entzweck zu erreichen. Wir wünschen oft Andere zu ärgern, weil wir sonst keine Gelegenheit haben, ihnen unser Uebergewicht sowohl, als unser Mißfallen zu bezeugen; oft aber denken wir auch nur einen Andern in eine Art Zorn zu versetzen, um zu sehen, wie sich Jener dabei hat, und wie weit wir im Besitz seines Herzens gekommen sind.

Hier sind einige Facta aus meinem Leben.

Ich

Ich liebte eine meiner Freundinnen ganz auſſerordentlich. Unausſtehlich war mir daher jeder Gedanke an eine Untreue, die ſie gegen mich begehen könnte. Sie war verheurathet, ihr Mann war mein Freund und kannte meine Liebe gegen ſeine Frau; verrieth auch deswegen nie einen Widerwillen gegen mich. Ich konnte es ruhig mit anſehen, wenn ſie ihren Mann küßte; allein ich konnte es durchaus nicht vertragen, wenn ihr ein anderer Mann zu gefallen ſchien; und doch hatte es bisweilen das Anſehen ſo.

Ich wurde wüthend; aber meine Wuth war nicht blos ein männlicher Sturm; ich ſuchte meine Freundinn für ihre Coquetterie zu beſtrafen, und ich konnte dies nicht beſſer thun, als wenn ich ihr Bitterkeiten ſagte, die ihr weiches Herz durchaus nicht vertragen konnte. Ich ſpornte meine üble Laune gleichſam an, um ihr Galle zu erregen; redete von Weibern, die ihre ganze Seeligkeit darin ſetzten, Männer an ſich zu ziehen und ein Heer von Anbetern um ſich zu haben; ſchilderte dieſe Weiber auf eine gehäſſige Art, ſatyriſirte aufs bitterſte auf die Coquetterie verheuratheter Weiber. Meine Freundinn verantwortete ſich anfangs mit lächelnder Miene; nach und nach wurde ſie ernſthaft, endlich ſehr ernſthaft, und zuletzt funkelte ihr Auge von Wuth, davor ich mich aber gar nicht furchte, vielmehr war mirs lieb, daß ich ſie ſo weit gebracht

gebracht hatte, denn nun hatte ich nur noch einen Grad von Erboßtseyn bei ihr zu erreichen, wohin ichs bringen mußte, ehe ich ruhig werden konnte. Ich spitzte meine Pfeile noch feiner zu, — sie hörte endlich auf mir zu antworten, und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen. Ich kann es keiner menschlichen Seele beschreiben, wie mir dann zu Muthe ward, wenn ich meine innigst geliebte Freundinn weinen sah. Himmel und Erde lag nun auf mir; jedes meiner Worte kam mir als die ungerechteste Sünde vor, und ich hätte in meinem Gefühl, einem unschuldigen Weibe Unrecht gethan zu haben, vergehen mögen; — — was that ich nun? ich wurde der reuigste Sünder von der Welt, ich beschwur sie, mir zu vergeben, ich weinte selbst wie ein Kind, und küßte ihr die Thränen von den Wangen. In dem Augenblick hätte ich mein Leben für meine Freundinn lassen können, wenn ich ihr dadurch meine innigste Reue zu bezeugen im Stande gewesen wäre; zugleich empfand ich auch dabei eine solche seelige Wehmuth, wenn sie mir zu vergeben schien, und endlich würklich vergab, die ich mit keiner genossenen Glückseligkeit des Lebens vergleichen kann. Ich erinnere mich, daß ich mehreremahl diese sonderbare Rolle mit ihr gespielt habe, und ich spielte sie würklich einmahl blos deswegen mit ihr, um das wehmüthige Gefühl der Reue recht lebhaft zu empfinden und die Vergebung hinterher in ihrem Auge zu lesen. So ein widersprechendes

Ding

Ding ist der Mensch, daß er oft die zu kränken sucht, die er liebt! — und ein so eigennütziges Wesen, daß er sich bei aller Guthmüthigkeit oft an den Unruhen seiner Geliebtesten weiden kann. Ganz anders waren meine Empfindungen, wenn ich Leuten, die es verdienten, durch meine Satyre Pfeile ins Herz schoß; ich war zufrieden, wenn sie getroffen hatten, und war bereit noch spitzere abzuschießen, wenn sie mir bitter antworteten. Ich glaube, daß tausend Menschen gleiche Erfahrungen an sich gemacht haben werden.

O. in Franken.

W.

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Auszug aus M. Adam Berends eigener Lebensbeschreibung. Fortsetzung. 17.

2. Noch ein Beitrag zu dem Leben eines reichen jungen Mannes, welcher das Stehlen und Geldborgen nicht lassen konnte. 40.

3. Gewalt der Liebe, von C. S. H. 47.

4. Raserei aus Liebe und Todesfurcht. 53.

Zur Seelennaturkunde.

1. Vermischte Gedanken über Denkkraft und Sprache. Fortsetzung. 58.

2. Ueber den Einfluß der Finsterniß in unsere Vorstellungen und Empfindungen, nebst einigen Gedanken über die Träume. 88

3. Ein Traum von Hrn. N. 103.

4. Ausserordentliches Gedächtniß des Jedediah Buxton. 105.

5. Fortsetzung der Folge meines Lebens, von J. L. A. Schlichting in Wien. 109.

6. Liebe, die gegen den geliebten Gegenstand sehr bitter seyn kann. 124.

Digitized by Google

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Fünften Bandes zweites Stück.

Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Nachdem in den fünf leztern Stücken dieses Magazins die in den ersten drey Bänden vorkommenden Beyträge zur Seelenkrankheitskunde, Seelenzeichen- und Heilkunde; ferner die Abhandlungen über Sprache in psychologischer Rücksicht, über Lebensüberdruß, Taub- und Stumgeborne, Erinnerungen aus frühen Jahren der Kindheit, und endlich über Ahndungen und Visionen revidirt worden sind; so will ich nun in diesem und in folgenden Stücken die noch übrigen vorzüglichen Aufsätze durchzugehen suchen, welche die Seelennaturkunde betreffen.

Digitized by Google

Im 1ten Bandes 1ten Stück Seite 44. wird aus einem Tagebuche (den 18ten Sept. 1780) Folgendes angeführt: „Ein unbedeutender, höchst uninteressanter Ausdruck aus einer Arie in einer Operette, den ich selbst nur vor ein Paar Tagen von einem guten Freunde hörte, welcher ihn sich zu wiederholtenmalen aus Langerweile vorsang, kam mir heute Nachmittag, während dem ernsthaftesten Nachdenken, alle Augenblicke, wider meinen Willen, in den Sinn, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn mir ebenfalls zu wiederholtenmalen vorzusingen, ohne den mindesten Gefallen daran zu finden" u. s. w.

Wer genau auf sich Acht giebt, wird ähnliche Erfahrungen an sich machen können. Es geschieht nämlich oft, daß uns ein gewisser Ausdruck, ein gewisser Ton der Stimme gleichsam so fest in der Seele sitzt, daß wir ihn mit aller Mühe nicht wieder wegbringen können, — ja, daß er durch das Bestreben, ihn zu entfernen, oft noch stärker in uns tönt. Die Ursach von dieser innern starken und bleibenden Impression liegt, wie im erzählten Fall, nicht immer an der Wichtigkeit und Größe des Gegenstandes, oder Gedankens, der ausgedruckt wird, sondern sehr oft wohl darin, daß bey der allerersten Impression die Seele ganz müßig und unthätig war, und jene, da sie von keinen Nebenideen verwischt, oder auch geschwächt wurde, desto tiefer in unser Gehirn eindringen konnte.

konnte. Sonst kann auch noch der Grund in der Art der Impression selbst liegen, in ihrer Neuheit, ihrem Contrast mit andern Impressionen, in der Lebhaftigkeit und Beschaffenheit des Organs, oder auch, wie hier wohl der Fall gewesen seyn mag, und sehr oft bey naiven Melodien der Fall ist, in einer sehr geläufigen und fließenden Tonfolge, die wir uns entweder wirklich deutlich vorstellen, oder davon wir nur ein angenehmes dunkles Gefühl haben. So habe ich mehrere auch unmusicalische Leute gekannt, welche oft, ohne daran zu denken, die Clavierme-lodien der Asmussischen und Schulzischen Volkslieder sangen, und bey dem ernsthaftesten Nachdenken in die Melodie derselben wie halb Begeisterte einfielen.

Eine eben so starke und oft noch stärkere Impression, die uns alle Augenblicke wieder einfällt, und sich zu den ernsthaftesten Gedanken gesellt, obgleich diese Gedanken gar nichts Homogenes mit ihr haben, kann durch einen auffallenden Wortausdruck hervorgebracht werden, davon mir sonderbare Erfahrungen bekannt sind. Ein neuer Fluch, den wir hören, ein witziger Einfall kann uns gegeleng, wider unsern Willen, vor den Ohren schweben. Der Hypochondrist ist in solchen Fällen am unglücklichsten, indem die unbedeutensten Ideen, durch dieses und jenes Wort veranlaßt, gleichsam in seiner Seele anrosten, und ihn gleich Furien verfolgen.

Eine Aehnlichkeit, wenigstens in Absicht des unwillkührlichen Entstehens, haben hiemit diejenigen Wörter, welche auf einmal — wodurch? können wir nicht immer wissen — vermittelst einer schreckhaften und furchtbaren Empfindung auf uns würken, wovon von Seite 85 an im 1ten Stück des 1ten Bandes ein bemerkenswerthes Beyspiel erzählt wird. „Ich hatte mir", sagt Herr Jördens, „niemals eine deutliche Vorstellung davon zu machen gesucht, was das heiße: vom Schlage gerührt zu werden. Ein plözliches Ende des Lebens war alles, was ich mir dachte; der Schall des Worts schien das so mit sich zu bringen. Wie plözlich dies Ende sey, ob etwa mit Schmerz verknüpft, oder nicht, und solcherley mehr, darnach zu fragen, war mir nie eingefallen. In den folgenden (spätern) Jahren befand ich mich einstens in einer Gesellschaft, wo hinter einander von mehrern Personen erzählt ward, die vom Schlage getroffen worden. Ich hörte diesen Erzählungen jezt zum erstenmal mit mehrerer Aufmerksamkeit zu, als bisher geschehen war, und das Bild des Todes brachte Schrecken in mein Herz! Ich ward plözlich unruhig; ich empfand eine gewisse Bangigkeit, die ich sehnlich von mir wünschte. Es ward ein neues Beyspiel erzählt, und ich fühlte eine zitternde Bewegung an meinem Körper. Jede Wiederholung des Wortes Schlag vermehrte meine Unruh und Angst" u. s. w. Diese schreckhaften Empfindungen,

gen, die sich so auf einmal der Seele des H. J — bemächtigten, mogten wohl in der genauern Beschreibung der am Schlage gestorbenen Menschen, in der ängstlichen und weinerlichen Art, womit sie erzählt wurden, und in einer wenigstens abwechselnden Hypochondrie ihren Grund haben, ob er sich gleich S. 90. davon frey spricht. Nicht jeder hypochondrisch-kranke Mensch glaubt, daß er's wirklich ist, und aus der genauen Beschreibung, die der Herr Verfasser von seiner damals kranken Phantasie macht, sieht man deutlich, daß sie mit körperlichen Ursprungs war, und aufhörte, sobald mehr zerstreuende Ideen ihre schwarzen Bilder vertrieben, und sein Körper eine bessere Blutmasse bekam.

Eine ähnliche Erfahrung erzählt Herr M. S. 91. von sich selbst. Dergleichen Empfindungen sind nichts seltenes, und ihre Stärke läßt sich durchgehends durch eine zu stark erschütterte Einbildung erklären, welche jeder andern Idee die herrschende unterzuschieben sucht. Ich kenne einen Mann, welcher auf einmal niedergeschlagen wird, wenn man das Wort: Faulfieber nennt. Seine ganze Heiterkeit verliert sich bey diesem Wort, und er stellt sich keine Todesart schrecklicher, als das Faulfieber vor. Seit einem Jahre hat ihm dieses Wort Höllenqualen verursacht; — erst seit kurzer Zeit kann er davon so ruhig, wie von der gleichgültigsten Sache sprechen hören.

Seite 47. steht ein Aufsatz des Herrn Fischers, Stärke des Selbstbewußtseyns benennt, worin einige wichtige Bemerkungen für die Seelenlehre vorkommen, obgleich das erzählte Factum selbst nichts weiter, als das bekannte Alpdrücken ist. Daß die Seele bey einer gänzlichen Verwirrung der Vorstellungs- und Einbildungskraft dennoch ein ziemlich deutliches Bewußtseyn von sich selbst und ihrem Zustande haben könne, — ist freylich ein paradoxer Satz, der mir äußerst unwahrscheinlich vorkommt. Bey einer gänzlichen Verwirrung unsrer Ideen, — oder bey der gänzlichen Unfähigkeit der Seele ihre Begriffe zu ordnen, und mit Deutlichkeit anzuschauen, läßt sich kein deutliches Bewußtseyn derselben von sich und ihrem Zustande denken, wenigstens in dem Augenblick der gänzlichen Verwirrung nicht. Aber während dieser Verwirrung kann es gewisse Lichtpuncte geben, wo die Seele zu sich selbst kommt, — und in solchen Intervallen kann man sich dann leicht irren, daß man die Gefühle während denselben durch Selbsttäuschung in den Zustand einer gänzlichen (vielleicht nur gänzlich geglaubten) Verwirrung der Denkkraft hinüberträgt.

Dergleichen Zustände sind überhaupt in der menschlichen Seele nicht selten, wo sie aus einer plözlichen Confusion der Ideen in ein eben so schnelles starkes Bewußtseyn ihrer selbst, und umgekehrt zurückfällt. Im ersten Fall pflegt sie sich denn nicht

selten

selten mit mehrerer Lebhaftigkeit als jemals zu beschauen und zu fühlen, und daher sind die Augenblicke, worin Wahnsinnige von ihrer Raserey erwachen, für sie gewiß die unglückseligsten, die man sich denken kann.

Der Brief des Herrn Spaldings an Sulzer im 2ten Stück des 1ten Bandes Seite 38. u. s. w. enthält einen sehr merkwürdigen Beytrag zur Seelenkunde *). Wahrscheinlich war der ganze sonderbare Seelenzustand des Herrn Verfassers aus einer plözlichen Unordnung im Gehirn entstanden, und zwar, wie er richtig bemerkt, wohl nur in einem Theile des Gehirns, weil er während seiner verworrenen Ideen und der Unfähigkeit, sie auszudrücken, sich doch seiner ganz deutlich bewußt war, und eine Beunruhigung über seinen Seelenzustand empfand, auch die körperlichen Objecte von aussen völlig unterscheiden konnte. Wahrscheinlich bewegten sich auch die verworrenen Bilder seiner Einbildungskraft zu lebhaft und zu geschwind, als daß die Seele andere ruhigere Ideen fixiren konnte, und eben daher mogte auch das Verwechseln der gesuchten Wörter und der unwillkürlichen entstehen. Aus dergleichen Phönomenen läßt sich allerdings sehr

*) Man lese hierüber nach, was Mendelssohn S. 46. ff. im 3ten St. 1ter B. dieses Magazins mit wahrem philosophischen Scharfsinn gesagt hat.

viel folgern, und so sehr sie auch eine gewisse uns bisher unbekannte Vereinigung der Organisation mit der Denkkraft sichtbar darthun, so sicher folgt auch davon, daß die Seele, die die sich durchkreuzenden Vorstellungen von sich selber unterscheiden, und über ihre Unrichtigkeit urtheilen konnte, eine eigene von der Organisation unabhängige Selbstthätigkeit besitze. Das Bewußtseyn ihrer selbst läßt sich durch keine Organisation, durch keinen Einfluß der Organisation völlig erklären. Hier erscheint der Mensch als ein geistiges Wesen auf einmal über alle Materie erhaben; so fein wir sie auch subtilisiren und organisiren mögen. — Es ist natürlich, daß sich die Vorstellungen der Seele, durch eine Zerrüttung der Organisation, vornämlich im Gehirn, verwirren können; allein die Vorstellung dieser verworrenen Vorstellungen zeigt von einer ganz eigenen innern Denkkraft der menschlichen Natur, und der Beweis, welchen die Materialisten für ihr System aus jenen Vorstellungen eines verworrenen Gehirns ziehen könnten, ist eigentlich mehr gegen, als für sie.

Der vortrefliche Aufsatz des Herrn Hofrath Marcus Herz über seine eigene Krankheit, S. 44. u. f. w. enthält für den Arzt und Psychologen die interessantesten Winke zur Bereicherung ihrer Wissenschaft, und ich wünschte nichts mehr, als daß von philosophischen Aerzten mehr dergleichen Krankheits-

heitsgeschichten, wo der Körper durch die Seele zu genesen anfing, bekannt gemacht werden mögten. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab die einzige Idee: du bist nun an dem Orte, wo du zu seyn so lange vergeblich gestrebt hast! der Seele ihre Besonnenheit wieder; obgleich der damit verbundene Schlaf eine endliche Folge einer zu langen Ermattung seyn konnte. Jene einzige Idee war die Schöpferinn einer neuen Denkordnung, so wie die gegenseitige angstvolle, nicht an dem rechten Ort zu seyn, durch einen zu starken Druck auf Blut und Gehirn wenigstens die causa socia der Verwirrung seyn mußte. Nur ist mir noch nicht entschieden: ob jene neue Idee, an dem gewünschten Orte zu seyn, eigentlich an sich selbst, oder der damit verbundene Grad der Freude und Leidenschaft der Seele den veränderten Stoß nach einer bessern Richtung gegeben habe, welches letztere mir um so viel wahrscheinlicher vorkommt, weil gerade die qualvolle Einbildung, auf den Strassen und in fremden Oertern herumgeschlept zu werden, das Delirium am meisten unterhielt. Es sind mir mehrere Beyspiele bekannt, wo Menschen durch einen plözlichen Affect der Freude ihre verworrenen Vorstellungen auf einmal verloren, und wieder zu einem deutlichen Bewußtseyn ihrer selbst kamen, — obgleich die herrschende Vorstellung bey ihren Verwirrungen nicht immer grade der Wunsch war, der auch in Erfüllung ging, sondern ein an-

deres Hirngespenst ausmachte. Aus mehreren täglichen Phänomen könnte der denkende Arzt die wichtigsten Resultate für seine Kunst ziehen; eine Kunst, die nur immer etwas Halbes bleibt, wenn er nicht zugleich wirklicher Psycholog ist. Ich wünsche, daß meine Leser hiebey das nachlesen mögten, was der Hofrath M. Herz in der Einleitung seines Buchs, vom Schwindel, mit so vielem Scharfsinn gesagt hat.

Die Geschichte einer sonderbaren Handlungsart ohne Bewußtseyn, (S. 74.) welche Herr G. L. Spalding aus dem Englischen des Lord Monboddo erzählt hat, zeigt deutlich, daß die menschliche Seele sehr viele Ideen, und darauf gegründeter Handlungen fähig sey, obgleich das Bewußtseyn derselben mit einem Augenblicke verlischt. Eigentlich war das angeführte Mädchen eine Nachtwandlerinn am hellen Tage. „Ihr Paroxismus ergriff sie allemal bey Tagszeit, wenn sie schon einige Stunden aus dem Bette gewesen war. Er fing mit einer Schwere des Kopfs und Schläfrigkeit an, die sich in Schlaf endigte, wenigstens in eine Art davon; denn ihre Augen waren fest zugeschlossen. In diesem Zustande war sie vermögend, mit einer erstaunenswürdigen Behendigkeit auf Tisch und Stühle zu springen. Oft rennte sie auch aus ihrer väterlichen Wohnung; dies geschah aber allemal mit einer gewissen Richtung nach irgend einem bestimmten

ten Orte in der Nachbarschaft, und mit völlig verschlossenen Augen. Wenn sie erwachte, fühlte sie sich sehr schwach; aber bald kam sie wieder zu Kräften, und befand sich nun nichts schlimmer; im Gegentheil hatte man sie im Laufen gehindert, so war sie um ein Großes kränker. War sie nun zu sich selbst gekommen; so hatte sie nicht die geringste Erinnerung von dem, was sich während ihres Schlafs zugetragen hatte".

Die Heilung von ihrem Uebel ist in der That sonderbar, und hat viel Aehnlichkeit mit den albernen prophetischen Curen der magnetisirten bremischen Frauenzimmer, ob sie gleich nicht manipulirt worden war. Einige Zeit vor dem Ende ihrer Krankheit träumte sie, wie sie erzählte, das Wasser eines benachbarten Brunnens, genannt Tropfbrunnen, werde sie heilen. Sie trinkt während des Paroxismus und außer demselben sehr viel davon, konnte es auch im Paroxismus genau von andern Wasser unterscheiden. Vor ihrem letzten Paroxismus sagte sie: nun habe sie noch drey Sprünge zu thun, und dann wollte sie nie wieder springen oder laufen. Dies geschah auch wirklich, und jetzt ist sie vollkommen gesund". Ein auffallender Beweis von der Heilkraft der menschlichen Einbildungen.

Erfahrungen und Phänomene von der Art, wie S. 103. angeführt worden, giebt es mehrere. Ich erinnere mich sehr deutlich aus meiner Jugend, daß

daß ich oft eine Neigung in mir wahrnahm, mich in das Mühlgerenne einer Wassermühle hinabzustürzen. Ich kenne Leute, die, wenn sie einen bloßen Degen in der Hand halten, einen Trieb in sich fühlen, den Anwesenden zu verwunden, sich ein vor sich liegendes Scheermesser an die Kehle zu setzen u. s. w. Viele dergleichen Fälle, wo man sich in eine Gefahr hineinzustürzen, einen Drang empfindet, ob man sich gleich davor fürchtet, lassen sich aus einer dunkeln Neugierde erklären, indem man, ob man sichs gleich nicht deutlich vorstellt, zu erfahren wünscht: wie einem in der Gefahr selbst zu Muthe seyn mögte. Oft kann auch der bloße Anblick der Gefahr auf eine mechanische Art unsre Empfindungen in Aufruhr bringen. Das schnell über das Mühlgerenne herabstürzende Wasser nöthigt uns gleichsam das mechanische Gefühl ab, daß wir mit fortschwimmen müßten, und wir handeln dann eben so instinctartig, als ein Thier, welches zu laufen anfängt, wenn das vorhergehende läuft. Billig sollte man dergleichen Fälle, wo wir ganz mechanisch handeln, bey den Beurtheilungen des Selbstmordes mehr von einer physischen als moralischen Seite betrachten, und überhaupt da, wo die Menschen ganz außerordentlich albern, oder böse zu handeln scheinen, sie mit weiser Schonung richten, weil man in hundert Fällen voraussehen kann, daß ein unwillkürlicher Stoß ihrer Leidenschaften sie verführt hat.

Im

Im 2ten Bande 1ten Stück S. 71. ff. erzählt der sel. Kirchenrath Stroth Folgendes: „In meinem dreyzehnten Jahre fiel ich durch einen Zufall in's Wasser, in dessen grundlosen Boden ich so lange steckte, daß ich dem Ertrinken nahe war, bis ich endlich durch Hülfe andrer Leute wieder herausgebracht ward. Von dieser Zeit an glaubte ich, so oft ich zu Selbstbetrachtungen kam, ich sey damals wirklich ertrunken; alles, was ich sähe, hörte oder empfände, seyen keine wirkliche Empfindungen in der Körperwelt, sondern Erinnerungen aus dem vorigen Leben. Ich glaubte keinen Körper mehr zu haben, sondern mich nur dem Geiste nach entweder auf der Erde aufzuhalten, oder doch solche Vorstellungen zu haben, als ob ich mich auf der Erde aufhielte. Und alle diese Einbildungen hatte ich in Jahren, wo ich nichts von Sceptikern und Idealisten gehört hatte u. s. w.“.

Ich kann mir diesen Zustand nicht anders als durch eine dunkle Zurückerinnerung an die Empfindungen erklären, die der gute Stroth unter dem Wasser liegend gehabt haben mogte. Nun wirst du ertrinken, wird dein Geist von dir scheiden! — Diese und ähnliche Ideen konnten damals schnell durch seine Seele gehen; aber auch einen so starken Eindruck im Gehirn zurücklassen, daß diese Idee von Nichtmehrseyn, wenn er zu Selbstbetrachtungen kam, eine solche Lebhaftigkeit annahm, daß

daß sie die übrigen verdunkelte, und seine Seele ganz in den Empfindungszustand seiner Gefahr zurücksetzte, wo er schon aufgehört zu haben glaubte. Eine Empfindung, die ich aus eigener Erfahrung kenne, und einem lebhaften Traume aus einem andern Leben gleicht, übrigens aber mit der Empfindung nichts gemein hat, welche aus einem wirklichen Vernunftzweifel ihren Ursprung nimmt.

C. F. Pockels.

(Die Fortsetzung künftig.)

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Beyspiel einer sonderbaren Ohnmacht.

Ein junges Frauenzimmer, Kammerfrau bey der Fürstinn von **, hatte an einer heftigen Nervenschwäche lange krank gelegen, und war endlich allem menschlichen Ansehen nach gestorben. Ihre Lippen waren bleich, ihr Gesicht hatte eine völlige Todtenfarbe, und ihr Körper war kalt. Man brachte sie aus dem Zimmer, worin sie gestorben war, legte sie in einen Sarg, und bestimmte den Tag, wenn sie begraben werden sollte. Der Tag erschien, es wurden, nach der Gewohnheit des Landes, Sterbelieder vor der Thür gesungen, und man wollte eben den Sarg zunageln und wegtragen, als man auf der Leiche einen Schweiß entdeckte, der lau war, und immer heftiger hervordrang, — endlich beobachteten die Umstehenden sogar einige schnelle Muskelbewegungen an Händen und Füßen des verstorbenen Frauenzimmers. Nach einigen Minuten, währender Zeit sie noch andere Zeichen des Lebens von sich gegeben hatte, schlug sie mit einem erbärmlichen kreischenden Geschrey die Augen auf, und

und bekam die heftigsten Convulsionen. Es wurden geschwind Aerzte herbeygerufen, und nach einigen Tagen war sie schon ziemlich wieder hergestellt, und lebt wahrscheinlich noch.

Sehr sonderbar ist die Beschreibung, welche sie von ihrer Ohnmacht selbst machte, und einen bemerkenswürdigen Beitrag zur Psychologie abgiebt. „Sie gestand nämlich, es sey ihr wie im Traume vorgekommen, als ob sie wirklich gestorben wäre; aber sie habe doch gleichwohl alles deutlich vernommen, was außer ihr während des schrecklichen Todtenschlafs vorgegangen. Sie habe ihre Freundinnen am Sarge reden und über ihren Verlust klagen gehört, habe es gefühlt, als man ihr das Todtenhemd und die Handschuh angezogen, und sie in den Sarg gelegt hätte. Dieses Gefühl sey aber mit einer unbeschreiblichen Seelenangst verbunden gewesen. Sie habe rufen wollen, aber ihre Seele habe durchaus keine Kraft gehabt, auf den Körper zu würken; es sey ihr vorgekommen, als ob sie in demselben, aber auch nicht in demselben mehr wohne. Eben so wäre es ihr nicht möglich gewesen, sich zu bewegen, die Arme auszustrecken, oder die Augen zu öffnen, wenn sie es gleich beständig gewollt habe. Ihre innere Seelenangst hätte aber den höchsten Grad von Marter erreicht, als das Chor Sterbelieder zu singen und man den Sarg zuzunageln angefangen hätte. Der Gedanke: daß sie lebendig begraben werden solle, habe ihrer Seele

den

den ersten Stoß von Würksamkeit auf den Körper gegeben, und diese habe sich mit den Muskelbewegungen ihrer Hände und Füße und mit dem kreischenden Geschrei wieder zu äußern angefangen, nachdem sie vor innerer Seelenangst den schrecklichsten Schweiß geschwitzt. —

Ich habe die Erzählung dieses Factums aus dem Munde der glaubwürdigsten Personen, welche mit jenem Frauenzimmer Umgang gehabt, und es von ihr selbst als einer ernsthaften und wahrheitsliebenden Person gehört haben. An sich ist die Sache auch nichts weniger als unwahrscheinlich, da wir mehrere Beispiele von Ohnmachten haben, wobey die Seele noch einiges Bewußtseyn behält, ob sie gleich nicht, wie sonst, auf den Körper würken kann. Wer mit ängstlichen Träumen geplagt ist, wird oft die Erfahrung gemacht haben, daß man oft schreien, um Hülfe rufen will; daß man es aber bey aller Anstrengung und innern Angst durchaus nicht dahin bringen kann.

Zugleich ist aber auch obiges Beispiel eine Warnung, wie vorsichtig man bey dem Begraben der Leichen verfahren muß, daß sie nicht zu früh begraben werden, und wie leicht es bey starken Ohnmachten geschehen kann, daß Leute lebendig begraben werden.

P.

2.

Ein schwer zu erklärender Traum *).

Zwey Ehegatten, die sehr vergnügt mit einander lebten, erfuhren seit einigen Jahren, daß ein ehliches Band das größte und sanfteste Vergnügen verschaffen kann, als der Mann sich von seinem geliebten Weibe auf einige Zeit, um eine Reise zu machen, trennen mußte. Die Lesung der Briefe von ihrem Gatten war der Dame ihre angenehmste Beschäftigung, und sie laß dieselben jeden Abend wieder durch, ehe sie sich dem Schlaf überließ. Mit dieser Beschäftigung hatte sie einmal einen Theil der Nacht zugebracht, und war mit einem Briefe in der Hand, den sie des Abends vorher bekommen hatte, eingeschlafen. Ihr Gatte versicherte sie in demselben, daß er sich vollkommen wohl befände, und

*) Ich würde diesen Traum für einen in der That schwer zu erklärenden Traum halten, wenn man nur wüßte, was man so selten bey dergleichen Erzählungen weis, ob die ganze Sache **buchstäblich wahr** sey. Die Unsicherheit und Ungewißheit des lieben **historischen** Glaubens steht der Wahrheit der eingetroffenen Träume und Ahndungen eben sowohl entgegen, als das Raisonnement des Psychologen, der aus Gründen der Vernunft jene nicht zugeben kann.

Digitized by Google

und es nicht das Ansehen hätte, als würde er Gefahr laufen *). Auf einmal erwachte sie mit einem kreischenden Geschrei. Ihre Kammerfrauen laufen zusammen, und finden sie in einem kalten Schweiße und in einem Strom von Thränen. „Mein „Mann ist dahin", sagte sie zu ihnen, „ich habe „ihn eben sterben gesehen". Er war an einer Wasserquelle, um welche einige Bäume herumstanden. Sein Gesicht war todtenbleich. Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte sich, das Blut zu stillen, das aus einer großen Wunde an seiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus seinem Hute zu trinken, und schien vom Schmerze durchdrungen, als er ihn die letzten Seufzer thun sah. So erschrocken auch die Kammerfrauen über den Zustand ihrer Frau waren; so bemüheten sie sich doch, ihr Gemüth zu beruhigen, indem sie ihr vorstellten, daß dieser Traum keinen andern Grund hätte, als ihre ungemeine Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl. Die Mutter dieser Dame, welche bey ihr im Hause war, und die man unterdessen aufgeweckt hatte, stellte ihr vor, daß sie ruhig seyn müßte, da sie erst vor wenig

*) Aus diesem Umstande erhellet, daß doch eine Gefahr, z. B. herumstreifende Diebe oder Mörder, vorhanden war. Wie natürlich war es daher nicht, daß sich das zärtliche Weib aus ängstlicher Besorgniß so etwas vorstellen konnte, wovon sie hernach träumte.

Stunden einen Brief von ihrem Gatten bekommen hätte. Allein alles Zureden half bey ihr nichts, sie blieb einmal dabey, daß ihr Unglück ausgemacht und ihr Gemahl nicht mehr sey. Ihre Mutter blieb an ihrem Bette sitzen, und sahe mit Vergnügen, daß sie durch einen heftigen Strom von Thränen entkräftet wieder einschlief; aber es dauerte nicht lange. Sie hatte kaum eine Viertelstunde geschlafen, als sie durch den nehmlichen Traum wieder erweckt ward, und nun gar nicht mehr zweifelte, daß ihr Traum übernatürlich sey. Sie wurde alsbald von einem heftigen Fieber mit einer Verrückung des Gehirns überfallen, und schwebte vierzehn Tage lang zwischen Tod und Leben. Unter der Zeit bekam man wirklich die traurige Nachricht, daß ihr Gemahl unterwegs getödtet sey. Die Mutter, welche für das Leben ihrer Tochter besorgt war, gebrauchte alle Vorsicht, den tödtlichen Streich, den man ihr versetzen mußte, aufzuschieben. Man ließ die Hand ihres Mannes nachmachen, und brachte es dahin, daß sie sich anfangs beruhigte. Als man hierauf ihre Gesundheit wieder hergestellt sahe, so trug man ihrem Beichtvater auf, ihr den erlittenen Verlust zu hinterbringen, und ohnerachtet der Bewegungsgründe, die er ihr vorstellte, sich dem göttlichen Willen zu ergeben, zitterte man lange Zeit für ihr Leben.

Es waren schon vier Monate verflossen, seitdem sie Witwe war, als sie gegen den Anfang des

Win-

Winters nahe bey ihrem Hauſe eine Meſſe hörte. Die Meſſe war faſt vorbey, als ihre Augen auf einen Cavalier, der neben ihr einen Stuhl nahm, fielen, worauf ſie ſogleich ein lautes Geſchrei erhub und in Ohnmacht ſank. Man gab ſich alle Mühe, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie öffnete endlich die Augen, und der erſte Gebrauch, den ſie von ihrer Sprache machte, war, daß ſie ihren Leuten befahl, den Herrn aufzuſuchen, der die Urſach ihrer Ohnmacht geweſen war, und ihn zu beſchwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche weg, und da er hörte, daß dieſe Dame ihn zu ſprechen verlange, folgte er ihr nach. Ach meine Mutter, rief die unglückliche Witwe, als ſie nach Hauſe kam, ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines armen Mannes angehört hat! und ſogleich beſchwor ſie den Officier, ihr von den Umſtänden einer ſo traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Officier konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer, die er niemals geſehen hatte, ihn kennen konnte. Er bat ſie um ihren Namen, und ſtutzte, als er ihn gehört hatte. Inzwiſchen erzählte er ihr, wie ihn ein ungefährer Zufall an den Ort geführt hätte, wo ihr Gatte verwundet worden war, und wo er ihm Hülfe zu leiſten geſucht hatte. „Ich ſahe ihn ſterben, ſetzte der Fremde hinzu, und ob er mir gleich unbekannt war, ſo konnte ich mich doch nicht enthalten, gerührt zu werden, da ich ſahe, das keine Hofnung übrig war,

ihn zu retten. Ich verließ ihn, sobald er gestorben war, ohne zu wissen, wer er seyn mögte; aber Ihr Name, den er bis auf den letzten Seufzer aussprach, prägte sich meinem Gedächtnisse tief ein, und ich habe mich dessen sogleich wieder erinnert, sobald Sie mir ihn sagten". Eine solche Erzählung konnte nicht geschehen, ohne daß sie vielmal durch Thränen des unglücklichen Weibes unterbrochen wurde, und der Fremde gerieth ins größte Erstaunen, da sie ihm die geträumten Umstände von dem Ende ihres Mannes mit vollkommner Deutlichkeit beschrieb. Er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung und die Lage des Sterbenden, sogar seine Züge selbst waren so ähnlich, daß er sie nicht verkennen konnte*).

*) S. Allgem. Magaz. der Natur, Kunst und Wissenschaften 3ter Theil.

Zur

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber die Schwärmerey und ihre Quellen in unsern Zeiten.

Wir hören seit ein Paar Dezennien so viel von wunderthätigen Männern, weissagenden Weibern, geisterseh enden Philosophen, aus den Gräbern heraufbeschworner Verstorbenen, daß wir beynahe glauben sollten, es sey irgend ein mesmerischer Dämon aus den höhern Regionen auf unsern Erdball herabgestiegen, und habe eine Menge grosser und kleiner Köpfe unsrer Zeitgenossen durch einen geheimen geistigen Magnetismus desorganisirt. Eine Erscheinung, die uns auf der Stufe der Aufklärung, zu welcher wir uns durch so viele Kämpfe hinaufgearbeitet haben, eben so befremdend seyn muß, als die Aerzte darüber erschrecken, daß alle ihre sorgfältigen Beobachtungen, und mit unendlicher Mühe der Natur abgelernte Gesetze und Wege, durch einen magnetisirenden Mesmer, wie drrch einen aus der Maschine hervorspringenden Gott, verwirrt und über den Haufen geworfen werden.

Man sage nicht, „es habe zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten Schwärmer, Geisterseher, Wahrsager und Wunderthäter gegeben. Unser Jahrhundert unterscheide sich von den übrigen nicht sowohl dadurch, daß es anders handle, als vielmehr, daß es mehr und anders sehe, als jedes der andern; daß es sich selbst mehr kenne. So viele von allen Seiten her aufgesteckte und selbst bis in die verborgensten Winkel getragene Lichter machten nur, daß die hie und dort herrschende Finsterniß um so viel auffallender erscheine".

Ich glaube das anerkannt große Heer der Gläubigen und Anhänger, die ein Lavater, ein Cagliostro, ein Gaßner, ein Mesmer unter ihrer Fahne schon so lange führten und noch führen, und von denen man ohne alle Hyperbol sagen kann, daß sie in aller Welt zerstreut sind; der entschiedene Scharfsinn und philosophische Geist so vieler, die diesen Herren in so großer Menge sich angeschlossen und noch täglich anschliessen; der geglaubte vortrefliche Charakter, die große und feine Weltklugheit, und großen Talente eines Lavaters, — der demohnerachtet der größte Schwärmer seines Jahrhunderts ist; — alles dieses könnte, glaube ich, Antwort genug auf jenen Einwurf seyn, und die Aufmerksamkeit rechtfertigen, die der denkende Kopf diesem Phänomen widmet. Es läßt sich zum wenigsten so viel daraus schließen, daß entweder neue und gefährlichere Quellen der Schwärmerey sich geöffnet;

öffnet; oder auch, daß die gewöhnlichsten Ursachen derselben mit verstärkter Kraft auf unsere Zeitgenossen würken.

Der Geist des Menschen ist kein sich selbst bestimmendes, oder ursprünglich und aus sich selbst handelndes Wesen. Er sieht, denkt, will und handelt immer nur so, wie er von außen her, durch Umstand und Zufall bestimmt wird. Er ist sehr wenig an sich selbst, er wird allemal, was er ist. Er gleicht einer Pflanze, die in ihrem Keim Geschmack, Geruch und Farbe desjenigen Erdreichs aufnimmt, auf welchem sie wächst. Er ist an sich selbst ein leeres, und ist nur damit versehen, womit Zeit, Raum und Zufälligkeit seiner Existenz ihn versorgen, — und hat daher auch allemal, daß ich so sage, Geruch und Duft seines Zeitalters, seines Jahrhunderts. „Damals dachten, damals handelten die Menschen so oder so", sagt vielmehr: damals mußten sie so denken, so handeln.

So wie demnach der Naturlehrer ein nie bemerktes, oder häufiger als gewöhnlich sich zeigendes Phänomen der Atmosphäre aus dem damaligen Grade der Wärme und Kälte, der Dichtigkeit oder Dünheit der Luft, der Menge und den Gattungen der Dünste und ihrer Mischung zu erklären unternimmt; eben so laßt uns auch die Ursachen jener geistigen Influenza, und des ansteckenden schwärmerischen Humors unseres Jahrhunderts aus die-

sem Jahrhundert selbst, der Geschichte und Entstehungsart seiner Bildung, und allen übrigen Zufälligkeiten desselben zu entwickeln suchen. —

Erst aber wollen wir den Begriff von Schwärmerey festsetzen. Worte werden wie Münzen unter anderm Gehalt ausgegeben, als sie wirklich haben, und in unserm Zeitalter der flüchtigen Modejournale, der leichtsinnigen Schöngeisterey und der halbverdauten Toilettenlectüre jeder Art ist vielleicht der willkührliche oder unwillkührliche Mißbrauch eines so oft genannten Worts mehr als jemals zu besorgen, zumal wenn der ihm untergelegte Begriff ein Begriff des **Verhältnisses**, d. h. einer von denen ist, die nur durch das **mehr** oder **minder** bestimmt werden. **Hume** hat in seinem Versuch von den Wortstreitigkeiten gezeigt, daß bey den meisten philosophischen Streitigkeiten Begriffe dieser Art zu Grunde liegen, und von dieser Gattung ist, wie wir gleich sehen werden, der Begriff von der Schwärmerey.

„Der Mensch schwärmt", sagen wir von einem andern, dessen Ideen durch einen Rausch, oder andere Art von Betäubung der Seele über einander geworfen und in Taumel gesetzt werden, und den wir nun eine unzusammenhängende Ideenreihe hervorbringen hören. Die Seele eines solchen Menschen befindet sich in dem Zustande des **Halbwachens**. Die Ideen, die sie zusammensetzt,

sind

sind aus der wirklichen, die Zusammenstellung selbst ist aus der idealischen Welt hergenommen, wie dies der Fall mit jedem Traum ist; aber mit dem Unterschiede, daß hier nach allen Aeußerungen des körperlichen Mechanismus die Seele der wirklichen Welt mehr als der idealischen nahe zu seyn scheint. Der Grundsatz, auf welchem in dergleichen Fällen sich unser Urtheil stüzt, beruht auf folgender Ideenreihe: Wir bedienen uns zum Behuf des gemeinen Lebens bey dem Uebergange der Begriffe zu Urtheilen desjenigen Grades von Anstrengung, der die Seele in einem Zustande der Gemächlichkeit läßt. Ideenverknüpfungen also, die diesen Zustand der Gemächlichkeit unterbrechen, sind uns im Umgange des gesellschaftlichen Lebens unangenehm, und erregen entweder Ahndung höherer Geistesfähigkeiten, oder auch widrigenfalls, wenn sie zu auffallend, rasch und sonderbar sind, Verdacht einer schwärmerischen Ueberspanntheit. Daher sind auch die Reden und Einfälle eines launigten Menschen, mit dessen Charakter wir entweder noch gar nicht bekannt sind, oder der sich vielleicht heute zum erstenmal uns von dieser Seite zeigt, allemal gewissermaßen verdächtig, und erst nach einer mit sich selbst verbundenen Reihe von Gedanken und Einfällen entscheiden wir uns, ihm den Namen eines Schwärmers, oder eines witzigen Kopfs zu geben. Ein Beweis von dem, was ich vorher sagte, daß der Begriff von Schwärmerey ein Verhältnißbegriff sey, und daß außer

außer so vielen andern Zufälligkeiten auch selbst die jedesmalige Ideenlage des Urtheilenden über die Bedeutung desselben entscheide.

Ja selbst die ersten Anwandelungen von Wahnsinn (den man vielleicht nicht ohne Grund eine continuirliche Schwärmerey nennen kann) benennen wir, so lange das Verwirren und Ineinanderwerfen der Ideen noch nicht herrschend geworden ist, mit dem Namen der Schwärmerey, und die Verwandschaft des Genies mit dem Wahnsinn, auf die Shakespears Hamlet winkt, ergiebt sich aus dieser letztern Bedeutung mit der oben angeführten zusammengenommen von selbst.

In einer gelindern Bedeutung brauchen wir das Wort Schwärmer von Plan- und Projectmachern und andern Leuten der Art, die irgend eine Idee mit dem Grade der Lebhaftigkeit denken, der mit dem gewöhnlichen Ideengange unverhältnißmäßig ist; wenn sie z. B. bey einem auszuführenden Plane oder Entwurf eine Reihe nothwendig an einandergeketteter Folgen, große Aussichten, unausbleibliche Vortheile da sehen, wo wir, nach der gewöhnlichen Art zu urtheilen und zu schliessen, dergleichen gar nicht sehen; wenn ihnen Wahrscheinlichkeit, höchste Gewißheit; bloße Möglichkeit, Realität; Gedanke Thatsache ist, und alle ihre Schlüsse und Urtheile sich auf diese täuschende Verwechselung gründen.

Betref-

Betreffen diese zu lebhaft gedachten und mit übertriebener Wärme bearbeiteten Ideen Dinge von Wichtigkeit, z. B. menschenfreundliche Vorschläge, praktische Aussichten, oder Plane zum Wohl der Menschheit; so erheben wir den liebenswürdigen Schwärmer zu einem liebenswürdigen Enthusiasten. Sind es aber Kleinigkeiten, oder überhaupt nur sehr eingeschränkt interessirende Dinge, wofür sich der Kopf eines Menschen erhitzt; so zeichnen wir ihn mit dem Namen eines Fantasten.

Geht der Schwärmer (vorzüglich in Sachen des theologischen Lehrsystems) so weit, daß er Gott und Religion in sein Interesse hineinflicht, und mit Hintansetzung alles dessen, was gerecht, gut und edel unter den Menschen heißt, den irdischen Hindernissen trotzet; dann erhält er den Namen Fanatiker.

Diese Aeußerungen der Schwärmerey, die so mannigfaltig und dem ersten Ansehn nach von einander verschieden sind; aber wie wir nachher bemerken werden, nur zu leicht sich einander erzeugen — wie entstehen sie, wie können sie selbst bey großen weltklugen Leuten herrschendes Ideensystem werden? —

Die menschliche Seele ist durch ihre Organisation fähig, aus der fortgehenden Reihe ihrer Ideen irgend eine abzusondern und auszuheben, und zu dem anfangenden Gliede einer neuen Kette zu machen.

Digitized by Google

chen. Wenn es uns daher versagt ist, Ideen nach Willkühr zu schaffen, oder auch nur zu gewünschter Zeit beliebige Bilder vor dem innern Auge, wie in einer laterne magica, vorüberzuführen; so können wir doch die jedesmalige Ideenmasse, die Augenblicke der Betäubung oder Ueberraschung ausgenommen, nach Willkühr richten und stellen, und dem innern neugebildeten Creiße der sich associirenden Ideen seinen Mittelpunkt geben, ja sogar davon einige herbey rufen, die ohne dies diesen Creiß für jetzt nicht berührt haben würden. Alles dies geschieht durch einen verstärkten Grad der innern Selbstthätigkeit. (Dieses primum mobile des gesamten geistigen Systems in der lebendigen Welt) Das Gedächtniß belebt sich zu neuen Erinnerungen, die Imagination stellt alle ihre Anschauungen in hellerm und stärkerm Lichte dar, der Witz verknüpft mit größerer Schnellkraft die homogenen Intuitionen. Die Seele sitzt unter ihren Ideen wie eine Spinne in der Mitte ihres Gewebes. Was sie von allen Seiten her in allen Weiten um sich herum sieht, oder empfindet, wird ihr Stoff zu dem geistigen Gewebe; jeder neue und lebhafte Begriff, jedes frischere Bild dient ihm, Farbe und Einschlag zu geben. So wie also nach der alltäglichen Erfahrung der Mensch immer mehr Thier als Geist ist, und durch seine sinnliche Organisation seyn muß, so wie er sich immer mehr von den untern Seelenkräften mechanisch hinziehen, als von den obern vernünftig leiten läßt, mehr durch

viele

viele dunkle Ideen, als eine klare, mehr durch ihre Zahl, als ihr Gewicht, mehr durch Anschauungen der Imagination, als durch Gründe der Urtheilskraft determinirt wird: so kann also jene gespanntere Thätigkeit der untern Seelenkräfte wie eine Art von Verschwörung wider die obern, wider Vernunft und Urtheilskraft angesehen werden. Zufällige Homogenitäten des Witzes gelten in diesen Momenten der Seele für Urtheile, und starke lebhafte Anschauungen für Gründe. Was Wunder, wenn sie bey der Eingeschränktheit ihres Fassungsvermögens in ihre selbgeschaffene idealische Welt vertieft, das Auge von der wirklichen weggewendet hat, oder wenn sie allen gewöhnlichen Maaßstab des Urtheilens verachtet, da ihre eigenen Ideen denselben schon bey sich selbst führen, und durch ihre Lebhaftigkeit und starke Bilder über Realität, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit entscheiden.

Nach dieser Erklärung ist also kein Zweifel, daß nicht die Schwärmerey in dem Hirn eines jeden Erdensohns, sey's an dieser oder jener Faser, irgendwo ihr Spinnengewebe hängen habe. Der Mensch ist keiner starken Leidenschaft, keiner tiefen Empfindung fähig, ohne eine Anwandelung von Schwärmerey. Jeder stolze unüberwindliche Vorsatz erzeugt und behauptet sich durch sie. Sie ist die Gespielinn der Leidenschaft jeder Art, und die innere mitfolgende Begleiterinn jeder höhern Würksamkeit der Seele. Ein Cato darf ihr ohne Erröthen einen

Theil

Theil seines erhabnen Patriotismus verdanken, und die Socraten wären ohne sie vielleicht nur halb so groß.

Wenn der entzückte Dichter die Muse vom Himmel zu sich herunterfleht, wenn er von dem Deus in vatibus redet, oder von der feyerlichen Wonnestunde der Begeisterung spricht, dann meint er nichts anders, als jenen Zustand der gespanntern Selbstthätigkeit, den wir so eben schilderten. Dieser verdankt er seine frischen mit lebendigem Colorit gezeichneten Bilder, seine seelentreffenden Züge, den weit aussehenden, unter den arbeitenden Händen sich erweiternden Plan, der immer neu zufließende Reichthum in der Ausbildung seines Gedichts, die ganze Ansicht und Darstellung der Natur in ihrem festlichen Gewande. Eben daher schreibt sich jenes innige Interesse und die unwiderstehliche Bezauberung für das Product seines Geistes, das Feuer, womit er daran arbeitet, und die süsse Vergessenheit seiner selbst, und alles Wirklichen um ihn herum. Seine ganze Existenz scheint sich in diesen Augenblicken auf diese einzige Idee zu concentriren, und nur mit Anstrengung und Mühe denkt er sich in die verlassene wirkliche Welt zurück.

Eben dies ist auch die Geisteslage der Entdecker, Erfinder und Reformatoren jeder Art. Eine einzige Idee mit hoher Lebhaftigkeit gedacht, mit allen verwandten Ideen geschwängert, nach allen Seiten gewandt,

gewandt, aus jedem Gesichtspunct beschaut, macht die Columbe, die Copernicus, die Luther, die Leibnitze und Cante. Die unerschütterliche Ueberzeugung, daß sie trotz aller Einwürfe und Widersprüche recht sehen und urtheilen, die unwiderlegbare Gewißheit, daß es ihnen gelingen müsse und gelingen werde. Der Muth, die Standhaftigkeit und Ausdaurung in Kämpfen und Mühseligkeiten sind Folgen des edlen hohen Selbstbewußtseyns, welches durch das Gefühl der mit ungewöhnlicher Thätigkeit arbeitenden Seelenkräfte erzeugt, und durch eine Art von Illusion, die der auf sich selbst gehefteten Seele nur allzu gewöhnlich ist, auf die Größe, Wichtigkeit, Richtigkeit und endliche Durchsetzung der zu erfindenden, oder zu unternehmenden Sache übertragen wird.

Wer sieht nicht hieraus, daß ganze Völkerschaften, daß die Menschheit manchen erschütternden Geniusschwung, der sie aus hundert- und tausendjährigem Schlummer erweckte, und wie durch einen gewaltsamen Stoß auf einmal zu einer Höhe empor hob, zu welcher dieselbe ohne dies noch Jahrhunderte hindurch vergebens aufgeschauet haben würde, jenem Keim zur Schwärmerey in der menschlichen Seele zu verdanken habe; — ein offenbarer Beweis, wie die Meisterhand der Natur oft die wichtigsten Phänomene, in der Geisterwelt sowohl als in der physischen, an die feinsten Fäden anknüpfe,

indem, wie wir sehen, jene Riesenschritte der Erfindungen und jene Kühnheiten der stolzesten Menschenseele, grossen Theils auf der so leichten, so leise entschlüpfenden Täuschung beruhen, daß wir unser denkendes Subject mit dem gedachten Gegenstande, die Idee mit der Sache vermengen.

Noch muß ich anmerken, daß die oben bemerkten Grade der Schwärmerey, Enthusiasmus, Fantaterey und Fanatismus durch einen sehr feinen Organismus zusammenhängen, und wie electrische Funken, wenn leichtere Ideen nicht ins Mittel treten, sich eins an dem andern entzünden. Lasset den enthusiastischen Schwärmer für seine weit aussehende Entwürfe erwünschten Fortgang finden, und widersetzet euch ihm in Kleinigkeiten, und ihr werdet sehen, wie er selbst auf Kosten der Vernunft darauf bestehen, und aus einem in himmelweiten sehenden Enthusiasten ein engherziger Fantast werden wird. Mischet in seinen Character, wie dies immer so verträglich mit dergleichen Character ist, Ehrgeitz und Herrschsucht, und der schwarze Fanatismus laurt mit seinem ganzen Gefolge im Hinterhalte.

Wir sind jetzt, glaub ich, ziemlich vorbereitet zu einem vollständigen Begriff von der im eigentlichsten Sinn also genannter Schwärmerey, dem Ideal unseres Jahrhunderts, welches, wie jedes andere, gemeiniglich unzählige Verehrer und Anbeter von der einen, und heimliche Belacher von der andern Seite hat.

Der

Der neueste Philosoph der Deutschen, der die Vernunft und ihre Vermögen mit einem beynahe unerreichbaren Tiefsinn erforscht und ermessen hat, hat es bewiesen, daß dieselbe ein unerlaßliches Bedürfniß habe, (ohne welches sie beynahe nicht Vernunft seyn könne,) nachdem sie lange genug die sichtbare Kette der Natur in allen ihren Gliedern verfolgt, jenseits alles Sichtbaren und Sinnlichen, oder, wie er es nach seinem System nennt, jenseits der Erfahrung hinauszugehen, und in einem ganz andern Felde, als dem, der in dieser sinnlichen Organisation uns möglichen Erkenntniß, ihre Vollendung und letzte Befriedigung zu suchen. Diese Quelle hat der seit mehr als ein Jahrtausend hindurch herrschende, oft bestrittene und eben so oft wieder erneuerte und verfeinerte Dogmatismus der Philosophen aller Nationen und aller Jahrhunderte, — eine Art von Schwärmerey, die um so viel gefährlicher war, weil sie durch ihre Natur die scheinbarsten und überredensten Gründe für die Realität ihrer Träumereyen vorzubringen wußte, und überdem noch obenein das Richtmaaß zur Entscheidung zwischen Traum und Wahrheit, Idealität und Würklichkeit, nehmlich Verstand und Vernunft in ihren Quellen verfälschte.

Unterdessen ist es in der Geschichte der Menschheit durchgängig bestätigt, daß das, was die Philosophen durch lange Reihen weit hergeholter De-

monſtrationen thaten, lange vor ihnen ſchon der uncultivirteſte Naturmenſch durch eine natürliche Täuſchung ſeiner Einbildungskraft gethan hatte; und eben ſo gewiß iſt es, daß dem Philoſophen zur Seite der gemeine Mann, ohne von dem erſten gemißleitet zu ſeyn, durch einen gleich natürlichen Gang des Menſchenſinnes über die nehmlichen Begriffe, wenn gleich ſchwärmte, oder vernünftelte, ſo doch wenigſtens wahrſcheinlich ahndete, oder ſchwankend ſceptiſirte. —

Nachdem der oben genannte Weltweiſe die Schwärmerey der Philoſophen ſo richtig erklärt und dargeſtellt hat; ſo wollen wir dies in Rückſicht der letztern um ſo viel mehr thun, da ſelbſt jene ſich auf dieſe, ſo wie allemal Vernunft auf Sinnlichkeit gründet, und der menſchliche Geiſt in ſeinem Fortſchritte von der letztern zu der erſtern aufſtieg.

Die menſchliche Seele äußert darin einen characteriſtiſchen Unterſchied und auffallenden Vorzug vor den thieriſchen Inſtincten, daß, ſobald ſich nur die früheſten Keime ihrer Entwickelung zeigen, nicht bey dem durch die äußern Sinne erhaltenen Eindruck ſtille ſtehen bleibt, ſondern durch einen eigenthümlichen Mechanismus von dem Gegenwärtigen zum Zukünftigen, von dem Würklichen zum Möglichen, von dem Sichtbaren zum Unſichtbaren, von der Würkung zur Urſach übergeht. Dieſe Willkührlichkeit, womit die Seele des Menſchen ihre geſam-

gesamten Eindrücke und Begriffe behandelt, (ich mögte sie beynahe die Freyheit des Verstandes nennen,) gründet sich auf eine sehr erklärbare Weise auf das dem Menschen eigenthümliche Abstractionsvermögen, nach welchem kein sinnlicher Eindruck, bloß Eindruck, d. h. Reaction des angeschauten oder empfundenen Gegenstandes ist, sondern schon immer etwas Idealisches, das heißt unsinnliches an sich hat. Aber eine weitere Erörterung hierüber dürfte vielleicht hier am unrechten Orte stehen.

Die Imagination, diese immer rege Energie und gleichsam ewig gebärende Zeugungskraft der Seele, läßt dieselbe wegen jenes idealischen Ueberganges von der Würklichkeit zur Möglichkeit, von der Ursach zur Würkung nicht lange in Unruhe, und weis das leere des sich eröffnenden neuen Feldes der Erkenntniß mit ihren Schöpfungen nur zu leicht auszufüllen. Das Abstractionsvermögen selbst, diese geistige aller Energien in der Seele, welchen wir alle jene hohen Ausbildungen der Vernunft zu danken haben, wird von der Imagination als einer sinnlichen und eben deswegen herrschenden Seelenkraft dazu angewandt, und ich mögte sagen, gemißbraucht, um durch ihre Absonderungen, Läuterungen und Verfeinerungen der unmittelbaren Eindrücke der Sinne jener ihre Zusammensetzungen zu befördern. Die Imagination nehmlich bildet durch

diese Art den angeschauten Urbildern gewisse Copien nach, denen sie jetzt durch Vergrößerungen und Zusatz an der Quantität, jetzt durch Verwechselungen und Umänderungen der Qualität den scheinbaren Anstrich von Urbildern, und zwar größern und vollkommnern Urbildern giebt, als diejenigen selbst sind, welche ihnen als Anschauungen und würkliche Empfindungen zum Grunde liegen. Da also bey jedem vorkommenden Urtheil über die letztern, die erstern als Erkenntniß- und Erklärungsgründe derselben der Seele nothwendig mit verschweben; so ist dies ausser den bey unserer Erklärung der Schwärmerey angeführten Gründen, die hier nicht weniger eintreffen, ein Grund mehr, um hier Bilder für Empfindungen, Idealitäten für Würklichkeiten zu halten.

Es ist hieraus klar, wie der menschliche Geist auf diesem Wege, den ihn keine Sophisterey, sondern die Natur mit eigener Hand geführt, die grossen Ideen von Gott, Religion, Geist, Uebersinnlichkeit und intelligibeln Welt, gefunden. Alle Philosophen, bis auf Mendelsohn herab, haben in ihren feinsten Speculationen nichts mehr gethan, als daß sie jene rohen Begriffe des wilden Naturmenschen geläutert und erhöhet haben, — und ein Malebranche sieht, hört und fühlt auf der höchsten Stufe der Speculation gerade so den Urheber aller Dinge, als ein Adam nach seiner ersten Entwickelung aus dem thierischen Stande, denselben in jeder

blühen-

blühenden Blume sieht, in Frühlingslüftchen säuseln, im schreckenden Donner wandeln hörte. (Eine Bemerkung, welche einige der neuesten unsrer Weltweisen, vor allen andern aber der scharfsinnige Verfasser der Resultate der Jacobischen und Mendelssohnschen Philosophie beherzigen sollten, wenn sie in der Geschichte der Menschheit jene großen Begriffe schon sehr früh, und oft so erhaben ausgebildet finden, und darüber als ein aus natürlichen Ursachen unerklärbares Phönomen staunen, so daß sie als die erklärtesten Scoptiker, der Vernunft zum Trotz, eine Art von despotischen Zwangsphilosophie einführen, und uns die Offenbarungen der Bibel als eine unbezweifelbare göttliche Dogmatik aufdringen wollen.)

Auf diese Art führt also die Natur den Menschen selbst zur Schwärmerey; aber es giebt noch andere künstliche Quellen derselben. —

Wir dürfen nicht alles Wißbare, ja nicht einmal alles Wissenswürdige von der Natur kennen, wir dürfen nur die vordersten Aussenseiten ihres unermeßlichen Tempels von ferne sehen, um uns zu überzeugen, wie höchst eingeschränkt unsere Erkenntniß der Natur, und wie unzulänglich für die Befriedigung der wichtigsten und letzten Erkenntniß-Bedürfnisse sie ist. Von der ersten Ursache der Natur, ihrem Wesen, Eigenschaften, Einflusse auf die Welt und Zusammenhange mit uns, —

welcher Neuton, oder Haller, oder Leibnitz kann auch nur dem gemeinen Mann, der ihn darum befrägt, befriedigende Antwort geben? Und eben so unsern großen Wunsch für Fortdauer und Unsterblichkeit, welcher Socrates, welcher Mendelssohn kann ihn hinlänglich begründen oder stärken? —

So wie also über diese unzurücktreiblichen Probleme die Vernunft von der Natur selbst zu einem ewigen Scepticismus verurtheilt zu seyn scheint; so greift sie um ihrer endlichen Selbstbefriedigung willen gleichsam zu gewaltsamen Mitteln, und will der Natur ihre großen, unenthüllbaren Geheimnisse selbst abzwingen; tritt ihre eigene Fackel mit Füßen, um in einer undurchdringlichen Nacht desto heller zu sehen, wähnt jede gewöhnliche Erkenntniß nach Naturgesetzen für blind, oder wenigstens kurzsichtig; findet mehr Beruhigung in Unbegreiflichkeiten, als im Begreiflichen; läßt statt der Urtheils- die Einbildungskraft würken; ahndet und muthmaßt, statt zu sehen, glaubt, statt zu prüfen. Und so entsteht dann eine Welt von Unbegreiflichkeiten, Wunderkräften, die man durch den Schleier, den die Natur wenigstens vor unser gegenwärtiges Auge darüber geworfen zu haben scheint, in jeder natürlichen, ja als ganz alltäglichen Erscheinung sichtbar hervortreten sieht: — glaubt Gott zu verehren, und kniet vor Affen; traut auf Wunder, und läßt sich durch

durch Unwiſſenheit und mißbrauchende Liſt hintergehen; ſieht Geiſter aus der andern Welt, und merkt nicht auf die Taſchenſpielerkünſte des Geiſterbeſchwörers.

Eine ſolche Stimmung der Gemüther befördert nichts ſo ſehr als ein Buch, welches — einzig in ſeiner Art — ſeit undenklichen Jahren auf die Achtung der Welt Anſpruch macht, und, wenn man es nicht genauer ſtudirt, in eben dieſem Geiſte, und mit der Abſicht geſchrieben zu ſeyn ſcheint, um jene Denkungsart zu befördern. Seine Begriffe von Gott, Geiſtern, Engeln, Wunderkräften werden der einmal aufgeregten fruchtbaren Einbildungskraft bey unaufgeklärten Menſchen nur um ſo viel mehr Stoff zu neuen ſchwärmeriſchen Ideenverbindungen geben, und die Schwärmerey wird an ihm grade das finden, was ſie ſonſt am wenigſten zu haben pflegt — Geſetzbuch.

Braunſchweig.

Daniel Jeniſch.

Man erlaube mir, daß ich zu dieſer Abhandlung, welche ſehr viel Wahres, Richtiges und Treffendes in ſich enthält, noch folgendes hinzu ſetzen darf:

Der Grund, der in unſern Zeiten ſo ſehr einreiſſenden Religionsſchwärmerey liegt offenbar in

mehrern Umständen, die jetzt — nothwendig und zufällig zusammengekommen sind, und bey ihrer sehr wahrscheinlichen Fortdauer unsern Nachkommen eine unglückliche, — ich will nicht sagen, allgemeine Barbarey der Vernunft drohen. Das ernste Studium der Alten, und der Philosophie hat in unsern Tagen sehr aufgehört. Unsere jungen Leute treiben nicht viel Reelles mehr, und verschwenden jetzt einen großen Theil der Zeit, welcher zu richtiger Ausbildung ihres Verstandes angewandt werden sollte, mit Lesung matter, empfindsam geschriebener Romane, die den Geist erschlaffen, und ihren Empfindungen eine schiefe, idealische Richtung geben. Ein Umstand, der bey der einreissenden Religionsschwärmerey mehr als geschieht, erwogen werden müßte. Wenn die edeln und reinen Gefühle durch jene Lectüre verstimmt, verzärtelt und zu sehr versinnlicht worden sind, wenn der Ton einer gewissen Empfindeley der herrschende in der Menschenseele geworden ist, wenn dadurch die Einbildungskraft angezündet, und das Nervensystem geschwächt worden ist; so ist nichts natürlicher, als daß die Religionsschwärmerey, welche man auch Religionsempfindeley nennen könnte, sehr leicht und geschwind Wurzel fassen muß, sobald sich die Seele auf geistige Gegenstände hinrichtet. Man weis überhaupt schon, wie nahe schwärmerische Empfindungen der Liebe mit schwärmerischen Gefühlen der Religion verwandt sind, und wie leicht sie in einander übergehen

gehen können. Jene erstern werden offenbar zu sehr in unsern neuern Romanen angefacht, und dadurch wird fast immer mit der Grund zu diesen gelegt. — 2) Die Parthey der Religiosen, Pietisten, Schwärmer und Geisterseher hat zwar von jeher bald aus gutgemeinten Absichten, bald aber auch aus schwarzem Sectengeist und dummer Proselytensucht ihren Anhang zu vermehren gesucht; — aber in den jetzt so sehr verschrienen Zeiten des Unglaubens meinen jene gläubigen Herren vornehmlich hervortreten zu müssen, damit das Gebäude der Religion nicht ganz über den Haufen falle. Sie haben daher nicht nur von neuem jene Träumereyen von Wunderkräften, Wunderglauben, mystischen Unionen mit höhern Geistern, Einwürkungen der Gottheit auf unsre Gefühle u. s. w. aufgewärmt, und mit großem Geschrey davon zu predigen angefangen; sondern haben noch weit schlauere Mittel zur Erreichung ihrer Absichten angewandt, und sind dabey nicht unglücklich gewesen. Sie haben die Großen und ihre Minister zu gewinnen gesucht, haben Männer von ausgebreitetem Ruhme und wilder Thätigkeit zu ihrer Parthey herüber gelockt, und was ihrem Ansehen erstaunlich viel und mehr, als man glauben sollte, genutzt hat, — haben die Herzen der Weiber durch Mittel, wodurch weibliche Herzen so leicht gefangen werden, gewonnen, davon ich sonderbare Beyspiele erzählen könnte, wenn hier der Ort dazu wäre. Mit allen

allen dieſen Kunſtgriffen haben ſie die Ausſtreuung myſtiſcher Bücher verbunden, und ſonderlich gewiſſen Arten von Menſchen Aufſchlüſſe darin verſprochen, die ihnen kein weltliches Buch, keine Philoſophie verſchaffen könne. — 3) Die jetzige, allgemein werdende, ausſchweifende, nervenſchwächende, empfindelnde Lebensart, der ungeheure Luxus, die damit verbundene fehlerhafte frühe Erziehung und Verzärtelung unſrer Generation haben einen ſichtbaren Einfluß in den Hang zur Schwärmerey und Myſtik. Der zu ſehr ſinnlich gewordene Menſch, der keine Kraft zum Denken mehr übrig hat, der gern ſeine Phantaſie in ſanften Gefühlen wiegt, und der jede Selbſtunterſuchung fliehet, weil ſie ihm läſtig und unbequem wird, ergreift am liebſten ein Religionsſyſtem, welches ihn gleichſam mit einer neuen Art Wolluſt nährt, und ſein Gewiſſen durch eine erträumte myſtiſche Gnade beruhigt. Man hat immer bemerkt, daß die Ausſchweifendſten und ſinnlichſten Menſchen am leichteſten zur Schwärmerey übergehen, und ſonderlich beym herannahenden Alter in die Arme eines Syſtems fliehen, worin ſie ſich am bequemſten über ihr vergangenes Leben betäuben können. Wie viele Menſchen von dieſer Art habe ich kennen gelernt! und wie bekannt iſt es, daß die neuen Prediger der Schwärmerey durch dieſe ſich ſehr wichtigen und zum Theil bedenklichen Einfluß verſchaft haben.

Dieſe

Diese und mehrere physische und psychologische — zum Theil auch politische Gründe haben vornehmlich der Schwärmerey in unsern Tagen Thür und Thor eröffnet, und man hat sehr Ursach, auf den geheimen, im Dunkeln schleichenden Fortgang dieser Pestilenz aufmerksam zu seyn. Der ruhige Denker wird freylich bey der zunehmenden Ausbreitung derselben, die durch so viele besondere, aber sehr thätige Secten befördert wird, immer Muth behalten; er wird sich damit trösten, daß die gesunde Vernunft und die ächte Tugend sich eigentlich nie ganz verlohren, sondern immer ihre Verehrer und Beförderer gefunden habe —; aber beunruhigen muß es ihn doch allerdings, wenn er bedenkt, wie schnell sich jene Krankheit auszubreiten anfängt, wie mächtige Anhänger, wie feine listige Prediger sie hat, und wie sehr sie sich zum Geiste unseres Jahrhunderts, unsrer Sitten und selbst zur Polemik unsrer Tage paßt, unter deren Streitigkeiten sie sich immer mehr und mehr ausdehnen wird. —

Die Schwärmer sind im gewissen Betracht, zumal wenn sie Beredsamkeit mit List verbinden, wie dergleichen mehrere bekannt sind, und wenn sie mit lebhaft empfindenden Leuten zu thun haben, unwiderstehliche Verführer. Die Sprache der Ruhe, Zufriedenheit und Gleichmüthigkeit, die aus ihren Worten und Mienen hervorleuchtet, und von der man so leicht auf eine innere glückliche Stille des

Herzens

Herzens schließt; die herablassende, gefällige, herzliche Manier zu belehren, zu unterrichten, zu recht zu weisen; der hinreißende Ausdruck des Mitleidens, den sie gegen Verirrte, gegen sinnlich lasterhafte selbst an den Tag legen; die Wahl ihrer Bilder, die leichte Versinnlichung der Religionswahrheiten, das beständige Hinweisen auf freudige Gefühle des Glaubens, die schlaue Accommodirung ihres ganzen Betragens, Denkens und Handelns nach der Phantasie ihrer Zuhörer, — alles dies schließt den Schwärmern leicht die Herzen der Menschen auf, und diese Herzen sind oft eher gefangen, als sie es noch glauben. Solchen guten gesalbten Menschen entdeckt man gern seine Gemüthsunruhen, um von ihnen als heiligen Propheten Gottes Ruhe und Tröstung zu erhalten. Man schenkt ihnen sein Zutrauen, weil sie es vor allen andern zu verdienen scheinen, und mit diesem bekommen sie gleichsam unser ganzes Herz in ihre Hände. Es kann nicht fehlen, daß ein empfindsamer Mensch nach einigen Umgang mit solchen Schwärmern, oder auch nur mit ihren Schriften oder Briefen eine gewisse Behaglichkeit in sich wahrnehmen muß, die ihm die Gültigkeit ihrer Ideen ausser Zweifel setzt. Der Angesteckte nimmt Bewegungen des Herzens, Empfindungen in sich wahr, die er vorher nie kannte. Er fängt an in sich selbst hinein zu schauen — und das, was freylich nur eine Aufwallung des Bluts, oder eine Täuschung der Phantasie war, für Würkungen einer

höhern

höhern Kraft zu halten, und was unmittelbar daraus folgt — die Welt auſſer ſich (die vielleicht vorher ihn nicht genug belohnte, ſeine Plane zerſtörte, ſeinen Stolz nicht nährte) zu verachten.

Er beginnt nun auch eine ganz andere Sprache zu reden, als andere vernünftige Menſchen zu gebrauchen pflegen: — eine Sprache, die ſorgfältig gewählt iſt, ſeine feurigen Ideen ja nicht auszulöſchen, ſondern noch mehr anzufachen. Die Vernunft wird verachtet — weil ſie — Vernunft iſt, weil ſie es gegen ſeine Phantaſien zu diſputiren wagt; die Philoſophie wird eine eitle Wiſſenſchaft genannt, und die Bibel zum einzigen lautern Erkenntnißgrunde aller Wahrheit gemacht. Hierin trägt der Schwärmer alle ſeine religiöſen Tollheiten hinein, und beweiſt aus ihr das, was nimmermehr daraus bewieſen werden kann. Wer daran zweifelt, iſt in ſeinen Augen ein verworfener Religionsverächter, und alle philoſophiſche Tugend ein geſchminktes Laſter.

Daraus iſt nun aber auch zugleich ſichtbar genug, daß ein Menſch von allem andern leichter geheilt werden kann, als von religiöſer Schwärmerey. Sie unterhält nicht nur ſeinen geiſtigen Stolz durch jede hohe Idee, die ſie in ihm erzeugt; ſondern mahlt ihm auch ein ſo erhabnes Bild von Glückſeligkeit vor, daß er faſt gar keinen freyen Willen — anders zu handeln übrig behält. Da er ſeinen Schatz, ſeine Gottheit gleichſam in dem Buſen trägt,

trägt, und da er sich über die Welt so sehr erhaben glaubt; so bleibt ihm eigentlich kein unerfüllter Wunsch mehr übrig. Er hält sich für den glücklichsten Menschen — wenn ihm selbst äußere Glücksgüter fehlen; ja er rechnet ihren Mangel zu seinem Glück, und sieht auf die mit einer Art Verachtung herab, die sie besitzen.

P.

2.

Ein Traum.

Weder in der Natur der menschlichen Seele, noch in den moralischen Eigenschaften der Gottheit scheint ein mehr als bloß wahrscheinlicher Beweis für die Unsterblichkeit unsrer Seele zu liegen. Darüber hatte ich mich einst mit meinem seligen Freunde bis um Mitternacht hin gestritten. Meine ganze Seele war voll von Gedanken über diesen Gegenstand, und ich ging mit einiger Unruhe über die Unbeweisbarkeit der Unsterblichkeit zu Bette.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich zu träumen anfing, und mein Traum, an den ich noch mit Schrecken denke, war folgender:

„Ich

„Ich fühlte, daß ich nicht lange mehr leben würde, meine Krankheit wurde bedenklich, und ich sahe mich endlich wirklich sterben. Welche Angst ich dabey ausgestanden, kann ich keinem Menschen beschreiben. Ich vergoß bittere Thränen über meinen eigenen Tod, und mein Blick hing mit einer schwermüthigen Stille an meinem Leichnam; — aber auf einmal war's, als ob ein heller Strahl der Ruhe und Hoffnung durch meine Seele dränge. „Ists doch nur dein hinfälliger irdischer Leib, dacht' ich, der da liegt, laß ihn verwesen, da ein weit edlerer Theil deines Wesens dir übrig geblieben ist"". Ich betrachtete nun meine Leiche nicht mehr mit dem vorigen Schaudern; aber es dauerte nicht lange, als es in meiner Seele auf einmal schrecklich trübe ward, ich verlohr meine ganze Fassung, und eine unbeschreibliche Angst überfiel mich von neuem. Wer weiß denn — so rief es mir im Innern meiner Seele zu, — ob deine Seele nicht mit dem Körper verwesetz, ob sie nicht aus ihm heraus fliegt und zerflattert. Bey dem letzten Gedanken empfand ich die schrecklichste Seelenqual, wovon ich vorher und nachher nie eine ähnliche Empfindung gehabt habe. In dem Augenblick erhub sich ein lichtes Wölkchen von dem Scheitel meiner Leiche langsam in die Luft empor. Mit innigster Sehnsucht sahe ich meiner Seele nach; aber immer mit der bangen schrecklichen Empfindung: ob sie wohl zerflattern würde — — und was geschah? ich sahe sie zerflattern;

aber in dem Augenblick war meine Seelenangst so stark geworden, daß sie mich wieder wach machte. Ich fand meinen Leib mit Schweiß über und über, und meine Wangen mit Thränen bedeckt, die ich während des Traums geweint hatte.

Sonderbar war hiebey die Empfindung, daß ich mich sowohl in als ausser meiner Leiche zu befinden glaubte, denn ich sahe mich erblaßt vor mir liegen, fühlte aber doch auch, daß es nicht meine Leiche war, die über sich selbst nachdachte; sondern ein anderes ausser ihr sich befindliches Wesen.

Erlauben Sie mir, daß ich zu diesem Traume meines Freundes noch Folgendes hinzusetzen darf. Ich glaube nicht, daß wir je eine vollkommne Theorie der Träume werden entwerfen können, da die Geburten der Phantasie so unzählig vieler Gestalten fähig sind. Wir richten uns zwar im Traume nach den allgemeinen Gesetzen des Denkens und Empfindens; aber doch nur in so fern, als ohne sie die Einbildungskraft gar nicht würken könnte; denn eigentlich hat sie über die Vernunft fast in jedem Traum die Oberhand. Wir denken eigentlich im Traume nicht, weil wir so denken **wollen**; sondern weil wir so denken **müssen**, indem die Einbildungskraft unsern Gedanken ihre Pfade vorzeichnet, die sie mechanisch nehmen müssen. Daher ist eigentlich

jeder

jeder Traum eine Art Raserey, welche aufhört, sobald die Vernunft nur zusammenhängende Ideenreihen herbeyführt, und unsere Einbildungskraft in engere Grenzen zurückweist, welches durch die Oeffnung der Sinne allemal geschieht.

Der vorher erzählte Traum war unmittelbar durch das Gespräch über Unsterblichkeit entstanden. Daß man sich sterben sieht, wohl gar im Traume gehenkt und geköpft wird ist nichts ungewöhnliches, ob es gleich jedesmal mit einer unangenehmen Empfindung verbunden ist. Daß dem Träumenden aber die Seele als ein Wölkchen erscheint, läßt sich wohl aus einer Jugendidee erklären, indem sich Kinder, auch wohl erwachsene Leute die Seele als ein Wölkchen oder Flämmchen vorzustellen pflegen, — weil man doch immer gern ein wenigstens luftiges Bild von einer Seele haben will. Der Gedanke: du vergehst ganz, mußte natürlicher Weise sehr bange Gefühle erzeugen, die keinem überhaupt fremd seyn können, welcher einmal über die Möglichkeit eines gänzlichen Vergehens nachgedacht hat.

Daß die Seele während des Traums einer größern Würksamkeit und Vergleichungskraft als im Wachen fähig sey, und mithin im Traum Ahndungen von zukünftigen Dingen bekommen könne, wie einige behauptet haben, ist ein höchst unpsychologischer Satz. Wir denken im Traum nach allgemeinen und unläugbaren Erfahrungen gewöhnlich viel

unordentlicher, als im Wachen, und sind daher in jenem Zustande weniger als sonst zum Erfinden und Erfahren neuer Begriffe aufgelegt. Auch wär es sonderbar genug, daß sich so wenig Menschen aus ihren Träumen jener größern Würksamkeit der Seele erinnern könnten, und daß die Natur grade diese größere Würksamkeit der Seele vor uns selbst verborgen haben sollte.

3.

Materialien zu einem analytischen Versuche über die Leidenschaften.

Bonnet schrieb einen analytischen Versuch über die Seelenkräfte. Er zergliederte darin die Anfänger des menschlichen Denkens, wie man die einzelnen Theile eines Körpers anatomirt, er suchte die ersten Principien der Empfindungen Stückweise auf, und bildete daraus endlich ein Ganzes, welches der Seelenlehre eine ganz neue und sehr interessante Gestalt gegeben hat. Ich wünschte, daß einer unsrer großen Köpfe einen ähnlichen Versuch über die Leidenschaften schreiben möchte. In einem solchen Versuche

Versuche müßten die Leidenschaften gleichsam anatomirt, und in die einfachsten Bestandtheile der Empfindung und des Wollens zerlegt werden. Er müßte die genauesten auf bestimmte Erfahrungen gebauten Gründe enthalten, **warum** eine Leidenschaft jetzt so und nicht anders entstand; **warum** und **wie** sie sich mit andern vermischte, umtauschte, und neue Grade des Wollens hervorbrachte; welcher Grad und warum dieser Grad von Ideenlebhaftigkeit oder auch körperlichen Einflusses erfodert wurde, der Leidenschaft ihre eigenthümliche Spannung und Reizbarkeit zu geben. Vornehmlich aber müßte ein solcher Versuch zeigen, **wie** eine jede Leidenschaft endlich mit einem allgemeinen Princip des Wollens, so vermischter Natur sie auch seyn mag, zusammenhängt, und nach demselben ihre verschiedenen Gestalten, Schattirungen und Nüancen erhält. — Daß es ein solches allgemeines, und zwar **einziges** Princip des Wollens giebt, ist nicht zu läugnen, so sehr auch die alten und neuen Philosophen in den Hauptzweigen seiner Aeußerungen von einander abgehen.

Um aber zu einer solchen analytischen Kenntniß der Leidenschaften zu gelangen, müßten wir vornehmlich die Aeußerungen derselben in sehr vielen, und auch zum Theil unerwarteten Fällen zu beobachten suchen. Dem aufmerksamsten Psychologen entwischen oft selbst die wahren Gründe eines Phönomens,

wenn er es bloß isolirt betrachtet, und nicht mit sehr vielen andern Phönomenen, äußern und innern Umständen des Denkens, Lagen und Veränderungen mehrerer individueller Zustände des Wollens vergleicht. Vorzüglich, muß er seine Aufmerksamkeit bey gemischten Leidenschaften verdoppeln, und die Differenz richtig zu finden suchen, die für die Natur der Leidenschaft herauskommt, wenn er das Passive von dem Activen abzieht.

Wir haben sehr viel Theorien *) über die Leidenschaften, aber wenige berühren den eigentlichen Calculus der Empfindungen, welcher sich auf die kleinsten und ersten Elemente und Schattirungen der Leidenschaften erstreckt. Sie sind gemeiniglich zu allgemein, zu compendiorisch, als daß sie analytische Theorien genannt zu werden verdienten; vornehmlich aber haben sie den Fehler, daß ihre Verfasser nicht Anatomen genug waren, um das ganze Gebiet der Empfindungen, so weit der menschliche Scharfsinn reicht, physiologisch zu beleuchten. Es giebt keine einzige Leidenschaft, die nicht einen genauen Bezug auf unsern Körper und seine Bauart hätte. Alles Wollen wird durch den Einfluß des Bluts, der Lebensgeister, des Nervensafts und der körperlichen Ideenassociation bewürkt, und wir werden

*) Worunter die Preisschrift des Hrn. Cocsius ohnstreitig die vorzüglichste ist.

den daher ohne eine genaue Kenntniß des menschlichen Körpers nie eine analytische Theorie der Leidenschaften erwarten können. Von dieser Seite her ist überhaupt die Psychologie noch wenig bearbeitet, ob auch gleich hievon Versuche genug vorhanden sind. Wenn wir erst mit den feinsten Graden der Blutbewegung, die zum Anstoß einer Leidenschaft erfoderlich ist, mit den innern Eigenschaften der Nerveneindrücke und dem Zusammenhange materieller Ideen mit gewissen Gemüthsbewegungen, und überhaupt mit dem physiologischen Theile der Leidenschaften bekannter seyn werden, dann werden wir das Spiel derselben und die ganze Theorie ihres Würkens wie eine Aufgabe der Experimentalphysik berechnen können, wenn uns auch dabey immer noch der Uebergang von Materie zum Bewußtseyn, oder von Bewegung zu Idee ein Geheimniß bleiben sollte.

Ich habe mir vorgenommen, in dem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde nach und nach Materialien zu einem analytischen Versuche über die Leidenschaften zu sammeln. Ich kann bey dieser Sammlung selbst noch keine Rücksicht auf eine systematische Ordnung nehmen, die jetzt ohnedem auch noch bey den ersten Anfängen dieser Materialien unnütz seyn würde. Ich liefere sie so, wie sie sich mir darboten, und überlasse einem künftigen Systematiker, sie nach seinen Absichten zu ordnen. Wenn ich bisweilen

hiebey meine Ideen über die Moralität einer Leidenschaft geäußert habe; — so scheint dies nun eigentlich nicht grade zu Materialien zu gehören, allein es scheint nur so; indem wir keine Leidenschaft ohne einen gewissen moralischen Bezug auf unser Seyn denken können, sobald wir sie als eine Willensäußerung eines vernünftigen Wesens denken.

Eigentlich hätte ich wohl von der Selbstliebe anfangen sollen, da sie nach einer genauen Zergliederung unsrer Empfindungen, als der erste physische und moralische Wollenstrieb unserer gesamten Thätigkeit angesehen werden muß; aber ich sage noch einmal, daß bey Sammlung bloßer Materialien noch nicht die Frage ist, ob sie in einer gewissen Ordnung liegen müssen. Auch könnte ich noch hinzusetzen, daß erst nach einer genauen Anatomie der Leidenschaften die Selbstliebe in der Theorie der Empfindungen als das erste Princip des Wollens erscheine, und als ein solches erkannt werden müsse, was auch die Vertheidiger der selbstständigen wohlwollenden Gefühle dagegen sagen mögen.

P.

Neid — Mißgunst —

Zu den an sich unangenehmen Gemüthsbewegungen, die in Rücksicht eines vernünftigen Wesens außer

außer uns und gegen dasselbe entstehen, rechnen wir den Neid. Wir beneiden einen andern, wenn wir ihm die Vorzüge seiner Ehre, seines Standes, seiner Kenntnisse, seiner Lebensart und seines Glücks überhaupt nicht wünschen; sondern sie gern selbst besitzen möchten; welches letztere sonderlich der Charakter des Mißgünstigen ist. An sich ist der Wunsch des Selbstbesitzens nicht allemal mit dem Neide verbunden. Es giebt sehr viele Fälle, wo wir einem andern seine Vorzüge nicht gönnen, sie uns aber auch nicht selbst wünschen, weil wir das Lästige, Unbequeme und Gefährliche davon fürchten, oder auch unser Ungeschick dazu — was doch seltner der Fall ist — einsehen; oder wir können auch mit unserm Zustande so zufrieden seyn, daß wir das Glück eines andern zu wünschen, keine Ursach haben. Sehr oft geschieht es auch, daß wir einen andern gleichsam in der Seele eines dritten beneiden. Z. B. eines guten Freundes, welcher nach unsrer Meinung das Glück des erstern viel mehr verdient hätte.

Uebrigens mögen wir aber den Neid betrachten, von welcher Seite wir wollen; so liegt allemal Selbstliebe, Selbstinteresse bey ihm zum Grunde, so versteckt es auch auf unsere Leidenschaft würken mag. Wenn wir einem andern seine Vorzüge nicht gönnen, sie uns auch selbst nicht wünschen; so werden wir doch dabey von einer dunkeln, uns

täuschenden Vorstellung von den Vorzügen jenes Glücks geleitet, wodurch der andre mehr Gewicht und Ansehn, wenigstens zu bekommen scheint, als wir ihm wünschen, und wir wünschen ihm dieses vermöge jener dunkeln Vorstellung nicht, weil wir eine Verdunkelung unsrer Vorzüge, eine Herabsetzung unseres Ichs, wenigstens in unsrer Einbildung, befürchten.

In den allermeisten Fällen wünschen wir uns aber wirklich in den Besitz der Vorzüge, die ein anderer vor uns voraus, oder auch gemein hat — denn wir denken uns die seinen immer grösser, als sie sind, — der Neid erhöht eben so leicht das Glück des andern in der Einbildung, als er sich quält, das Bild jenes Glücks zu verkleinern. Wir denken uns lebhaft in die glückliche Lage des andern hinein, ob gleich der andere das Angenehme und Reitzende derselben hundertmal weniger empfinden mag, als wir von ihm glauben. Wir setzen uns in die Stelle desselben; — denken uns, wie wohl ihm zu Muthe seyn müsse, wenn er Ehrenbezeugungen und Lobsprüche einärndet, Gelder einstreicht, die Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ruhig und nach Gefallen genießen kann, mit angesehenen Leuten umgeht, mächtige Gönner und Freunde hat, Freude an seinen Kindern erlebt. — Wir denken uns gleichsam in die Seele des Mannes, den keine Sorgen drücken, der von keinen trüben Aussichten in die

Zukunft

Zukunft beunruhigt wird, deſſen Plane alle glücklich von ſtatten gehen, anſtatt daß vielleicht kein einziger von den unſrigen zu Stande kommt. Dieſes Sichhineindenken in die glückliche Lage eines andern, und der dunkle oder deutliche Vergleich derſelben mit der unſrigen iſt allemal der erſte Anfang jedes neidiſchen und mißgünſtigen Gefühls, ſo wie die Fortſetzung deſſelben Gefühls davon abhängt. Je eitler, eigennützіger, ehr- und geldgeiziger wir ſind, deſto ſtärker werden wir von dem Glücke eines andern zum Neide und zur Mißgunſt gereizt werden, und dieſer Neid wird oft in wirklichen Haß übergehen, wenn uns gleich der andere nie beleidigt, ſondern ſogar Wohlthaten erwieſen hat.

Unſer Neid wird uns gerecht dünken 1) wenn der andre ſeine Vorzüge nicht zu verdienen ſcheint, 2) wenn wir ihm ſeine erhabnen Eigenſchaften des Geiſtes, ſeine Talente beneiden.

Im erſten Fall wird der Dummkopf, der ſich vor uns emporgeſchwungen, und durch ein günſtiges Geſchick viel mehr äußere Vortheile und Vorzüge erlangt hat, als wir durch unſere Verdienſte je erreichen werden; der Reiche, welcher ohne eigenen Fleiß und Anſtrengung, vielleicht durch einen ungefähren Zufall, vielleicht auch durch einen ehrloſen niederträchtigen Streich ſein Glück gemacht hat; der geehrte und gerühmte Mann, welcher durch allerley Kunſtgriffe und liſtige Mittel den erſchlichenen

Beyfall

Beyfall der Großen und der Menge genießt; der Fremdling, welcher in seinem Vaterlande nichts galt und gelten konnte, uns Aemter und Würden nimmt, die wir eher zu verdienen glaubten, — unsern ganzen gerechten Neid zu verdienen scheinen, und das um so viel mehr, je eine größere Idee wir von unsern Talenten und Verdiensten hatten, und je mehr unsere Absichten und Schicksale mit den seinigen in Collision kamen.

Im zweyten Fall kommt uns der Neid gerecht und billig vor, weil wir den andern um eines Seelenguts willen beneiden, was sich ein jeder Mensch vorzüglich wünschen muß. Die Wichtigkeit des gewünschten Gutes scheint die Leidenschaft des Neides wirklich zu rechtfertigen, und dieser Neid scheint uns wieder Ehre zu machen, weil das ein vortrefflicher Mensch seyn muß, der die erhabnen Eigenschaften des Geistes eines andern zu besitzen wünscht, und weil wir voraussetzen können, daß jener Neid ihn antreiben werde, sich eben so auszubilden. Auch können noch andere hinzukommende Empfindungen in uns den Neid rechtfertigen; — ein edles Gefühl der Reue, daß wir es noch nicht so weit gebracht haben; — eine menschenfreundliche Begierde, daß wir eben so viel Nutzen wie jener durch seinen Kopf stiften möchten u. s. w.

Man rechnet zur Natur dieser Leidenschaft nicht ohne Grund das Bestreben, dem, den wir beneiden,

den, in seinem Glücke hinderlich zu seyn, ihm den Genuß desselben zu verbittern, seine Eigenschaften zu verkleinern, seine Freunde gegen ihn einzunehmen u. s. w. ob dies gleich eigentlich mehr die Natur der Mißgunst ist. Der eigentliche Neid bey edlen Menschen geht gewiß so weit nicht; aber demohnerachtet läßt sichs selbst bey einem edlen Charakter wohl denken, daß er eine gewisse überraschende Freude empfindet, wenn der Beneidete Hindernisse seines Glücks antrift. Diese Freude ist eine psychologische Folge der Leidenschaft, über die kein Mensch in dem Augenblick der Ueberraschung Herr seyn kann. Sie scheint uns gleichsam eine Genugthuung für das Mißvergnügen zu seyn, welches wir über die Vorzüge eines andern empfanden, und wir können uns ihr in gewissen Augenblicken, wenn wir nicht über unsere Zunge und Ausdrücke wachen, so sehr von ihr hinreissen lassen, daß wir in Gefahr gerathen, von andern für sehr schlecht gehalten zu werden, so rein auch unser Charakter seyn mag. Sonst treffen wir hierbey einen frappanten Unterschied in dem Benehmen eines verständigen, gebildeten uno moralischen Mannes, und eines rohen, ungebildeten und unmoralischen an. Jener wird seinen Neid zu verbergen suchen, wird ihn nicht durch Verläumdungen und Verkleinerungen des andern an den Tag legen, und selbst Mitleiden mit dem Beneideten haben, wenn er unglücklich werden sollte; dieser wird mit einer triumphirenden Miene

von

von dem Unglücke des Beneideten sprechen, seine Mißgunst durch Beschimpfungen und ein mürrisches Wesen offenbaren, und seine hämischen, satyrischen und ungerechten Bemerkungen über ihn nicht unterdrücken können.

Man wird es selten finden, daß sich Menschen einander ihrer Tugenden wegen beneiden, und wenn sie es thun, geschieht es mehr in Rücksicht der glücklichen Folgen gewisser Vortheile des Lebens, die daraus entspringen, als ihrer moralischen Güte an sich selbst. Der Grund hievon ist nicht schwer zu entdecken. Derjenige, welcher selbst kein tugendhafter Mann ist, kann das Glück eines andern, der es ist, — ein Glück, das seinen innern nicht grade in die Augen fallenden Gehalt hat, gar nicht beurtheilen, weil er vorher selbst tugendhaft seyn müßte. Der gute Mensch, als guter Mensch betrachtet, kann daher jenem kein Gegenstand des Neides seyn, und dies um so viel weniger, da das äußere Glück guter Menschen selten beneidenswürdig ist, oder doch beneidenswürdig scheint. Daß ein Tugendhafter einen andern Tugendhaften beneidet, (diese Begriffe enthalten nichts widersprechendes in sich, weil es wirklich einen dergleichen edlen Neid geben könnte,) läßt sich auch nicht wohl annehmen, weil doch ein jeder Mensch von seinem moralischen Ich bey aller Bescheidenheit, die wir ihm geben, einen deutlichern Begriff, als von dem eines andern haben muß,

muß, und ſich nicht gern unter den andern in Abſicht ſeiner tugendhaften Handlungen ſetzen wird. Hiezu kommt noch der Gedanke: daß der andere Tugendhafte nicht durch bloßen Zufall, durch ein unverdientes äußeres Geſchick, ſondern durch eigene Anſtrengung, eigenen Fleiß das iſt, was er iſt, und alſo das zu ſeyn verdiene, was er iſt, was bey einem äußern Glück uns ſo ſelten der Fall zu ſeyn ſcheint. — — Noch mehr aber der Gedanke, daß wir ihm, wenn ſeine Tugend auch ſehr beneidenswerth ſeyn ſollte, hierin ähnlich werden können, wenn wir nur wollen. Ueberhaupt nimmt der Neid gemeiniglich in dem Grade ab, als wir das Glück des beneideten leicht erreichen zu können glauben — als überhaupt mehr jenes Glück von unſerm freyen Willen abhängt.

Wir können den Charakter eines andern beneiden, allein deswegen beneiden wir die Tugenden des andern noch nicht, — weil dieſe immer ſchon eigentlich mehr von unſerm freyen Willen abhängen, jener hingegen nie ganz von dem bloßen Willen des Menſchen abhängen kann. Wir wünſchen uns oft den ruhigern, feſtern und unerſchütterlichen Charakter, die zufriedenere Art zu handeln, die wir an einem andern bemerken, beſonders wenn wir von der Lebhaftigkeit unſrer Leidenſchaften hin und her geworfen werden, und wenn dieſe Lebhaftigkeit uns leicht zum Vorwurf oder Schaden gereichen kann.

Nach

Nach diesen allgemeinen vorausgeschickten Sätzen, will ich auf einzelne psychologische Phänomene kommen, welche man bey den Neidischen und seiner Leidenschaft bald mehr bald weniger zu bemerken Gelegenheit hat.

a) Der eigentliche Neid setzt eine gewisse Gleichheit oder Aehnlichkeit des Standes, der Geburt, der Lebensart und des Geschlechts in den meisten Fällen voraus, wenn er gegen einen andern entstehen soll, weil nehmlich in diesen Fällen nicht nur die menschlichen Wünsche und Plane am leichtesten collidiren, sondern weil wir auch das Verdienst des andern genauer abwägen zu können glauben. Wir beneiden eigentlich einen Monarchen, der viele Heere und Länder hat, nicht, weil jene Gleichheit oder Aehnlichkeit fehlt, weil wir sein Glück unmöglich erreichen können, und weil unsere Ehre, Wünsche und Geschäfte selten mit den seinigen in Collision kommen, oder auch weil ein gewisses helles, oder auch dumpfes Gefühl von Ehrerbietung den Neid zurückhält; hingegen beneidet der Gelehrte den Gelehrten, der Künstler den Künstler, der Handwerker den Handwerker, weil tausend Fälle zusammentreffen können, wo sich ein beiderseitiges Interesse durchkreuzt, und eine dem andern im Wege steht. Ich rechne zu diesem Handwerksneide; — ein Wort, welches ich eben so gut von dem Gelehrten Neide gebrauchen kann ꝛc. — vornehmlich eine

näh̃ere

nähere Bekanntschaft mit der Person des Beneideten, und die Furcht, daß er mir wohl Abbruch thun könne. Versetzt den Glücklichen in einen Ort, wo ich ihn nicht zu kennen Gelegenheit habe, so viel mir auch von seinen Vorzügen vor erzählt werden mag; oder entfernt ihn einige hundert Meilen von mir, daß mir seine Gegenwart nicht mehr im Wege steht, und mein ganzer Neid wird aufhören, wenn auch jener Glückliche an dem andern Orte noch viel glücklicher werden sollte.

b) Wir beneiden dem andern Geschlecht seine Vorzüge nicht; aber desto stärker beneiden sich Frauenzimmer unter einander.

Die Vorzüge des andern Geschlechts kommen wieder mit den unsrigen nicht so oft in Collision, als die der Männer; — wir wünschen sie auch nicht besonders sehr, und sie würden sich nicht einmal immer für unser Geschlecht passen. Hiezu kommt ein uns gewissermaßen angebornes Gefühl von Superiorität, welches durch unsere Geschäftsart, durch körperliche Kräfte, durch Kunst- und Wissenschaftsfleiß noch mehr unterhalten wird, — ferner auch jenes zärtliche Interesse, welches wir an den Schicksalen und Wünschen des andern Geschlechts vermöge der Einrichtung unsrer Natur nehmen, wodurch den Empfindungen des Neides entgegengearbeitet wird. Auffallend ist die Heftigkeit dieser Leidenschaft bey Frauenzimmern wegen der Lebhaftigkeit ihrer

Empfindungen überhaupt, und ihres Interesses an tausend eiteln Wünschen insbesondere. Schon ein besserer Putz, ein tieferes Compliment, das eine andere bekommt, kann den Neid mit allen seinen Qualen in ihnen erzeugen, Schönheit, Gabe der Coquetterie, Anbeter, Schmeicheleyen, Liebe und Eheglück sind eben so viel Veranlassungen zu jener Leidenschaft, die sie öfterer, als bey Männern geschieht, zu dem giftigsten Hasse verleiten kann. Ich glaube mich nicht zu irren, daß die meisten Feindschaften zwischen Frauenzimmern einen wenigstens entfernten Grund in dem Neide haben, und daß die Veränderlichkeit ihre Freundschaft unter einander sowohl, als die Medisance in ihren mannigfaltigen Gestalten sich von ihm vornehmlich herschreibt.

(Die Fortsezung folgt.)

4.

Der philosophische Landchartenhändler.

Am 10ten Merz dieses Jahrs kam ein Landchartenhändler zu mir, und bot mir Landcharten an. Da er diejenigen nicht mehr hatte, welche ich wollte, bot

bot er mir Malers Anleitung zur Algebra an. Ich antwortete ihm, daß ich sie nicht nöthig, indem ich schon ein solches Buch habe. „Welches“? fragte er. Ich. Clemms — und — Er. Clemms ist nicht so vollständig und deutlich, als Malers. Ich. Ich habe auch ein vollständigers. Er. Etwa Wolffs? Ich. Nein, Eulers. Er. So — das kenne ich auch. Ich. Versteht er denn die Algebra, mein Freund? Er. Den Maler da verstehe ich, auch den Wolff und Clemm. Ich. Wer hat Ihn denn die Algebra gelehrt? Er. Ich habe, halt! keinen Lehrer darin gehabt, sondern sie selbst gelernt. Ich. Wer hat Ihm denn die Bücher dazu gegeben? Er. Ich bin nach und nach dazu gekommen. Ich. War Ihm denn die Algebra nicht zu schwer? oder hat Er vorher einen andern Theil der Mathematik gelernt? Er. Zuerst hab ich Hübners Geographie bey einem Kiefer, der auch ein Freund von Büchern war, gesehen, um die ich ihn gebeten und sie gelesen habe. Ich. Hat Er denn auch Landcharten dabey gehabt? Er. Anfangs keine. Aber da ich im Buche fand, daß man Landcharten dazu haben müsse, so ruhete ich nicht, bis ich einige auftrieb. Dann las ich den ganzen Hübner, und suchte die Länder, Städte und Dörfer ꝛc. auf. Aber die Striche und Linien machten mir am meisten zu schaffen. Und doch hätte ich diese gern vor den Ländern kennen gelernt. Ich. Wie lernte Er denn endlich dieselben kennen? Er.

Ich fand bey dem Buchbinder, der mir alte Landcharten gab, Reccards Lehrbuch, und Pfennig's Geographie, und daraus lernte ich sie kennen. Endlich sahe ich ebendaselbst auch Büsching's Geographie, und fragte ihn, wo man sie haben könne? Er wieß mich an einen Antiquarius, wo ich mehrere Theile davon wohlfeil bekam, und nun, so viel mir möglich war, darin studirte. Ich. Hatte er denn schon Landcharten genug? Er. Nein, aber ich ruhete nicht, bis ich so viel hatte, als ich brauchte. Ich. Wo nahm Er denn das Geld dazu her? Er. Ich entlehnte es — und als die Zeit kam, daß ich es wieder heim geben sollte, ging ich in der Gegend herum, und suchte meine Landcharten und Bücher wieder zu verkaufen. Ich verkaufte sie auch wirklich so gut, daß ich alles entlehnte Geld wieder heimgeben konnte, und noch etwas übrig behielt. Davor kaufte ich mir neue Landcharten, und da ich sie gebraucht hatte, verkaufte ich sie wieder. Und so gerieth ich auf diesen Handel. —

Jetzt schlug meine Schulstunde. Ich brach daher die Unterredung mit dem Verspruch ab, daß ich ihm das nächstemal mehr abkaufen wolle, worauf er seines Wegs, und ich in meine Schule ging. Gegen Abend aber wurmte mir der Gedanke: „Du „möchtest doch diesen besondern Mann noch weiter „ausforschen". Ich ließ also sehen, ob er noch hier wäre, und ihn ersuchen: er möchte nochmals

mit

mit einigen Landcharten zu mir kommen. Endlich kam er, und entschuldigte sich, daß er nicht eher gekommen seye, weil er in seiner Schlafkammer gelesen, und der Wirth gemeynt habe, er seye schon fort. Ich. Was hat Er denn gelesen. Er. Hier Wolff's Logik. (Er zog sie aus der Tasche.) Ich. Wie gefällt sie Ihm? Er. Recht wohl. Ich. Warum? Er. Weil sie so deutlich ist. (Wir discurirten lang von dieser Logik, und er erzählte mir, daß er alle deutsche Schriften von Wolff habe.) Ich. Hat Er auch andre Logiken gelesen? Er. Ja — Reimarus — Feders — aber in der letztern haben mir die angebohrnen Begriffe, die er behauptet, Zweifel gemacht. Ich. Feder behauptet keine angebohrnen Begriffe, wie er hier, (ich zeigte ihm die Stelle) selbst lesen kann. Er. Es ist wahr. Ich habe mich confundirt, und gemeynt, Feder behaupte selbst das, was er hier in der Note von andern anführt. Sonst gefallen mir Feders Bücher, besonders seine Untersuchungen über den menschlichen Willen, recht wohl. Nur ist mir seine Logik, Metaphysik ꝛc. zu kurz: auch bin ich nicht überall gleicher Meynung mit ihm, besonders bey der Seelenvereinigung mit dem Körper. Ich. Welche Meynung nimmt Er denn an? Er. Leibnizens vorherbestimmte Harmonie. Ich. Hält Er Leibnizen für den Erfinder derselben? Er. Ja. Ich. Geulinx hat sie dreyßig Jahre vor Leibnizen in einem Buch, das den Titel hat:

γνῶθι σεαυτὸν, ſchon vorgetragen, auch das Exempel von zwey Uhren gebraucht. Er. (aufmerkſam) So — — Leibniz iſt alſo nicht der Erfinder vorherbeſtimmten Harmonie? Aber — ſie gefällt mir eben doch beſſer, als des Carteſius Meinung, die man — — (ich half ihm ein) die Hypotheſe der gelegenheitlichen Urſachen nennt. Ich. Warum? Er. Weil daraus folgte, daß Gott der Urheber aller Sünden wäre, und das will mir nicht ein. Ich. Was hat Er denn wider die Hypotheſe des phyſiſchen Einfluſſes einzuwenden? Er. Daß ich nicht begreifen kann, wie ein Geiſt in dem Körper würket. Ich. Nimmt Er denn nichts an, was Er nicht begreifen kann? Er. Als Philoſoph nicht. Denn — ein Hauptſatz in der Metaphyſik heißt: nichts ohne zureichenden Grund. Und ein anderer: es iſt nicht möglich, daß ein Ding zugleich ſey, und nicht ſey. (Weil ich ihn bloß ausforſchen wollte, fuhr ich weiter fort:) Welchen Beweis hält Er denn für den bündigſten für das Daſeyn Gottes? Er. Den ontologiſchen und cosmologiſchen. Ich. Wie formirt Er den erſtern? Er. Von Ewigkeit her war etwas, von dem dieſes Univerſum hervorgebracht wurde. Denn, wenn ich nicht annehme, ſo folgt, daß es aus nichts, oder deutlicher, von ſelbſt entſtanden ſey, welches abſurd iſt —. Denn aus nichts wird nichts. Und durch einen Zufall kann es nicht entſtanden ſeyn — denn — nichts iſt ohne zureichende Urſache. Es

bleibt

bleibt also etwas Ewiges — oder Gott. Dieser alte Beweis nebst dem cosmologischen überzeugt mich besser, als der neue Mendelssohnische.

Unter diesen Gesprächen wurde es Nachtessenszeit. Ich ersuchte ihn, mit mir vorlieb zu nehmen, welches er auch nach einiger Weigerung that. Während dem Essen fragte ich ihn: wann er denn studire? (Dies Wort brauchte er selbst.) Er antwortete mir: unter dem Marschiren von Ort zu Ort, wenn es schön Wetter ist, da nehme ich einen Paragraphen, (denn ich lerne vor einen recht verstehen, ehe ich weiter gehe,) lese ihn etlichemal durch — stecke dann mein Buch wieder in die Tasche, und denke über das Gelesene so nach, daß ich meine schwere Küste nicht mehr auf dem Buckel spüre. Wenn ich denn einen mathematischen oder philosophischen Satz recht im Kopf habe, dann lese ich weiter. Bey Nacht im Bett repetire ich's, und stelle mir dann ganze Seiten von Zahlen, Figuren u. s. w. so lebhaft vor Augen, wie sie im Buch stehen. Da freut mich's, wenn ich alles so deutlich beweisen kann. Ich. Dies ist wahrhaftig eine vortrefliche Art zu studiren, die zwar von vielen erkannt, aber von wenigen, besonders Jünglingen, beobachtet wird. Sonst würden wir gewiß mehr junge gründliche Gelehrte haben. Manche kommen erst durch viele Umwege und Fehltritte dahin, wo Er gleich war. Er. (lächelnd) Ja, anders thue ichs nicht, bis ich eine Sache recht

deutlich verstehe. Aber dies hat mich schon viel Kopfverbrechens gekostet, besonders in der Mathematik, die ich vorzüglich liebe. Z. E. in der Trigonometrie konnte ich mich lang nicht in die Sinus und Tangenten finden — aber ich ließ nicht nach, bis ich alles verstand — und — nun gehts, wie geschmiert. Ich habe auch schon selbst ein Büchlein über die Planimetrie und Stereometrie geschrieben, worin ich vieles deutlicher ausgeführt habe, als ich es in manchen Büchern fand. Ich. Hat Er das Büchlein nicht bey sich? Er. Nein — ich hab's zu Bruchsal an einen Geistlichen, der mir's abschwätzte, vor drey Gulden verkauft. Ich. Das ist nicht viel — wenn es gut war. Wie stark war es denn? Er. Es war etwa zwölf Bogen stark. Ich werde es aber, sobald ich Zeit habe, wieder schreiben, denn ich habe es ganz im Kopf, und getraue mirs von Wort zu Wort wieder herauszuschreiben. Ich. Wann hat Er's denn geschrieben? Etwa auch auf der Reise? Er. Nein! Das habe ich zu Hause geschrieben, wenn ich zur Frühlingszeit zu Haus war, und meine Weinberge geschafft hatte. (Er ist ein Weingärtner, wie sein Vater und seine Brüder.) Auch habe ich manches am Sonntage gezeichnet und geschrieben, wenn andre meines Gleichen im Wirthshaus waren. Ich. Warum legt Er sich denn so sehr auf diese Sachen, die er nicht nöthig hat? Er. Weil dies mein einziges Vergnügen ist, wenn

ich

ich allemal wieder einen mathematiſchen Satz herausgebracht habe, und recht deutlich beweiſen kann, o! das freut mich!! Ich. Hat ſein Vater nichts dagegen, wenn er zu Haus ſo viele Bücher lieſt? Er. (lachend:) Nein — er lieſt ſelber gern, aber nur geiſtliche Bücher, die ich ihm allemal mit heim bringe. Von den Meinigen aber mit den vielen Strichen und Buchſtaben will er — nichts. Auch lachen mich andre Weingärtner aus, wenn ſie mich über ſolchen Büchern antreffen. Aber, ich laſſe ſie lachen, und denke, ſie verſtehens nicht beſſer. Mein Bruder lieſt gern in Hübners Zeitungs- ich aber lieber im Naturlexicon. Aber da wird oft auf Walchs philoſophiſches Lexicon gewieſen — und das möchte ich doch auch ſehen!! Ich. Er ſoll es ſehen, ich will's gleich bringen. Doch kamen wir wieder in Diſcurs von ſeinen Weinbergen, der Qualität ſeines Weins u. ſ. w. daß ich vergaß, es gleich zu holen. Ihm aber mochte es wohl nicht aus dem Sinne gekommen ſeyn, denn bald erinnerte er mich wieder an mein Verſprechen. Da ich's brachte, verſchlang er's faſt, und ſagte nach einiger Zeit: dies Buch müſſe er auch haben — nächſtens wolle er ſichs anſchaffen. Ich. Kann Er ſich in ſeinem Geburtsort mit niemand über ſeine Lieblingswiſſenſchaft unterhalten? Kommt Er nicht zum Pfarrer? Er. Nicht viel. Ich glaube auch nicht, daß er ein Liebhaber von der Mathematik und Philoſophie iſt — denn — er läßt

sich in kein Gespräch mit mir darüber ein — — —. Ich. Trägt ihm sein Landchartenhandel auch was ein? Er. Ich bin schon damit zufrieden. Denn in den acht Jahren, in welchen ich ihn treibe, habe ich mir doch vom Profit etliche Weinberglen kaufen können, die ich selbst baue, und, wenn dies geschehen ist, wieder meinem Handel nachgehe. Ich. Wollte Er mir nicht seinen bisherigen Lebenslauf und eine weitere Beantwortung meiner Fragen schriftlich aufsetzen? Er. O ja — ich will auch einen mathematischen Aufsatz dazufügen — und dann mitbringen, wenn ich wiederkomme. (Erhalte ich etwas, so werde ichs bekannt machen.) Indessen wurde es spät, und er nahm mit den Worten von mir Abschied, daß er sein Versprechen gewiß halten wolle. —

Sein Aeusseres verspricht gar nicht viel. Im Gegentheil hält man ihn für einen einfältigen Mann, wenn man bloß aus seinem Gesicht und seiner rauhen Sprache urtheilen will. Es bestätigt sich also auch hier, was Herr Prof. Meiners in seinen Briefen über die Schweiz schreibt, daß scharfe und feurige Augen nicht allemal ein Genie, und matte und schwache nicht allemal einen Dummkopf anzeigen.

In den Osterferien, 1787.

Fried. Wilh. Jon. Dillenius,
Oberpräceptor zu Urach im Wirtemb.

5. Eine

5.

Eine Traumahndung.

Der Herzog von * *, ein Mann von hellem Geist und vielen Kenntnissen, ein pünktlich strenger Freund der Wahrheit — ein ächter christlicher Bidermann unter den Fürsten — schon frühe durch Leiden, und im männlichen Alter durch körperliche Beschaffenheit, bisweilen zur Aengstlichkeit gestimmt — hatte im Jahr 1769, in der Nacht vom 8ten zum 9ten October, die sehr lebhafte Empfindung und Ahndung im Traum: es würde ihm am folgenden Tage ein fürchterliches Unglück begegnen. Sobald er am Morgen seine Familie zur gewöhnlichen gemeinschaftlichen Unterhaltungs- und Lesestunde bey sich versammlet sahe, erzählt er derselben seinen Traum, und die dadurch in seiner Seele erregte Unruhe. Er bittet alle, an dem Tage nicht auszufahren oder auszugehn, weil ihm bange sey, es möchte einem von ihnen ein Unglück begegnen.

Alle scherzen über den Traum, suchen ihm die Aengstlichkeit auszureden, und bitten ihn, nur eine Stunde in dem Lustwäldchen, das nahe am Schlosse liegt, spazieren zu dürfen. Der gute Fürstenvater erlaubt es; alle kommen glücklich nach Hause — und

und lächeln am Abend und in der Folgezeit oft über die durch den Traum ihm verursachte unnöthige Sorge. — —

Ein ganzes Jahr vergeht ihm und seiner ganzen frommen Fürstenfamilie in aller Glückseligkeit und Heiterkeit des Lebens. Im Anfange des Octobers 1770 wird seine Gemahlinn *) von einer Prinzessinn wohl entbunden. Nach der Niederkunft befindet sie sich in erwünschten Umständen, ihre Kräfte nehmen täglich zu, und am 9ten October fühlt sie sich so munter und gestärkt, daß sie zum erstenmal aus dem Wochenbett aufsteht, um eine Stunde im Sopha zu sitzen. Ihrem guten Gemahl eine Freude zu machen, läßt sie ihm sagen: er möge in ihr Zimmer kommen, er würde sie wieder gesund und munter ausser dem Bette finden.

Freudig eilt er die Treppe herunter — aber — indem er in ihr Zimmer tritt — sieht er sie sterben — noch einmal lächelt sie ihm zu — und nun sinkt sie todt in seine Arme. —

In

*) Größe und Güte der Seele waren durch ihren ganzen Charakter verwebt. Von ihren edlen Gesinnungen und christlichen Handlungen, davon ich selbst Jahre lang ein täglicher Zeuge gewesen bin, sind schon manche Beyspiele in den Archiven der guten Menschheit aufbewahrt worden.

Anmerk. d. Eins.

In der Minute, da sie ihm die frohe Nachricht geben ließ, hatte der Schlag sie getroffen. —

Genau ein Jahr nachher wurde also erst der Traum erfüllet.

6.

Solamen miseris socios habere malorum.

Wir glauben eine Beruhigung, einen Trost darin zu fühlen, daß andere mit uns zugleich unglücklich sind.

Da ein vernünftiges, mit Wohlwollen geschaffenes Wesen, dergleichen der Mensch ist, eigentlich kein Vergnügen an den Leiden andrer vernünftiger Wesen finden kann *); so fragt sich, worin denn nun eigentlich obige Erfahrung ihren psychologischen Grund hat, und wie die Seele zu diesem Gefühl kommt,

*) Ich spreche hier im Allgemeinen, und also nicht von den einzelnen Empfindungen, welche wir bey dem Unglück derer in uns wahrnehmen, die unsre Feinde sind, oder sonst einen unangenehmen Eindruck auf uns gemacht haben.

kommt, welches doch urſprünglich der Rechtmäſſigkeit unſrer Empfindungen entgegen zu ſtehen ſcheint?

Ich glaube, das ganze Phänomen läßt ſich in den meiſten Fällen, die ich freylich nicht einzeln angeben kann, aus der Natur des Mitleidens erklären, obgleich auch noch andere phyſiſche und moraliſche Nebenurſachen, die ich unten angeben will, dabey Einfluß haben können.

Wenn wir ſelbſt leiden, die Leiden mögen nun entweder von uns, oder von andern herrühren; ſo werden gemeiniglich unſere wohlwollenden Empfindungen weicher, lebhafter und ſanfter gemacht. Wir ſcheinen jetzt den Menſchen näher anzugehören, mit ihren Bedürfniſſen, Denkungsarten, Schickſalen in einem genauern Verhältniß zu ſtehen, und fühlen uns geneigt, ihre Leiden, wenn ſie auch vorzüglich ſelbſt daran Schuld ſeyn ſollten, mit mehrerer Schonung und Billigkeit zu beurtheilen, als wir ſonſt zu thun gewohnt waren. Dieſe Weichheit unſrer Gefühle, ſie mag nun entweder in unſerm Körper, oder in der Aſſociation unſrer Empfindungen, oder im Körper und in der Seele zugleich liegen, macht, daß wir bey den Leiden anderer um ſo viel mehr gerührt werden, wenn wir ſelbſt unglücklich ſind. Wir ſcheinen einige Augenblicke unſern eigenen Schmerz zu vergeſſen, indem wir uns den ihrigen vorſtellen — und deſto deutlicher vorſtellen, je mehr alsdenn unſere Gefühle lebhaft ſind. Unſere

Vor-

Vorstellungen werden von uns auf ein anderes leidendes Object hingewandt, und in dieser durchs Mitleiden bewürkten Zerstreuung unsrer Ideen und dem Umtausch unsrer Gefühle liegt vornehmlich jenes: solamen miseris socios habere malorum des alten lateinischen Dichters.

Man wende mir nicht ein, daß das Mitleiden selbst eine unangenehme Empfindung sey, und weil es sich auf die Idee eines uns dargestellten leidenden Objects gründe, dadurch unmöglich eine verminderte Vorstellung meines eigenen unglücklichen Zustandes hervorgebracht werden könne. Die Natur des Mitleidens besteht in einer gemischten Empfindung, so wie die meisten Affecten, die sich auf Gegenstände ausser uns beziehen; nehmlich in einem wirklich unangenehmen Mitgefühl mit dem Unglücklichen, indem wir uns in seine Stelle hineinsetzen, und uns für ihn interessiren; und in einem wehmüthigen Bewußtseyn dieser Empfindung und ihres moralischen Werths, wodurch wir gleichsam in jedem Moment der Empfindung uns für belohnt halten.

Das wirklich unangenehme Mitgefühl ist wieder nicht ganz eine reine Empfindung, indem es allemal erst durch eine schnelle Vergleichung unseres Zustandes mit dem eines andern, also in einem, obgleich oft versteckten Bezug auf uns selbst entsteht.

Wenn

Wenn wir auf uns genau Acht geben, kann es uns nicht schwer werden, zu bemerken, daß in dem Mitleiden, sonderlich bey feinen, gebildeten Seelen, eine Art Wollust liegt, die uns oft so gern und so lange bey den Gedanken an einen Unglücklichen verweilen läßt, besonders wenn wir selbst etwas zur Traurigkeit geneigt sind, und der Unglückliche uns interessirt. Wir hören einem Klagenden oft lieber zu, als einem Frölichen. Wir fühlen es deutlich, wie sich bey jenen unsre Empfindungen immer mehr heben, sich immer mehr zu ihm hindrängen. Endlich ergießt sich die Thräne des Mitleids aus unserm Auge, und es ist uns sehr wohl bey diesem Opfer, welches die Natur der leidenden Menschheit bringt.

Diese wohlthätige Empfindung der Seele, die den Menschen so weit über das Thier hinaushebt, mag nun entstehen woher sie will, aus dem stillen Bewußtseyn: daß wir jetzt eine sehr wichtige, sehr heilige, den Bedürfnissen der Menschheit so angemessene Pflicht ausüben; oder daher, daß wir uns, obwohl auf eine dunkle Art, vorstellen, wie wohl es uns war, wenn andere Mitleiden mit uns hatten, oder aus einer geheimen sympathetischen Bewegung unsrer Nerven, oder aus andern Ergüssen des Herzens und Geistes, genug, es bleibt allemal ein süsser Schmerz, und dieser ist es, welcher uns unsere eigenen Leiden selbst versüßen hilft, wenn wir uns

neben

neben uns andre Unglückliche denken, zumal wenn wir in unsern Schicksalen mit den ihrigen etwas homogenes haben.

Jene aus der Vorstellung eines andern Unglücklichen entstandene Zerstreuung unsrer Vorstellungen, wodurch unsre Aufmerksamkeit von uns selbst abgewandt wird, verbunden mit dem süßen Gefühl des Mitleidens, würde ich daher immer für die vornehmste Ursach der stillen Beruhigung halten, welche wir in uns wahrnehmen, wenn andere mit uns zugleich leiden.

Doch ich bin weit entfernt, dies als die einzige Ursach dieser Erfahrung anzugeben. Eine geistige Kraft, dergleichen die menschliche Seele ist, wird durch so erstaunlich viel innere Modificationen verändert, daß der Psychologe eigentlich selten mit völliger Evidenz sagen kann: dies — und nur dies allein ist der Grund dieser und jener psychologischen Erscheinung!

Der Gedanke, daß uns in diesen und jenen Fällen ein Unglück nicht allein und vielleicht auch nur weniger trift; daß diese und jene schiefe Beurtheilung, ein uns zugedachte Schmach nicht allein auf uns fällt; daß mehrere Unglückliche auch für uns zugleich eine größere Sensation mit erregen, unsern Zustand in ein helleres Licht setzen, und sich für uns interessiren werden; daß ich bey den Un-

glücklichen ein größeres Mitleiden mit meiner Noth wahrnehme; daß größere, reichere, angesehenere Männer dem Schicksal so gut wie ich unterworfen sind; daß wir unsre Leiden gleichsam vervielfältigt sehen, — diese und mehrere Nebenvorstellungen können uns in etwas zu beruhigen scheinen, wenn andre mit uns zugleich unglücklich sind. Weniger oder eigentlich gar nicht beruhigend sind für uns dergleichen Gedanken, wenn wir mit andern zugleich von einem körperlichen Schmerz leiden.

7.

Allgemeine Betrachtungen über Sprache.

Die Sprache ist die Uebereinstimmung der Menschen, durch gewisse bestimmte Zeichen gewisse Dinge zu bezeichnen, und ihre Gedanken deutlich und bestimmt auszudrücken. — Dieser Begriff läßt sich leicht auf einzelne Sprachen anwenden; so ist die deutsche Sprache die Uebereinstimmung der deutschen Völker, einander ihre Gedanken durch dieselbe Ausdrücke deutlich und bestimmt erkennbar zu machen. Alle Sprachen kommen darin überein, daß sie dieselbe Sachen durch verschiedene Zeichen bezeichnen.

Die

Die **Nothwendigkeit** der Sprache erhellet aus der Nothwendigkeit einer menschlichen Gesellschaft und ihrer Bedürfnisse. — Die ersten festgesetzten Gedankenzeichen litten bald Abweichungen, und dies aus verschiedenen zufälligen Umständen; Zeit, Ort, Interesse, Verbindung u. s. w. machten sie nothwendig; auch die Menschen drücken dasselbe Bedürfniß, dieselbe Idee nicht immer auf dieselbe Art aus; nicht alle haben einerley Bedürfniße; jeder fast hat seinen eigenen Gesichtspunkt — fodert auf eine andere Weise Befriedigung seines innern und äußern Dranges u. s. f.

Eine **allgemeine** Sprachlehre würde die allgemeinere Regeln zu sprechen enthalten, die leicht auf alle besondere Sprachen angewandt werden könnten. Die **besondere** lehrte ihr eigenes, ihre besondere Ausnahme der allgemeinen Regeln; die allgemeine diente zu einer Einleitung in die untergeordneten mannichfaltigen Sprachlehren, ohne Hinsicht auf die besondern Nationalabänderungen. Obwohl die Verschiedenheit der Sprachen manchen Vortheil und Rechtfertigungsgrund für sich hat, so würden wir vielleicht doch schon weitere Fortschritte in unsern Bemühungen um Aufklärung und in der Annäherung an unsere Bestimmung gemacht haben; es würde mehr Uebereinstimmung, mehr Einigkeit und Einheit der Charaktere der Menschen — weniger Vorurtheile, Partheisucht, feindliche Gesinnun-

gen und listigkeit, — aber desto mehr liebe, Wahrheit und Offenheit unter den Menschen herrschen, wenn diese nicht — oder nicht so mannichfaltig wäre. Doch labt sich unser Trieb nach Vervollkommung auch öfters an ihr: wir forschen nach dem Genius der Sprache: wir suchen daraus den Charakter der Nation annähernd zu bestimmen; wir sehen, wie weit die Denkart der Menschen von einander abgehet, oder sich vereinbart, und wo — in welchen Abstuffungen — nach welchen Gründen; da lernen wir kennen, in welchem Grad der Kultur und Vollkommenheit eine Nation steht; denn Verbesserung der Sprache ist eine Stufe der Landsaufklärung; dahin gehören auch die Bemühungen, eine Sprache Wortreich, nachdruck- und Bedeutungsvoll — angenehm, fließend und leicht zu machen, sie von Verunstaltungen und nichts bedeutenden oder inkonvenienten Ausdrücken zu säubern.

Die Sprache ist der Abdruck der Gedanken: die Zeichen der Gedanken können nun mittelst eines festgesetzten Tones, oder mittelst festgesetzter mit der Feder gemachten Züge (Schriftzeichen) andern verständlich gemacht werden. Die erste Art wird in der Leselehre abgehandelt; die zwote in der Rechtschreibungslehre, und so wären also die zwo Hauptabtheilungen einer allgemeinen Sprachlehre gemacht; um deutlich und zusammenhängend zu seyn, müßten dann die Gegenstände nach ihrem Ur-

sprung

ſprung — Ableitung — Aehnlichkeit u. d. einander untergeordnet und zuſammengeſtellt werden.

Die pantominiſche Zeichen oder die Geberden des Körpers ſind noch ſehr willkührlich und unbeſtimmt. Indeß iſt doch gewiß, daß die Pantomimenſprache die erſte war. Für die erſte Menſchen, die noch keine beſtimmte Töne und Worte hatten, konnte die regelloſe, ſchwer zu fixirende Stimmenſprache alleine nicht hinreichend ſeyn; ſie nahmen die Geſichtszüge, die übrigen körperlichen Aeuſſerungen zu Hülfe; dieſe waren ihnen auch geſchickter, natürlicher, angemeſſener, die Bedürfniſſe ſetzten ſie von ſelbſt in Bewegung. Gebehrdenſprache iſt die natürlichſte; denn die Wortſprache entſteht nur dann erſt, wann der Menſch anfängt in Geſellſchaft zu leben — wann ihm eine Menge von Bedürfniſſen nothwendig wird; wann es Bedürfniß wird, ſeine Gedanken dem andern zu offenbaren, ſeine durch das geſellſchaftliche Leben erzeugte Begierden, Triebe, Verhältniſſe und Nothwendigkeiten zu befriedigen, ſeine durch eben dis geſellſchaftliche Beyſammenſeyn entſtandene Pflichten zu erfüllen, ſich über Intereſſe und Konventionen mit andern zu verſtehen; wann der Menſch nun allmählig beginnt, Lüſte zu nähren; wann es dadurch erſt nothwendig würde, Hülfe und Rath zu ſuchen, und alſo Menſch und Menſch wie eins — unzertrennlich — unentbehrlich würden; da müßte

ihnen nothwendig die Pantomime zu langweilig, zu ermüdend, zu unbequem seyn; man verließ diese Sprache, und fing an, Töne dafür zu gebrauchen; man sah den Unbequemlichkeiten durch ihre Anwendung und Festsetzung meistentheils abgeholfen, und suchte stufenweise sie so viel als möglich allgemein zu machen, welche ihnen die geschickteste — die deutlichste schienen, und die mit der anzuzeigenden Sache die größte Aehnlichkeit hatten, diese wählten sie zum Ausdrucke. Nachahmung war also wohl der Bestimmungsgrund eines grossen Theils der Worte. Die übrigen haben ihren Grund in gelegentlicher oder nothwendiger Zusammenkunft aller — besonders auffallender — frappirender Umstände. Also da erst unter jenen Verhältnissen ward Stimmsprache Trieb und Drang, und mit ihrer Anwachse ward dieser Drang auch stärker, entwickelte sich immer mehr, wurde immer reichhaltiger — verständlicher — nachdrucksamer — angemessener — gesetzmäßiger — harmonischer, und die Ausdrücke artikulirter — allgemeiner — stäter.

Pantomimen in einer fixirten Einschränkung und Bestimmtheit, wie die Töne, würden eben so deutliche Gedankenzeichen seyn. Zuverläßig ist es, daß stärkerer Nachdruck in ihnen liegt, daß sie geschickter — anschauender und natürlicher sind, um die Sachen wahrer und die Bedürfnisse in ihrer mehr oder minder dringenden Befriedigung vorzu-

 stellen;

ſtellen; ſo wie wir noch immer, um energiſcher uns auszudrücken, und den Grad der Empfindungen deutlicher und ſinnlicher zu bezeichnen, unſere Sprache mit Gebehrden des Körpers begleiten. Eine Bewegung des Körpers würde ſchon den ganzen Gedanken mit einem großen, lebhaften Ausdruck bezeichnen, da wir jetzt durch eine Reihe von Buchſtaben — Sylben und Worte erſt an das Ende der Vorſtellung gelangen. Sogar müſſen wir in der Seele das ganze einer Idee nur mittelſt der Verbindung einzelner, mit Worten verknüpfter Begriffe bilden; da hingegen ohne dieſe Sprache jeder unſerer Gedanken eine totale momentane Vorſtellung und ein Bild, ein konzentrirter gleichzeitiger Zuſammenhang aller der dahingehörenden Begriffe wäre, ſo wie die Aeußerung der Gedanken eben ſo ſeyn müßte. Aus dieſem folgt, daß die Vorſtellungen geläufiger, gedrängter, lebhafter, und weil die Ueberſicht leichter, der Zuſammenhang deutlicher wäre, ſchneller und richtiger ſeyn müßten.

Es iſt wahr: Worte und ihre ſucceſſive Verbindung ſind Beförderung der Abſtraction und gröſſere Sicherheit vor Irrthum im Urtheile, da in einer ſchnellen Ueberſicht wohl manche Folge, manches Zwiſchenglied der Abſtractionskette unſichtbar bleiben kann; aber da bürgt ſchon für einen guten Theil der deutlich vorliegende Zuſammenhang des Ganzen.

Ich übergehe den Gebrauch der Zeichensprache beym Unterricht der Taubstummen. Nur was insonderheit den Einwurf betrift, wegen der Nichtunterscheidung des Sinnlichen — Sichtbaren vom Abstrakten, und der durch dieselbe Zeichen bedeuteten Sache, bemerkte ich für jetzt das einzige: kann man mit dem Zeichen des unmittelbar bezeichneten nicht noch ein bestimmtes Unterscheidungszeichen von dem mittelbaren und abstrakten Begriffe verbinden, oder auch mit den letztern? Dasselbe Unterscheidungszeichen kann allgemein gemacht und mit jedem dieser Begriffe ohne Abweichung verbunden werden. Hieraus erhellet auch, daß man auch abstrakte Begriffe durch dergleichen pantomimische Zeichen ausdrücken kann; und warum nicht auch ohne das angegebene Hülfsmittel? Denn jeder abstrakte Begriff entstehet aus sinnlichen, die man vergleicht, deren ähnliche — nothwendige oder allgemeine Bestimmungen man zusammendenkt, und daraus einen allgemeinen oder abstrakten Begriff bildet. Könnte man also nicht auch durch pantomimische Zeichen die Folgen und Entwicklung dieser einzelnen Begriffe und so den Weg der Abstraktion bezeichnen, und dann durch ein einziges Zeichen, wie durch ein einziges Wort den Inbegriff dieser Entwicklungen oder den ganzen abgezogenen Begriff ausdrücken? Es ist daher nicht eben nothwendig, ihn erst metaphorisch und bilderisch in der Zeichensprache zu erklären.

Unstrei-

Unſtreitig iſt es, daß die Sprache ſehr viel, ja das meiſte zur Begriffentwicklung — zur Aufklärung und Verbreitung gemeinnützіger Kenntniſſe beyträgt. Das anfangs lallende, dann ſprechende Kind hört neue Worte, und in ihnen neue Begriffe; lernt täglich immer mehrere und neue Sachen kennen, lernt mit dem Fortgange der Sprachen kombiniren — Aehnlichkeiten bemerken — übertragen; es lernt weniger mechaniſch denken, weniger einförmig urtheilen und handeln; es lernt Abwechslungen des Geſchlechts — der Art — und des Individuellen; wird mit mehrern theils ähnlichen, theils kontraſtirenden Verhältniſſen bekannter; geiſtiſche — unſichtbare — abſtrakte Dinge kommen ihm nicht mehr ſo unbegreiflich und nonſenſikaliſch vor; die Zeichen der ſichtbaren — körperlichen — einzelnen Dinge führen leicht zu andern, die mit dieſen was ähnliches, was gemein haben. Wunderbare — ungewöhnliche Dinge frappiren es nicht mehr in dem entſetzenden Grade; bald kann es ſelbſt deutlich — endlich unvermerkt unterſcheiden, was es hört, ſieht und empfindet. Von ihrem weitern Gebrauch und Nutzen in der menſchlichen Geſellſchaft, wäre es überflüßig, was zu ſagen. Sprache iſt der Anfang zur Bildung des Menſchen; ihr Fortgang, ihre Entwicklung iſt Entwicklung des Herzens und des Verſtandes, iſt Entwicklung eigenen Kraftgefühls; eben ſo unentbehrlich und intereſſant ſchreitet ſie mit dem Menſchen durch alle Le-

bensgrade fort. Ohne Sprache, würde der Greiß wohl mehr als das lallende Kind in der Wiege seyn? würde der Mensch wohl viel zum Voraus vor dem Orangoutang und desselben Handlungstrieb haben? Dies ist freylich nur Frage — Frage wie die: ob Sprache wirklich ein zuverläßiges — wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Menschen und Thiere ist? aber aus Mangel der Sprache einem Thier das Menschliche absprechen, wäre das eben darum nicht zu viel geschlossen? Sprache ist ein nur die gesellschaftliche Lebensverbindung erst nothwendig gemachtes Bedürfniß, und sonst keine, als nur eine durch Despotie eingeschränkte aber erzwungene und dringende Zweckensphäre mußte nothwendig an der Sprache, besonders an der Stimmsprache, eine Stütze finden.

J. L. A. Schlichting.
Alumnus im K. K. General-Seminarium in Wien.

Noch

8.

Noch etwas über Ahndungen.

So wenig ein Ahndungvermögen mit den Begriffen streitet, die wir uns gewöhnlich von der Seele machen; eben so wenig Widerspruch findet bey dem sogenannten Melden statt. Wir kennen die Kräfte des Wesens, daß wir Seele nennen, alle noch zu wenig; wir hängen noch zu sehr am Körper, als daß wir dies Wesen ganz ausforschen könnten. Wie können wir wissen, was die Seele, sich selbst überlassen, ohne Verbindung mit einem Körper, oder — in einem Zustande, wo die Organe, die Vereinigungsbande, schlaff geworden, wo der Mechanismus erstarrt — zerstört und der Moment der Verabschiedung sehr nahe, oder eben vorüber ist: was die Seele da für einen Wirkungskreiß habe? Wer vermag endlich ein non plus ultra den Kräften eines uns so wenig bekannten Wesens zum Gränzstein zu setzen?

Es sind zu viele Erfahrungen und Beobachtungen von Erscheinungen in dieser Sphäre vorhanden; — Beobchtungen, denen sich allerdings kein Einwurf einer Unwahrhaftigkeit machen läßt; — von Männern, die unbefangenen Kopfes, mit allseitiger

seitiger und genauerer Untersuchung beobachten; die nie gewöhnt sind, mit wundersichtiger Leichtgläubigkeit etwas zum Beweise einer noch so zweifelhaften Wahrheit an den Tag zu geben, ohne aus ganzer Seele Bürge dafür seyn zu können, wie ich gleich zwey solche Beobachtungen anführen werde, wir haben, sag ich, zu viele und zu wichtige dergleichen Erscheinungen, als daß wir so gradezu die Existenz vorbenannter Vermögen in der Seele wegraisonniren könnten.

Mögten wir doch einmal aus solchen gehäuften, bewährten Erfahrungen ein zuverläßiges Resultat ziehen können, das uns so vielen Aufschluß in der Seelenkunde geben würde! Ich habe im 3ten Stück des 4ten Bandes eine Todesahndung zu erklären gesucht, die aus einem vorhergehenden lebhaften Traume entstand, und vermöge der Einbildungskraft wirklich Zerrüttung und Tod brachte — das mir bisher noch ziemlich genugthuend bleibt; aber — freylich fallen mir auch wieder andere Phänomene auf, die mir eben so unerklärbar scheinen, als ein übermenschliches Räthsel. Hier scheint sich der Schwung unserer Einbildungskraft wirklich in übermenschliche Sphären zu erheben, und übermenschliche Dinge zu verrichten; das heißt, wenn sie wirklich geschehen, solche — deren Kräfte wir bisher mit unserer Einsicht noch nicht entdeckt haben.

Der

Der magnetische Somnambulisme ist nach allem Betracht nichts als Charlatanerie, der uns hier für eben nichts mehr als eine solche — wie jedes andere Hirngespinst der Schwärmerey und des Betrugs gelten darf; beiden ihr Symbol ist: *Croyez et voulez.* Solche Chimären seyen von jedem Wahrheitsfreund weit entfernt; so wie man überhaupt auf diesen schlüpfrigen Wegen nie behutsam genug seyn kann.

Melden eines Sterbenden.

Hr. H** hatte als Director der Normalschulen in N** einen Knaben, den er vorzüglich liebte. Der Knab ward krank. Hr. H** besuchte ihn in seiner Krankheit, die etwa zehn Tage dauerte, ohngefähr viermal. An dem Tage, an welchem er verschied, ließ er sich noch an das Fenster bringen, da eben die Prozession vorbeyging, um seinen Hrn. Director und seine Mitschüler noch einmal zu sehen. Hr. H** kam spät nach Hause, begab sich in sein Schlafzimmer, nahm ein Buch, um noch etwas zu lesen; endlich legt er sich in's Bett, ließ das Licht brennen, und wollte noch fortlesen.

Es war um halb zwölf Uhr als drey Schläge an die verschlossene Thüre geschahen. Hr. H., da er nicht denken konnte, daß Jemand so spät noch zu ihm verlangte, blieb stille. Ueber eine Weile schlug

es

es wieder eben so vielmal an die Thüre. Nun loschʃ Hr. H. das Licht aus, und blieb liegen; gleich geʃchahen wieder drey ſtärkere Schläge. Hr. H. ſtand auf, öfnete die Thüre, ſah und ſuchte, und fand niemand: er machte, um zu ſehen, ob nicht ein Zugwind die Ofenthüre hin und her geſchlagen habe, auch dieſe auf; aber — auch dieſes fand er nicht. Da er nun gar nichts wahrnehmen und ſich von keiner Täuſchung auf irgend eine Art überzeugen konnte, legte er ſich, in Zweifel vertieft, wieder in's Bett. Aber — ſchon früh meldete man ihm den Tod ſeines Geliebten, der eben um jene Zeit erfolgte, nachdem er kurz vorher noch von Hr. H. geſprochen hatte.

Dies erzählte mir Hr. H., ein Mann von unbefangener Beurtheilungskraft und von der richtigſten Denkart; — ein Mann, der zuvor alles Melden, alle Ahndungen, Todtenerſcheinungen u. d. gl. für Chimäre hielt; von der Zeit an aber durch dieſe Begebenheit darauf aufmerkſam ward. — Noch

Eine Ahndung.

Hr. D. erzählte mir: ſein Vater ſey von den Koſacken im ſiebenjährigen Kriege ganz ausgeraubt worden, ſo, daß er mit ſeiner Familie in die größte Nothdurft gerieth. Er war ein Sattler, und ſuchte bisher durch ſeiner Hände Arbeit ſich nach Kräften

fort

fort zu helfen. Allein — das Elend häufte sich tagtäglich, und er sah keine Rettung. Mit diesen Gedanken umwölkt, befand er sich einstens am Abende in seinem Garten, und hing da ganz seinem traurigen Schicksale nach; als ihm däuchte, eine Stimme zu hören, die sprach: „Sorge nicht; es wird dir und deiner Familie noch gut gehen". Er staunte; freudig verließ er den Garten, erzählte seine gehabte Erscheinung, und ermunterte alle, gutes Muthes zu seyn. Bald darauf gerieth er plözlich auf den Gedanken, einen Leinwandhandel anzufangen; er fing ihn an, und betrieb ihn mit so vielem Glück, daß er sich nun in den besten Umständen befindet, und die meisten seiner Kinder hat versorgen können *).

Wien.

J. L. A. Schlichting.

*) Phänomene dieser Art, wenn man auch das historische Factum nicht selbst läugnen kann, lassen sich doch ganz natürlich aus einer gehabten Einbildung und einem damit verbundenen Zufalle erklären. Daß sie aufgeklärte, unbefangene Männer erzählen, selbst an sich erfahren haben wollen, beweist für die Wahrheit der Sache nichts, weil sich auch aufgeklärte und unbefangene Männer — am leichtesten aber da irren können, wo eine lebhafte Phantasie, oder etwas Wunderbarscheinendes, wodurch sich die Menschen so leicht täuschen lassen, mit im Spiel ist. P.

Beyträge

zur Geschichte der Schwärmerey in unsern Tagen *).

Vermischte Gedanken.

(Manuscript für Freunde.)

Junius — December 1774.

Lavater gab diese vermischten Gedanken, wovon ich nur den Beschluß mittheilen will, seit dem Jenner 1774 in Duodez, und zwar, um ihnen das Ansehen eines vertraulichen Manuscripts zu geben, in gestochener deutscher Schreibschrift, also in wirklichem Druck, heraus. Jeden Monat theilte er auf diese sonderbare Art eine Anzahl seiner Gedanken seinen eigentlichen Vertrauten, oder auch Fernenahen, wie er gewisse andere nennt, mit, und fuhr

*) Unter dieser Aufschrift sollen künftig in dem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde mehrere hierher gehörige authentische Nachrichten dem Publico mitgetheilt werden.

Anmerk. d. H.

fuhr damit bis im May obigen Jahrs treulich fort. Aber auf einmal nimmt er von seinen Freunden in einer langen Epistel auf einige Zeit Abschied, und diese Epistel ist es, welche wegen ihres merkwürdigen Inhalts zu nächst folgt, und kein unmerkwürdiges Stück von der eigentlichen Denkungsart jenes sonderbaren Mannes ist, dessen Geist und Herz für den Psychologen gewiß ein sehr interessanter Gegenstand seyn muß.

Schon seit dem Maymonat hab' ich Euch, liebste Leser und Leserinnen, dieser vermischten monatlichen Gedanken weiter nichts mitgetheilt, und jetzt muß ich sagen, daß ich Euch eine Zeitlang auch weiter nichts mittheilen kann. Ich muß mich noch mehr einschränken, als ich bisher gethan habe, und den Zirkel meiner Würksamkeit enger machen, um desto kräftiger würken zu können. Das ist ein Hauptgrund, warum ich diese Gedanken jetzo weiter nicht fortsetzen kann. Ein anderer ist, — weil sie das nicht blieben, was sie seyn sollten: Manuscript für Freunde, — sie wurden zu weit ausgebreitet, und sogar in öffentlichen Blättern angezeigt. Bey meiner neulichen Reise durch einen Theil von Deutschland hab' ich zu oft mit Bestürzung wahrnehmen müssen, wie öffentlich ich geschrieben habe, da ich geheim schreiben wollte. Ich will deswegen keinem Vorwürfe machen. Ich weis,

daß es aus guter Absicht geschehen ist. Allein mein Zweck ist nun verfehlt, und meine Kräfte reichen diesmal sonst weiter nicht hin. Dies sind zwey Hauptgründe, die ich sagen darf — zur Entschuldigung, daß ich jetzo von meinen vertrautern Lesern, denen ich diese Gedanken statt Briefe zuzusenden pflegte, Abschied nehme. Es sind noch einige andere, die ich wohl mündlich jedem besonders sagen dürfte; aber dennoch nicht gern diesem Blatte anvertrauen mag, so sehr ich auch hoffe, daß man es auf diesen Wink geheimer, als die bisherigen, halten werde. Um aber auch diesmal etwas zu sagen, und nicht so ganz trocken von so herzlieben Leuten, als mir die Leser dieser Gedanken sind, wegzugehen, will ich Euch einige Bemerkungen mittheilen, die ich auf meiner, für mich in so mancher Absicht sehr gesegneten Reise zu machen Gelegenheit gehabt habe, und die den wenigsten von Euch ganz gleichgültig seyn werden, und mich den Empfindungen überlassen, die sie ohne Zweifel, so oft ich sie mir wieder erneure, in mir aufwecken werden. —

Ich habe viel mehr gute, recht gute Seelen angetroffen, als ich geglaubt hatte; wenig Vollkommne! Keine! Keine; aber viel mehrere, die nach Vervollkommung strebten, als ich in meiner Unbekanntheit mit der Welt hoffen durfte.

Ich habe hohe und niedere Personen gefunden, die wirklich ein sehnliches Verlangen zu haben schie-

nen,

nen, immer beſſer und ihrer Beſtimmung würdiger zu werden. Seelen, die nach Licht, Kraft und Wahrheit dürſteten. — — Sie werden, währte ihr Durſt noch Tage oder Jahre, erſättigt werden.

Viel, viel mehr habe ich, als ich mir vorſtellen konnte, unter vornehmen und hohen Perſonen Weisheit, Nachforſchung der Wahrheit, Theilnehmung am Guten angetroffen. Erſtaunt und — beſchämt ging ich oft weg von Ihnen; erſtaunt über ſie; beſchämt über mich.

Doch wars auch neue mächtige Ermunterung, an mir ſelbſt und an andern zu arbeiten. Ich ſahe, daß man nicht umſonſt arbeitet, ſeinen Saamen nicht vergeblich ausſtreut. — „Wenn Gott dieſen geringen Grad von Wahrheitsliebe und Redlichkeit ſo belohnt, ſo augenſcheinlich ſegnet —, was wirſt du erſt zu erwarten haben, wenn du mit noch reinerer Einfalt, noch uneigenſüchtigerm Eifer, mit noch mehr Weisheit und Kraft Gottes an der Ausbreitung der beßten Religion arbeiten wirſt“ — ſo dacht' ich, ſo mußt ich denken! Neuer Muth, neues Leben kam in mich —. O Gott, laß dieſe Funken, die du aus meinem Herzen entſchlugſt, Flammen werden, und dieſe Flammen ein Feuer auf Erden anzünden, das nimmermehr erliſcht. Ach wie wollt ich, daß es ſchon an-

gezündet wäre! *) — und wie ist mir so bange! —

Auch durch manche Prüfung, geliebte Freunde, ging meine Religion. Manche, die schwiegen, und manche, die sprachen, legten sie auf die Wage. Ich merkte und hörte Einwendungen, die ich noch niemals gehört, nie erwartet hatte. — „Aber ists nichts als dies"? Das war doch allemal das Resultat aller dieser Prüfungen. — Ists nur dies, was man wieder meinen Glauben einzuwenden hat? Muß man sich so aus der Frage herausziehen; so antworten? (und ich sehe nicht, warum man nicht das Beste und Stärkste sollte gesagt haben, was man sagen konnte.) Hocherhabner Jesus! wie fest ist dein Evangelium! wie unerschütterlich dein Leben, und deine allwürksame Gotteskraft und Gottesliebe! —

Auch seufzen hab' ich gehört, nicht nur von blöden, kurzsichtigen Seelen, ohne Kraft und Heldenstärke, — auch von männlichen Seelen hier und dort über den erbärmlichen Verfall der menschlichsten und göttlichsten Religion; — „Aber unter aller Kritik hört ich doch auch sehr vernünftige Leute sagen, unter aller Kritik sind die Bemühungen einiger Gottesgelehrten zur Läuterung, d. h. Verschwemmung

*) Gott bewahre uns dafür!!

mung der Religion. Sie zerstören die Menschlichkeit, indem sie das Christenthum zerstören, und Christum den Christen rauben"!

Wie tief aus meinem Herzen herausgesprochen war das! Mit welcher Fülle der Ueberzeugung stimmt' ich in diese gerechte Klagen ein! wie ward mir so leicht! wie schien mir die halbverlorne Sache gleichsam schon wiedergefunden, da ich hörte, daß die Wahrheit Gottes an manchen Orten noch Ohren findet, die sie hören und verstehen, und Seelen, denen es last ist, daß sie's nicht lauter, mächtiger sagen dürfen. — „Man stößt den Herrn des Weingartens zum Weingarten heraus". Dies Wort wiederhol ich auch mit Bedacht hier, — frey durft' ich dies öffentlich sagen. Wie gern verpflicht' ich mich dadurch, es bey jedem, jedem Anlaß immer stärker, treffender, schneidender zu sagen — „daß man wider die Menschheit raset, wenn man wider Christum sich auflehnt". Wenn Christus unerträglich ist, o wie ist denn gewiß, aller vorgegebenen hochgepriesenen Menschenliebe ungeachtet, auch die Menschheit unerträglich! Wer mich hasset, der hasset auch meinen Vater, hast du mit göttlicher Einfalt und Wahrheit gesagt, — du bester aller Menschen, aller Herren und aller Götter auf Erden und im Himmel! und wer deinen Vater hasset, der hasset auch seine Kinder, — so wie der den liebt, der gezeugt hat, auch den liebet, der von ihm gezeugt ist.

Wo ichs nicht suchte, unter Leuten schlimmen Rufes (durch eigne Schuld vielleicht) habe ich gefunden, die nicht ferne vom Reiche Gottes waren! — Wer nicht Mensch seyn will, wird kein Christ werden, und wer Mensch werden will, — wie nahe ist der dem erhabensten Christenthum — das glaubt ich lange. Siegel dieser Wahrheit legte mir Gottes Fürsehung durch diese vor die Augen, — daß mein Herz in großen Hoffnungen frohlockte und an meines Herrn Wort gedachte: „die Zöllner und Hurer gehen euch vor ins Reich Gottes"!

Die Menschheit wird sich emporschwingen, und ihre Würde wird leuchten! Gott wird sich aufs neue offenbaren im Fleische! — das ist, das Christenthum wird siegen; wieder emporströmen, wie eine hellleuchtende, und weit erwärmende Flamme! — und weiter nicht, als auf das Jahr 1776 oder 77 will ich appelliren *) — Die Thorheit der groben und feinen Schriftbestürmer wird offenbar werden.

*) Diese ganze prophetische Stelle bezieht sich offenbar auf die Gaßnerische Wunderepoche, von welcher Lavater sehr wichtige Veränderungen zur Ehre der christlichen Religion und — Beweise erwartete, welche allen künftigen Zweiflern, allen feinen und groben Schriftbestürmern, wie er sie nennt, den Mund stopfen würden. Die Zeit hat gelehrt, daß Gaßner ein Betrüger war, und daß die religiöse Schwärmerey sich an ihm sehr geirrt hat.

werden. Die Unvernunft dieser Vernunftsherolde wird so entblößt werden, daß sie eine Zeitlang die Augen vor Schaam nicht mehr sollen aufheben dürfen. Gott wird sich durch Vernunft an der Vernunft rächen, — und durch Thorheit der Predigt in den Einfältigen herrlich, und in den Gläubigen wunderbar werden. Aber dies wird noch nicht das Ende seyn! — Dies sind nur Stimmen in der Wüste: Bereitet den Weg dem Herrn! Macht seine Pfade richtig!

Nicht eben als Hauch des prophetischen Geistes darfst du dies Wort auffassen. Es ist Resultat einfältiger Beobachtungen, die ich gern in den Schooß meiner nähern und fernern Freunde, und allenfalls auch derer frommen Seelen, die unmittelbar an diese gränzen, hinlege. Einige Saamenkörner, die Früchte bringen werden, wenn dieser Brief nach ein Paar Jahren diesem oder jenem zufälliger Weise wieder vor die Augen kommen, d. i. ihm von dem himmlischen Vater, ohne dessen Willen kein Buchstaben hier geschrieben steht, in die Hände gegeben werden wird.

Wohl dem, der jetzt und alsdann erwacht — und aufschaut, und sich umsieht, wo er steht, und was er bey dieser Lage der Sachen zu thun hat! Sey er Fürst, oder Sohn der Dienstmagd, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod isset. — — Ja Fürsten, denen dies Büchlein in die Hände

kommen wird — und Tagelöhner in einsamen Arbeitsstuben, die mich lieben, und gern an der Wahrheit Theil nehmen, die Gott auch ihnen durch mich darzureichen beliebt; — ja Fürsten und Tagelöhner, Brüder und Schwestern, Lehrer und Schüler, wachet und helfet mir wachen; bittet und helfet mir bitten; arbeitet und helfet mir arbeiten, daß in seiner Herrlichkeit erscheine, denen, die seine Herrlichkeit lieb haben, Jesus Christus, dem der ewige Vater alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben hat, und dem die Menschen im Staube alle Gewalt auf Erden und im Himmel rauben! —

Thue ein jeder von uns, was er kann. Es ist keiner, der nichts, keiner, der nicht mehr kann, als er jetzt denkt! und wenn wir im Geiste als ein Mann für einen Mann stehen; jeder an seinem Posten; jeder in dem Kreyße, den der Vater um ihn her gezeichnet hat; — jeder des andern Arbeit ohne Neid mit ermunterndem Wohlgefallen anschaut; jeder sich freut, wenn nur Christus in alle Wege verkündigt, verherrlicht und groß gemacht wird; jeder froh ist, wenn zur großen Erndte der Arbeiter immer mehr, und der Fruchtzerstörer und Müßiggänger immer weniger werden — — dann wird sich unsere Wirksamkeit vermehren! Gott wird in uns herrlich werden, und gepriesen der Name unseres Herrn Jesu Christi durch uns und wir in ihm.

laßt, Brüder und Schwestern, dies Wort würken, und Leben aufwecken, und gebt es keinem Spotte des Leichtsinnes und frechen Unglaubens preis! Entzieht Euch diesem, wo ihr könnt, und verhült Euch in seiner Gegenwart in die Stille Eures Herzens — und in das Zeugniß von unserm Großen, Namenlosen, das die redlichsten und besten Menschen des Erdbodens uns hinterlassen haben, daß es auf uns würke, und uns stärke auf die Stunde der Versuchung! —

Schweigen ist oft mächtiger, als reden, und seine Kraft zurückhalten, heißt oft, seine Kraft offenbaren. Weisheit Gottes lehr' uns reden und schweigen! — Und was ist Weisheit Gottes, als stilles, ruhiges Aufsehn auf Ihn, dessen Namen uns allen in die Seele gegraben ist, so wie unsere Namen in die seinige! Aufsehen auf Ihn! O Geheimniß, in welchem alle Schätze der Weisheit, der Erkenntniß, der Kraft und der Tugend verborgen sind! Wer dich gelernt hat, weis alles, was er wissen muß, kann alles, was er können muß, und hat alles, was er bedarf! Ist reicher und mächtiger, als er sagen darf. Ist auch, — ich darfs keinem ins Ohr sagen, was er ist — — —; aber aller Herzen werdens empfinden, und frolocken in unaussprechlicher und herrlicher Freude. —

Wohin, Brüder, irr ich, nicht irr ich — wohin führt mich die Hand, die alle meine Tritte lei-

tet, und alle Worte für die mir darreicht, die für mich bitten?

Ja! so viele zu wissen und zu kennen, die bereits, ehe sie mein Angesicht sahen, meinen Namen, den alten, der mit dem alten irdischen Menschen zu Grunde geht, und so wenig, als der das Reich Gottes erben kann und wird — so viele, die meinen Namen in ihrem Gebet und ihren Danksagungen vor Gott nennten, und nun noch mehrere, die, nachdem mir Gott ihre Liebe zu hören und zu schauen gab, zu schauen das Siegel Gottes auf ihrer Stirn — so viele, die für mich beten — wenn das nicht stärkender Trost, das nicht Stimme Gottes ist. „Sey getreu bis in den Tod“! Das mich nicht hoch und höher hebt, als die hohe und weite Sichtbarkeit hinreicht, das nicht mir Beruf ist, seine Sache mit mehr Einfalt und Treue und Eifer und Herzlichkeit zu besorgen; so bin ich elender, als alle Menschen. — Aber nein! gewiß glücklicher, als alle Menschen, daß Gott mich so trägt, auf diesen Flügeln seiner Barmherzigkeit mich aus dem Staube empor hebt, daß er mich gleichsam nöthigt — nicht länger zurück zu sehen; sondern nur vorwärts, vorwärts!

Ja, Ihr alle, die dies lesen oder hören, mein Angesicht gesehen, oder nicht gesehen haben — wenn ihr wüßtet, welch ein zertretener Wurm ich bin, wie Nichts ich bin, wie unendlich viel schwächer,

als

als keiner meiner Freunde glauben, keiner meiner Feinde argwohnen kann, wie ich oft nahe an die tiefsten furchtbarsten Abgründe hingerissen werde, oder von selbst hinstürze; — wüßtet, wie ich augenblicklich nur von der sichtbarsten augenscheinlichsten Gnade leben muß, wie oft ich mir und Gott unerträglich vorkommen muß — in der erbärmlichsten Selbstsüchtigkeit, die mich so oft in den reinsten Gesinnungen und besten Thaten wie ein Räuber überfällt; — wenn ihr wüßtet, was alles auf mir liegt, Läste, die ich mir selbst aufgeladen habe, und Läste, die mir so manche andere aufladen, die auch schwer zu tragen haben. Ach wenn ihr wüßtet, wie Leichtsinn und tiefe Melancholie so oft in mir mit einander kämpfen, und mit einander abwechseln, wie selten ich bey dem Gedränge, in dem ich lebe, in der edeln heitern Ruhe, in der sanften reinen Würksamkeit, die keine Absicht, kein Ziel hat, als Jesus Christus, wie selten ich in der schönen Einfalt Christi stehe, die die höchste Gottesruh und Gotteswürksamkeit war — — wenn ihr das, und noch so manches andere wüßtet, das ich diesem, ach leider! schon zu öffentlichen Blatte nicht anvertrauen darf, wie würdet ihr meiner brüderlichen Bitte so gern willfahren, **meiner täglich einmal ausdrücklich vor Gott unserm Heilande zu gedenken!**

O Brüder und Schwestern, schon so manchem unter Euch hab ichs gesagt, oder geschrieben: Was

Ihr

Ihr für mich thut, thut Ihr für Euch! Wollt ihr, daß Gott durch mich auf Euch würke; so laßt Gott auch durch Euch auf mich würken, damit wir immer mehr zur Einigkeit des Geistes kommen, und näher seyn dem großen bewölkten — schrecklich fernen und wunderbar nahen Ziele — unter uns Eins zu werden in Christo, wie er und der Vater Eins ist.

Ich schreibe — und verstehe noch wenig von dem, was ich schreibe; zwar alles, was die Welt verstehen heißt; — aber sehr wenig von dem, was der Geist der Wahrheit in Christo, rechter Verstand des Geheimnisses Christi heißt.

O Unterschied wörtlicher und anschauender Erkenntniß, der Einbildungskraft und des Herzens! des Herzens und des ganzen göttlichen Menschen in uns, der lauter Geist und Leben und Ebenbild Gottes ist, und alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit ergründet.

O Wahrhaftiger! Einziger! wie wenige kennen dich, und deinen Sohn, und wissens aus unmittelbarer Erfahrung, daß dich in ihm erkennen ewiges Gottesleben ist!

O unaufhörliches Schwätzen, Disputiren, Predigen, Schreiben von dem, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und was in keines Menschen Herz aufgestiegen ist — ich meine von dem, was Gott schon in diesem Leben denen bereitet hat, die ihn lieben.

Uns

Uns, hieß es in den Zeiten der Wahrheit und des Geistes, uns hat es Gott durch den Geist geoffenbaret! Wir wissen, was uns von Gott geschenkt ist.

O Brüder, o Schwestern vom silbernen Thron an, bis zum simpelsten Holzstuhl — verzeihet mir mein Stammeln an Euch! — — — — — Ich umarme Euch alle im Geiste, und freue mich Eurer alle auf den Tag Jesu Christi.

Schriebs zu Zürich
den 18ten Septemb. 1774.

J. C. L.

Hier sind noch einige seiner sonderbaren, schwärmerischen Gedanken, die er von Monat zu Monat an seine vertrauten Freunde schrieb. Ich setze sie eben so abgebrochen, so unbestimmt hierher, als sie in seinem Manuscript zu lesen sind.

Unendliche Mannigfaltigkeit, unendliche Einheit ist alles, was wir sehen. Jedes ist von jedem verschieden, und alles ist dennoch nur Eins. — Suche Ruhe, wo du willst, du findest sie nirgends als in der Einheit: du findest sie auch in der Vielheit, wenn sie dir Einheit ist. — Was ist, ist irgendwo. — Was aus Fleisch geboren ist, das ist Fleisch; was aus Geist geboren ist, das ist Geist; was aus Gott geboren ist, das ist Gott —! Alle

Gnade

Gnade ist Natur, und alle Natur Gnade. — Wenn Herodes um seines Eidschwures willen tödtet, wie wird Gott um seines Eidschwures willen lebendig machen. — Wer hören kann, kann alles. — Sprich nicht: was werden die Menschen auf Erden, sondern sprich: was werden die Engel im Himmel von mir urtheilen? — Ich will lieber unter dem Pabst, als unter dem Zwang eines menschlichen Lehrbuchs stehen. — Dein Feuer sey Licht, und dein Licht Feuer. — Ich kann mir kein Mittel denken, Jesus entweder Gott, oder ein Atheist. — Alles, was Gott ist, ist Christus menschlich. — Wüßtest du, was Christus ist, du wüßtest, was Gott ist, und was du bist. Wüßtest du, was du bist, du wüßtest, was Gott und Christus ist. — Wie der Sonnenstrahl Sonne ist, so ist, was aus Gott geboren ist, Gott. — Wer Christus bloß als seinem Herrn gehorcht, der ist sein Knecht, wer ihm als Gottes Sohne, und als ein Kind seines Vaters gehorcht, sein Bruder, und wer mit ihm sympathisirt, sein Freund u. s. w.

Nachtrag
zur
Fortsetzung der Revision.

Nicht unwichtig, sondern sehr lehrreich für die Seelenkunde sind die Selbstgeständnisse des Herrn Basedow *), Semler **), Jung ***), und Anton Reiser von ihrem Charakter, und die Erzählungen ihrer Jugend- und Männerjahre überhaupt. So leicht mit dergleichen Charakterschilderungen ein Mißbrauch getrieben werden kann, und auch wirklich seit der Zeit, daß Rousseau so viele, freylich sehr unrousseauische Nachahmer gefunden hat, damit getrieben wird; so interessant können jene Schilderungen werden, wenn sie von aufgeklärten Männern herkommen, und wirkliche philosophische Auflösungen gewisser wichtigen, geistigen und moralischen Phänomene der menschlichen Natur in sich enthalten. Durch dergleichen Auflösungen muß die Wissenschaft durchaus gewinnen, und sie werden uns oft zu einer richtigern Kenntniß des Menschen führen, als es die Speculation thun kann. Je früher jene aufgeklärten Männer sich zu beobachten angefangen haben, und je aufrichtiger sie in ihren

*) 1. B. 2. St. S. 34. ff. **) 2. B. 1. St. S. 96. ff. ***) S. 115.

ren Bekenntnissen sind, desto mehr werden wir durch sie einsehen lernen, welche Umstände sie gerade so und nicht anders bildeten; welche einzelne und allgemeine Eindrücke aus der frühen Kindheit sie mit in die übrigen Jahre und Geschäfte des Lebens hinüber nehmen; wie die Gewohnheit zur andern Natur bey ihnen wurde; wie sich nach und nach ihre Begriffe in Absicht des abstrakten Denkens, und ihre moralischen Gefühle bildeten; was Nachahmungstrieb, oder eigene selbstständige Geistes-kraft und Thätigkeit zu ihrer Entwickelung beytrug; welchen Kampf es der Vernunft kostete, nach und nach über die Sinnlichkeit Herr zu werden, und wie diese Sinnlichkeit doch mit das vornehmste Vehiculum ihrer Ausbildung wurde, indem die Vernunft sie recht zu nutzen wußte.

Jeder große Mann wird erst durch die äußern Bestimmungen groß, die seinen Geist aufwecken, und irgend auf eine Seite besonders hintreiben. Die Geniekraft des Geistes muß freylich erst zu Grunde liegen; aber sie wird ohne besondere hinzugekommene Umstände, wie bey so viel tausend Menschen geschieht, unterdrückt bleiben, und vielleicht Jahrtausende lang schlummern. Es ist sehr wichtig, die individuellen Umstände, Lagen und Bestimmungen zu wissen, unter welchen große Männer gebildet wurden, und sie dann gleichsam Schritt vor Schritt in ihrem Ideengange zu verfolgen. Aus Schilderungen desselben, aus einer richtigen Darstellung

der

der Geistesentwicklung einzelner Menschen wird der Pädagoge die vortreflichsten Regeln der Erziehungskunst abstrahiren können, auf welche er durch bloße Speculation nie gefallen seyn würde. Sehr viele Erzieher erziehen, ohne ihre Zöglinge genau zu kennen, sie beurtheilen zu oft das Kind nach dem Aeussern, und nicht nach seinen innern Gemüthslagen, und der jedesmaligen Masse von Gefühlen, die sich in ihm schon entwickelt haben. Dadurch muß eine durchaus schiefe Erziehungsmethode entstehen, und Anton Reisers psychologischer Roman, ein Buch, von dem ich mehr sagen würde, wenn das Publicum seinen Werth nicht schon allgemein anerkannt hätte, enthält in dieser Absicht die lehrreichsten Winke in sich, wie nothwendig es sey, bey der Erziehung den jedesmaligen Gemüthszustand der Kinder zu studiren, und wie gefährlich für die Bildung junger Seelen die kleinste Abweichung von dieser Regel seyn wird.

Herrn Basedows Selbstgeständnisse sind um so viel wichtiger und lehrreicher, da sie von einem Mann von scharfer Denkkraft, enthusiastischer Herzenswärme, und kühner Unternehmungssucht kommen. Eigenschaften, die seinen Charakter und seine Leidenschaften oft auf die sonderbarste Art gestimmt haben, und bey einer so starken Anlage zu einer finstern Hypochondrie um so viel mehr stimmen mußten.

„Ach wäre ich“, sagt er in einer bekannten Streitschrift, „wie vom Geize, also eben so frey von verdienten Vorwürfen unsittlicher Würkung des beym Widerspruch ruhmredigen Kraftgefühls, welches wahrlich den stärksten schwächt; und des übertriebenen Grams, wenn gemeinnützige Anschläge mißlingen; und des kurzen aber heftigen Zorns gegen Widersacher, wenn die Stärke des Getränks mit dem Gram würkt; und den Vorwürfen der Ungezogenheit, die in solchem Zustande auch wohl in der seltnen Frölichkeit deutlich zeigt, daß ich in dem Gegentheile aller Arten der guten Erziehung aufgewachsen, und daß mein bischen Politur ein zu spätes Kunstwerk sey“. –

Wahrlich ein sehr aufrichtiges und interessantes Bekenntniß! Man gehe alle diese sich selbst gemachten Vorwürfe durch, und man wird die Gegenstände dieser Vorwürfe vornehmlich in einer schlechten Erziehung des großen Mannes finden. Die Stärke ihrer Eindrücke, das rohe, unbiegsame, kühne Kraftgefühl des sich ganz fühlenden Knaben hatte er mit in seine männlichen Jahre hinüber genommen, ohne daß ihm eine vernünftige Erziehung eine bessere mit der Menschenwelt homogenere Richtung gegeben hätte, und ohne daß die zu spät hinzugekommene Cultur seinen Naturcharakter in bescheidnere Gränzen einschliessen konnte. Sobald jene ersten Eindrücke gereizt wurden, sobald sich seiner

ner thätigen Phantasie ein wichtiger, oder wichtig scheinender Gegenstand zeigte, sobald man ihm widersprach, und seine Plane verrückte, wich fast immer jene Cultur, jenes zu späte Kunstwerk, ganz zurück, und er handelte, wie ein isolirter sich selbst gelassener Naturmensch, der sich fühlt, handeln wird, ohne auf die Verhältnisse des uns so nothwendigen geselligen Lebens eine genaue Rücksicht zu nehmen.

„Ach wäre ich so frey", fährt er fort, „von Vorwürfen des Spiels zu gewissen Zeiten, welches von jeher, bald mehr bald weniger meine einzige Zerstreuung war; da nur ein Zehntel der Natur in meine von Jugend auf schwache Augen fällt, da die Tonkunst mir fremd geblieben ist, und da nur wenige Arten von gesellschaftlichen Gesprächen mich unterhalten, nehmlich solche, wodurch ich merklich lernen, oder merklich lehren kann. Die von der ersten Art aber sind in meinem Alter schwer zu finden, die von der andern Art werden meinen Gesellschaftern bald unangenehm".

Die Entschuldigungen seiner Spiellust, welche Herr Basedow hier angiebt, entschuldigen ihn sehr wegen jenes großen Hanges, der freylich leicht bey einer heftigen Gemüthsart, bey einer beständig regen Thätigkeit der Seele, die gern unausgesetzt beschäftigt seyn will, ins Uebertriebene ausarten konnte, und endlich einen hohen Grad eines unsittlichen

Betragens veranlaſſen mußte, wenn die Stärke des Getränks ſein Blut in Bewegung ſetzte. In dieſer letzten Abſicht iſt vornehmlich folgendes Bekenntniß ſehr merkwürdig.

„Ich muß, (ſo iſt meine Natur und Verwöhnung) wenn mir etwas gelingen ſoll, nicht anders arbeiten, als mit einer auſſerordentlichen Anſtrengung und Ausdaurung, welche zuweilen faſt allen Schlaf hindert. Sonſt verliehre ich gar leicht den Faden in dem Labyrinthe, in welches ich als ein Erfinder und Beurtheiler der Wahrheiten und vornehmlich der Methoden und Lehrmittel mich hinein begeben habe. Dadurch verfalle ich denn endlich in einen Zuſtand, daß ich eine Vernichtung aller Geiſteskräfte, ſogar der Vernunft, befürchten muß, wenn ich mich nicht auf eine Zeitlang gleichſam mit Gewalt losreiſſe und zerſtreue, und gewiſſer Beſorgniſſe wegen zuweilen auſſer Hauſes. Eben die Würkung hat der Anfall des ſtarken Grams. — — — Trinke ich nun in einem ſolchen Zuſtande keinen Wein, oder höchſt wenig; ſo werden meine entweder zu arbeitſamen oder zu kummervollen Grübeleyen nicht unterbrochen, und ſo bleibe ich in Gefahr, gänzlich zu erliegen, davon ich den Anfang ſehr trauriger Würkungen zuweilen ſchon erlebt habe“.

Hiezu kommt, nach meiner Meinung, noch ein anderer pſychologiſcher Grund, den Herr Baſedow nicht mit angegeben hat, nehmlich ſich in der einmal

mal erregten Lebhaftigkeit der Ideen und Gefühle zu erhalten, was so sichtbar in der Natur einer lebhaften Gemüthsart gegründet ist. Wenn die menschliche Seele einmal von starken, viel umfassenden und heftigen Vorstellungen in Schwung gebracht ist, wenn ihre Gefühle in einer schnellen Folge sich zu erzeugen und zu unterhalten angefangen haben; so kann sie nicht gleich in ein ruhiges Gleichgewicht ihrer Empfindungen zurück kehren, sondern pflegt alsdenn neue, obgleich oft mit den erstern Gegenständen heterogene Erschütterungen aufzusuchen, und es läßt sich vermöge dieser Analogie bey sehr lebhaften Leuten der Uebergang aus starken angestrengten Speculationen in starke sinnliche Ideen und Empfindungen, so sehr beide von einander verschieden seyn mögen, leicht denken.

„Ich kenne in der Mischung dieses Lichts und Schattens", sagt er weiter, „meines Gleichen nicht. Vielleicht liegt eine natürliche Ursach darinnen, daß mich ein außerordentlich lebhafter Vater gezeugt, und eine meistentheils bis zum Wahnsinne melancholische Mutter geboren hat".

In diesem Zustande kann ich nun schlechterdings nicht vorher errathen, wie viel oder wenig mir diene. Würkt ein unvermuthetes Erinnerungsmittel einer Kette von Ursachen des Grams, so scheint sich, wenn ich auch fernerhin Wasser trinke, (besonders wenn ich zum verdrüßlichen Reden veranlaßt werde,)

die Kraft des schon getrunkenen Weins zu vervielfachen. Ich rede erst wahr und derb, dann wahr und unvorsichtig, dann wahr und unsittlich, weil ich bis ins achtzehnte Jahr unter lauter sehr gemeinen Leuten durch schlechte Redensarten erzogen bin, und also, wenn ich die Feder nicht in der Hand habe, jeder unbesonnene Affect mich in diese ungeschliffene Sprache wieder zurück führt".

„Daher wähle ich zuweilen, wenn Gelegenheit ohne mich da ist, in solchem Drange meiner Gedankennoth lieber ein die Aufmerksamkeit erzwingendes Spiel, als den Wein. Wenn ich aber nicht entweder zur Verbesserung der Wissenschaften, oder im Gram grüble, alsdann und also gemeiniglich lebe ich höchst ordentlich und enthaltsam von Wein und Spiel".

Herrn Semlers Confessionen von seinem Charakter und seiner Erziehung, welche in seiner bekannten Lebensbeschreibung hie und da zerstreut liegen, zeichnen sich vornehmlich durch die sonderbaren Umstände einer mystischen Erziehung aus, die er von seinem frommen Vater, welcher Anhänger einer damals sehr herrschenden Secte war, bekam. Der junge Semler sträubte sich lange gegen die frommen Gaukeleyen der Wiedergebornen, endlich gab er nach, und fand an der Lebens- und Denkungsart derjel-

derselben Behagen. Vielleicht wäre dieser für die theologische Litteratur und Religionsaufklärung so wichtig gewordene, und wegen seiner gelehrten Verdienste so schätzbare Mann für die Welt ganz verloren gegangen, wenn ihn nicht besondere Umstände, und sein eigener thätiger, nach Wahrheit forschender Geist aus dem Pfuhle der Mystik noch zur rechten Zeit herausgerissen hätten. — So scheint doch endlich bey guten Köpfen, welche sich in irgend ein sinnlich mystisches System verwikkelt haben, die Vernunft ihre gesunden Rechte zu behaupten, und es ist mir nicht sehr wahrscheinlich, daß Mystik viel große Köpfe wirklich unterdrückt haben sollte.

„Durch vieles Zureden seines ältesten Bruders (der auch ein frommer Bruder war,) und Vaters wird er endlich überwunden, in die Versammlungsstunde zu gehen, und fängt mit zweyen seiner Nebenschüler (auch von der Brüderschaft,) einen anhänglichern Umgang an. „Ich kann nicht sagen", heißt es weiter, „daß mich in der ersten Zeit diese Stunde sehr bewegt oder gerührt hätte, sogar viel abgeschmacktes kam vor unter den Erzählungen des Seelenzustandes nach den einzelnen Tagen und Stunden; von dem Seelenfreund u. s. w. immer einerley; nur immer schlechter und gezwungener".

Sehr natürlich! ein gesunder noch unverschrobener junger Kopf konnte unmöglich gleich Anfangs an solchen langweiligen, zum Theil albernen Unterhaltun-

haltungen einen Geschmack finden. Am Ende aber würkten sie doch so sehr auf den jungen Semler, daß er seine bisherige Frölichkeit verliert, seine vorigen lieben Gesellschafter vermeidet, und wenn er einmal mit einem spricht, ihn zur Nachahmung reizt. Ein Beweis, wie stark die Proselytenmachersucht mit der geglaubten Wiedergeburt verbunden ist. Diese Leute scheinen eigentlich mehr aus einem warmen Gutmeinen, als aus Ehrgeiz, andere in ihre Netze zu ziehen. Sie fühlen sich in dem dumpfen Gefühl der Gnade so glücklich, daß sie auch andern dieses Glück herzlich wünschen, und die Menschen bedauren, die sich durch die Vernunft noch bey der Nase herumführen lassen.

Doch will es immer noch nicht recht mit ihm zum Durchbruch kommen. „Kein Winkel im Hause war übrig", sagt er, „wo ich nicht, um gewiß allein und unbemerkt zu seyn, oft gekniet und viele Thränen geweinet habe, Gott möge mich der grossen Gnade (die Versiegelung, daß ich ein Kind Gottes sey,) würdigen. Allein nun fehlte mir das, was jene Glauben nannten. — Ich blieb also unter dem Gesetz, in einem gesetzlichen Zustande, wie es hieß. Ich untersuchte mich aufs alleraufrichtigste, ob ich wissentlich noch einer geistlichen Unart nachhinge, oder einen Bann behielte. Ich besane mich, daß ich zwey- oder dreymal einen Sechser behalten, und einen Pfennig oder Dreyer in die Armen-

menbüchse des Sonntags gesteckt hätte. Ich sagte es meinem Vater, und bat um so viel Groschen, die ich nächstens mit großer Freude einsteckte. — Ich hatte aus unvorsichtigen lateinischen und grichischen Asceten wirklich Principia von eigener Büßung und Genugthuung im Kopfe, und bey dieser innerlichen Unruhe war die selbst dictirte Strafe und Erniedrigung wirklich eine innerliche Beruhigung.

Diese Schilderung kommt mir wichtig vor, und man sieht daraus, wie die Menschen auf eigene Büßungen und Casteiungen gefallen sind, und darin erhalten werden. Der Gedanke, daß man sich selbst Martern anthut, um sich zu bessern, daß man sich also eines sehr guten Willens bewußt zu seyn glaubt, und die damit verbundene sich selbst genugthuende Phantasie, die alle Religiosen geisselt, muß ganz natürlich ein inneres angenehmes Behagen erzeugen, daß bey aller Demüthigung, die es vorauszusetzen scheint, doch immer noch in einem geistigen Eigendünkel seinen Grund haben mag.

„Ich rechnete es", fährt er fort, „zur Aufrichtigkeit und meiner Schuldigkeit, recht traurig zu seyn. Mehrere Monate war ich in diesem Hange zur steten geistlichen Betrübniß". Auch auf der Academie daurt dieser Zustand durch den Umgang mit zwey seiner mystischen Freunde fort. Sie rathen ihm das unselige Studiren wegzuwerfen, der Heiland

Heiland könne besser lehren, als Menschen. „Es entstund eine seltsame Unruhe in mir, ein ängstliches Mißfallen an mir selbst, an allen noch so rechtmäßigen und und unschuldigen Handlungen. — In den Collegiis war ich fast lauter Gebet und Application; kam von bösen Menschen vor in Psalmen oder Historie: so sagte ich mir immer, so böse waren die doch nicht, als ich. Recht gut weis ich es noch, daß, als ich einst ganz allein Abends aus dem Collegio auf dem großen Platze des Waisenhauses spazieren ging, in tiefer Betrübniß wünschte: o wäre ich dieser Klumpe Eis, dieses Stück Holz!

Die alte Liebe zu den **Humanioribus** erwacht in ihm wieder, und er kauft sich die **scriptores rei rusticae.** — Sein schwärmerischer Freund ist unzufrieden über den Kauf eines weltlichen Buchs, und **Semlern** wird dadurch die ganze Freude verbittert. Endlich reißt ihn doch jene Liebe zu den Alten, und der Umgang mit **Baumgarten** aus dem mystischen Wesen heraus u. s. w.

Die damaligen frommen Brüder waren Leute von einer besondern Gattung, und unterscheiden sich sehr von den heutigen Schwärmern dieser Art, weil auch diese klüger geworden sind, als ihre Vorgänger. Jene bestanden aus einem Haufen dummer unwissender Menschen, die eine alberne Frömmigkeit selbst auf den Straßen an den Tag legten, und in einem

Aufzuge

Aufzuge einherzogen, woran man ihre Abneigung von allem, was weltlich heißt, erkennen sollte. Sie verachteten alles eigentliche Studiren, beteten halbe Tagelang in ihren Zusammenkünften, und rühmten sich eines innern glücklichen Gefühls, das sie freylich nie definiren konnten, und Gnade genannt wurde. Es ist bekannt, wie viel ein berühmtes deutsches Erziehungsinstitut zur Ausbreitung eines solchen albernen mystischen Wesens beygetragen hat.

C. F. Pockels.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Beyspiel einer sonderbaren Ohnmacht. 15
2. Ein schwer zu erklärender Traum. 18

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber die Schwärmerey und ihre Quellen in unsern Zeiten, von D. Jenisch. 23

Nebst einem Anhang über den nehmlichen Gegenstand, von P. 41

2. Ein Traum. 48
3. Materialien zu einem analytischen Versuch über die Leidenschaften. 52

4. Der philosophische Landchartenhändler, von F. W. Jon. Dillenius. 66

5. Eine Traumahndung. 75

6) Solamen miseris socios habere malorum. 77

7. Allgemeine Betrachtungen über Sprache, von J. L. A. Schlichting. 82

8. Noch etwas von Ahndungen, von Ebendemselben. 91

Beyträge zur Geschichte der Schwärmerey in unsern Zeiten. 96

Nachtrag zur Fortsetzung der Revision. 113

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Druckfehler im 1ten Stück des 5ten Bandes.

Seite 2. Zeile 1. der unter sich, lies der unter ihnen sich S. 4. Z. 25. Anal l. Qual Z. 28. heben l. haben S. 6. Z. 2 Gefühl, l. Gefühl S. 9. Z. 16. würde l. würden S. 13. Z. 26. holfen l. halfen S. 18. Z. 10. deren l. davon S. 19. Z. 23. Bongainville l. Bougainville S. 28. Z. 26. Messern l. Messer S. 29. Z. 18. wenn l. wenn man S. 60. Z. 9. natürliches l. würkliches S. 72. Z. 12. möchten l. müssen S. 74. Z. 4. Homer l. Home Z. 19. gewünschten l. gemischten S. 75. Z. 8. da l. das S. 85 Z. 8. Cordan l. Cardan S. 96. Z. 29. l. zu beleidigen S. 97. Z. 19. l. jeden meiner gegen sie begangenen Fehler S. 111. Z. 26. Seelenliedern l. Seelenleiden.

Im 2ten Stück des 5ten Bandes.

S. 19. Z. 4. ore vinoro l. ore vinoso S. 21. Z. 30. leben l. Leben S. 28. Z. 17. Kindes l. Feindes S. 32. Z. 8. des Witzes l. des Milzes S. 39. Z. 10. Würdigkeit l. Widerwärtigkeit S. 62. Z. 17. vasa l. rasa S. 63. Z. 8. oft l. als S. 66. Z. 24. Ist seeming l. It seeming S. 67. Z. 8. can bo l. can be Z. 14. κοιρας ερρορας l. κοινας εννοιας Z. 23. von da l. von der S 68. Z. 4. nie l. eine S. 71. Z. 5. leben l. haben S. 72. Z. 14. Cortesianer l. Cartesianer S. 78. Z. 25. Anfänger l. Anfänge Z. 29. verschwinden l. entstehen S. 87. Z. 4. bevorstehenden l. hervorstehechenden S. 91. Z. 27. Bescheinungen l. Erscheinungen.

Noch ist S. 12. Z. 2. anstatt des Worts: **betrogene** zu lesen: **heterogene**.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

5 JUL 2001

Helene Tschacher
Buchbindemeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990